UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 888 046 8

Caroline
Limmer.

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

EX BIBLIOTHECA
FRANC. BABINGER

Fragmente aus dem Orient.

Zweiter Band.

EX BIBLIOTHECA
FRANC. BABINGER

Fragmente

aus dem

Orient.

Von

Dr. Jakob Ph. Fallmerayer.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1845.

EX BIBLIOTHECA
FRANC. BABINGER

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

DF
725
F19f
v. 2

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

IX. Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. 1. 1
X. Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos. 2. . . . 51
XI. Fünf Wochen in Theſſalonika 141
XII. Reiſe von Theſſalonika nach Lariſſa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Theſſalien 198
XIII. Reiſe von Lariſſa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß 324
XIV. Das ſlaviſche Element in Griechenland 367
XV. Wie der Fragmentiſt wegen ſeiner Anſichten über das griechiſche Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verſtändniß mit einem Theil der helleniſchen Literaten bringt und auch ſeinen Gegnern in Deutſchland keine Antwort ſchuldig bleibt 459
XVI. Wie der Fragmentiſt zwei deutſche Reiſewerke über Griechenland mit einander vergleicht und nebenher den friesiſchen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert . 479

DSW
1829408

IX.

Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos.

1.

„Verlaß die Welt und komm zu uns," sagten die Mönche, „bei uns findest du dein Glück. Sieh nur dort die schön gemauerte Klause, die Einsiedelei am Berg, eben blitzt die Sonne abendlich in die Fensterscheiben! Wie lieblich das Kirchlein unter Weinranken, Lorbeergehäge, Baldrian und Myrten aus dem Hellgrün des laubigen Kastanienwaldes blickt! Wie silberhell es unter dem Gestein hervorsprudelt, wie es murmelt im Oleanderbusch! Hier hast du milde Lüfte und die größten aller Güter — die Freiheit und den Frieden mit dir selbst. Denn frei ist nur wer die Welt überwunden und seinen Sitz in der Werkstätte aller Tugenden (ἐργαστήριον πασῶν ἀρετῶν) auf dem Berg Athos hat." Es war voller Ernst, die frommen Väter erkannten ihren Mann, die Melancholie, die Sehnsucht, den Preis der Einsamkeit und den Zauber, den Waldöde und frische Scenen der Natur über weltmüde Seelen üben.

Nicht als Mönch, dazu gehöre eigener Beruf, sondern als unabhängiger Bundesgenosse sollte ich meine Hütte im Revier ihrer heiligen Gemeinschaft aufschlagen und frei von allem Zwang gleichsam als Kostgänger irdischer Glückseligkeit in Gebet, in Sammlung des Geistes, in Leseübung, in Gartenarbeit, in Gesellschaft oder allein durch die buschichten Wälder streifend, allzeit aber im Frieden ausharren, bis der Lebensfaden abgelaufen und die Morgenröthe der schönern Welt erscheint. Für jetzt soll ich noch in die Heimath gehen, verkaufen was ich habe, sollte die tausend Wurzeln, die mich ans abendländische Leben fesseln, muthig aus dem Herzen reißen und ohne Zagen auf die Insel der Glückseligkeit und des Friedens zurückeilen. Für eine mäßige Summe,[1] ein für allemal dem Kloster St. Dionys bezahlt, sey ich lebenslänglich Herr der romantischen Klause, nachdem man contraktmäßig festgesetzt, wie viel ich wöchentlich an Brod, Wein, Mehl, Hülsenfrucht, getrockneten Fischen, Oliven, Licht, Feuerung und anderer Nothdurft für mich und meinen Begleiter aus dem Klostervorrathshaus zu beziehen habe. Das Angebot — ich gestehe es — war verführerisch. Alle Qualen des Occidents, das junge Heidenthum, die Bücherfluth, L...s zwölf dicke Bände über deutsche Urgeschichte, von der man so wenig Kunde hat, ach!

[1] 1200 fl. rhein.

zwölf Bände voll Redefluß, voll Kunst und voll unfruchtbarer Gelehrsamkeit; Feuerbachs gigantische, trostlose Philosophie, die Compendienschreiber fielen mir ein und die schlechten Künste, die Eitelkeit, die Ignoranz, der Hochmuth, der Schmutz und die Langweile, die sich überall vordrängen, dazu noch der Leipziger Meßkatalog, das Titanische im Wissensdrang und der ungestillte Durst nach Erkenntniß und Genuß; Wankelmuth, Parteisucht, Demagogenehrgeiz und Experimentalregiment, Abd-el-Kader, die Pariser Advokaten, germanische Verblendung, Mobilew und das verlorne Glück bestürmten zu gleicher Zeit den Sinn. Ich wankte schon und wollte von so vielen und so großen Uebeln Sicherheit erkaufen als Klausner auf der grünen Berghalde St. Dionys. Nach einer Nacht voll innerer Bewegung stieg ich in aller Frühe den Klosterfelsen hinab zum Orangenbach, und auf der gegenüberliegenden Seite der Engschlucht zur Klause hinauf, um mein künftiges „Ohne-Sorgen" in der Nähe anzusehen. Indessen senkte sich über Steilwände und Felsengewirre im feiertäglichen Schimmer das Sonnengold vom einsamen Athos-Gipfel langsam zum Tannenwald herab, legte sich nacheinander auf das helle Kastanienlaub, auf das Platanendickicht, auf die Klause und ihre Gärten mit Herbstflor und Rebgelände, und erreichte endlich die Nußbäume, die Limonien und das dichtverschlungene, laubichte Geranke der waldichten Schlucht, fiel auf

das Burgverließ, auf den bleigedeckten Dom und die byzantinischen Kuppeln, auf die Mauerzinnen und Söller von St. Dionys: unten lag spiegelglatt der weite Golf und von innen tönte Glockenklang, süße, heimathlich melancholische Seelenmusik des Christenthums. Ach wäre der Mensch bleibender Glückseligkeit hienieden schon fähig, wo empfände er ihren himmlischen Reiz, wenn nicht in der grünen Waldstille dieses beglückten Chersoneses! Man begreift, wie einst Sertorius, müde seiner Zeit und ergriffen von unendlicher Sehnsucht nach Frieden, mitten im Tumult des Bürgerkrieges auf den Gedanken kam, vor sich selbst zu entfliehen und fern von dem tobenden Sturm der Römerwelt den Rest seiner Tage hinter Celtiberien auf den „Glücklichen Inseln" zu verleben. Sertorius ging aber nicht auf die glücklichen Inseln, wollte Seelenfrieden erringen ohne den Lockungen der Ehrsucht zu entsagen, hatte die Liebe zu Herrschaft und Sinnenrausch noch nicht erstickt, die Welt noch nicht überwunden wie die anatolischen Tugendhelden, die freiwilligen Selbstpeiniger und Kampfzeugen in den Kastanienwäldern und lorbeergeschmückten Thalschluchten des Athosberges, dieses kolossalen, von der Natur selbst aufgethürmten und mit unverwelklichem Festgewande umzogenen Münsters von Byzanz. Das Bild ist nicht phantastisch, es ist naturgetreu, Athos ist Wald-Dom der anatolischen Christenheit. Ein mehr

als zwölf Stunden langes, zwei bis drei Stunden breites und durch eine schmale niedere Landzunge an den Continent gebundenes Bergeiland erhebt sich in isolirter Majestät über die tiefe Fluth des Strymonischen Golfes.[1] Das ist der Berg Athos. Langgestreckt ist die Halbinsel, nicht flach, auch nicht wellenförmig hingegossen, noch als schiefe Ebene nur auf Einer Seite aufsteigend, auch nicht ein mit Hügel- und Felsengewirre unregelmäßig ausgefülltes Conglomerat: haldig und sanft steigt es von beiden Strandseiten gegen die Mitte empor und läuft sattelförmig mit wachsender Höhe und Steile in langen Windungen fort wie ein Tempeldach, und am Ende strotzt leibig und wohlgenährt, von drei Seiten rund aus dem Wasserspiegel heraussteigend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachsen, einsam und frei die riesige Athos-Kuppel in die Lüfte, auf der Plattform ein weithin sichtbares Kirchlein, das höchste und luftigste Gotteshaus der morgenländischen Christen, zugleich Sitz der Sommerluft, der Andacht und der Windsbraut für die Athoniten. Man denke sich eine Augustnacht in Purpurflor und mit allen Reizen des Südhimmels angethan, den glatten Spiegel über bodenloser Tiefe, mildhauchende Seelüfte über die Gärten und Söller

[1] Im gewöhnlichen Karavanenschritt rechnet man von der Eingangsstation des Hagion-Oros bis zum äußersten Punkt bei Kloster Laura wenigstens achtzehn Stunden Zeit.

fächelnd, Nachtigallen im Rosenbusch, das lange Walddunkel und die Wachtfeuer auf der Bergspitze; oder wie das Morgenroth und der erste Sonnenstrahl goldfunkelnd auf die Felsenkrone fällt und weit unten auf dem Kastanienwalde noch schweigsame Nacht oder kaum das erste zweifelhafte Dämmerlicht über den Klosterzinnen am Strande liegt!

Athos ist Hochwarte des ägäischen Meeres und Leuchtthurm aller Orthodoxen in Byzanz.[1] Vom Festlande in das Meer hinausspringende Chersonese sind vorzugsweise eine Eigenthümlichkeit der griechischen Welt. Zu Kerasunt in Kolchis, bei Sinope in Paphlagonien und in der Nähe des Athos selbst hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald ausgeführt, nirgend aber ein so schlankes Maß angelegt, die Wände so romantisch ausgeführt und den Wuchs in so liebliche Formen gegossen wie hier. Ein felsichtes schroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über den Isthmus streichend, hütet wie ein Säulengang das Thor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Ueberschreitung dieser Querwand

[1] Die Höhe des Bergkegels beträgt nach Grisebach 6400 Fuß über der Meeresfläche, und um die Zeit der Sommersonnenwende fällt der Abendschatten, wie die Alten versichern und die Berechnungen der Neueren bestätigen, bisweilen auf den Marktplatz der Stadt Myrina der nahen Insel Lemnos.

über tiefe Schluchten und Hügel aus wildem Rosmarin den Hochpfad erklommen hat, thut sich eine Scene auf, deren Schönheit man wohl empfinden, aber nicht beschreiben kann.

Wie ein langer Silberfaden läuft über Sattelkamm und Bergschneide durch hellgrünes Gebüsch und dichtverwachsenes epheuumranktes Baumgewühl der Hochpfad mitten durch die Halbinsel bis zum hohen Athoskegel. Bald schroff und ohne vermittelnden Uebergang, bald sanft und in verlorenen Halden senkt es sich zu beiden Seiten des Weges in romantischen Vorsprüngen und verschlungenen Thalwindungen oder in weiten, amphitheatralisch ausgebogenen Prachtfächern über Waldöde, über lieblich bebautes Einsiedlergehöfte, in dunkelem Waldschatten, hier zum singitischen, dort zum strymonischen Golf hinab; die Sonne blitzt auf den Wasserspiegel und lockt, durch die laubigen Bäume fallend, eine Thräne wehmuthsvoller Erinnerung aus dem Auge des fremden Wanderers.[1] Tief unten am Strande, in weiter Entfernung von einander abgesondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder auf meerumbrandetes Gestein mittelalterlich hingezaubert, oder in waldüberhangenen Schluchten, an rauschenden Silberbächen, zwischen Limoniengärten

[1] „Weibische Empfindsamkeit!“ „geräucherter Schmerz der Deutschen!“ würde ein Moskowit bei dieser Stelle ausrufen. A. d. Verf.

und langwipflichten Cypreſſen heimathlich verborgen, erſcheinen die Mönchskaſtelle mit hohen Mauern, mit gewölbten Thorgängen, mit Glockenhaus, mit Wart- und zinnenbekränzten Feſtungsthürmen und eiſenbeſchlagenen Doppelflügeln zur Hut der byzantiniſchen Heiligthümer wider feindliche Gewalt. Das von der Natur zu beiden Seiten des Pfades in der Senkung der Bergflügel eingehaltene Ebenmaß, der bei aller Mannigfaltigkeit der Schwellung, bei allem Wechſel der Schatten, des Lichts, der üppigen Scenerie doch überall gleiche Abſtand vom Bergkamm gibt dem Auge die volle Herrſchaft über die wunderbare Doppelpracht.[1] Der ſchlankſtämmigen Pinie und der Weißtanne mit hellgrünen langen Nadeln begegnet man nur am Felſenportal des Eingangs und auf der obern Region des Steinkegels. Der langgeſtreckte Raum zwiſchen beiden iſt ein zuſammenhängender Laubwald von Platanen, Buchen, Grüneichen, Oel-, Feigen-, Nuß- und Kaſtanienbäumen, von Cypreſſen, Weinreben, Lorbeer- und Haſelſtauden, von Maſtixſtrauch, von immergrünen „Arbutuskirſchen“,[2] Maulbeer- und Obſtſtämmen aller Art — hellgrünes, luft-

[1] Zwei bis drei Stunden mag das Aufſteigen vom Strande zu beiden Seiten bis zum Longitudinalwege auf dem Bergſcheitel betragen.

[2] Arbutus, Erdbeerbaum, *Κόμαρος*, in alten Büchern auch Hagapfelbaum genannt, anderswo nur Geſtrüpp, hier 10 bis 12 Fuß hoher Baum.

durchfächeltes Berggewand, wo die Myrte, die Rosenhecke, der Weißdorn, der Smilax, die Coronilla, die schattige Globularia und das saftige Grün der Epheuranke auf dem Boden, über der Steinwand und am lebendigen Kastanienzaun alle Räume füllt; wo Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen überall den Sinn berauscht, wo es überall quirlt und rieselt und in langen Fäden von der waldigen Hügelterrasse fällt und fortrauscht mit Gemurmel im Erlbusch! Reitet man von der Hafenbucht herauf, die prächtige Abtei Xeropotamo vorüber, durch romantisches Waldgeschlinge zum Höhenkamm, trifft man mitten im Dunkelschatten des Laubwaldes, rechts am Pfade, eine grüne Alpenwiese mit Zaunwerk künstlich eingefriedigt, Sennhütte und Hürde neben Brünnlein und Bächen; es ist Mittagsgluth, die schweigenden Lüfte, das Bienengesumme, der Wanderer sitzt am Born, Kastanienlaub und Alpenflor schwanken im Wasserspiegel,

Quae simul aspexit liquefacta rursus in unda,
Non tulit ulterius,

„wie der Morgenthau in der Sonne, so schmilzt ihm die Seele in der Brust."

Wie jener Emir in Alhambra können wir Alle, selbst der Größte und Glücklichste, die Tage wahrer Seligkeit und innigen Entzückens aus unserem Leben ohne Mühe zusammenzählen. Ich werde einen Septemberabend in den Engthälern des kolchischen

Amarantengebirges und die Mittagsraſt am Wieſenplan ober Xeropotamo nie vergeſſen. Wie unbegreiflich, wie preislos und verächtlich doch in ſolchen Momenten all unſer Mühen und Streben erſcheint! Der Menſch iſt aber nicht zu ſtillem Genuß, er iſt zum Kampf geboren; ſchweigend eilt er am offenen Thor der Seligkeit vorüber und ſucht ſich neuen Gram.

Der Berg Athos mit dem gegenüberliegenden Küſtenſtrich des macedoniſchen Erzgebirges (Chalcidice), möchte man glauben, ſey eigentlich die Urheimath des Kaſtanienbaumes: nirgend, ſelbſt in Kolchis, treibt er mit ſolcher Fülle und Ueppigkeit aus der Erde hervor; nirgend iſt ſein Blatt ſo hell und warmgrün, ſeine Frucht ſo ſüß, ſein Wuchs ſo rieſenhaft, die Fortpflanzung ſo raſch und wucheriſch wie hier. Man denke ja nicht an die Magerkeit der Baumwälder in Südeuropa, oder gar an die langweilige Symmetrie und feingebürſtete Ordnung unſerer Hof- und Kunſtgehäge. Auf Hagion-Oros iſt freie Wildniß und kunſtloſes, von der Wurzel an heiter und breit belaubtes liebliches Dickicht in verſchlungenen Pfaden, durch die Meiſterhand der Natur für die Luſt menſchlichen Sinnes gepflanzt und aufgezogen. Wie es nur überall rankt und ſproßt und in geiler Ueppigkeit aus dem Boden dringt, ein kühnes unſterbliches Pflanzengeſchlecht mit urweltlicher Kraft vom zarten, geſtern gebornen Zweiglein bis zum ſtrotzenden Strauch und durch alle Zeit- und Lebensſcalen

hinauf zum Mannesalter, zum Secularbaum, zum antediluvianischen Koloß!

Daß erhitzte Phantasie und ideale Ausschmückung am Gemälde keinen Antheil haben, vielmehr jeder Pinselstrich aus Wahrheit und unmittelbarer Anschauung genommen ist, mag der Fremdling an sich selbst erproben. Er wandle nur bei schöner Zeit, wenn auch nicht über den ganzen Längen-Hochpfad vom Kloster Chilantari bis zum Riesenkegel, doch wenigstens über die reizende Partie oberhalb des Burgfleckens Karyäs bis zur Wegscheide, wo man vom Waldkamm in Schlangenwindungen südwärts zur Pomeranzenschlucht von St. Dionys niedersteigt. Ich zweifle, ob ein Europäer, ausgenommen Grisebach, je in diese Gegend des Berges gekommen ist, weil man in der Regel dem kürzern und bequemern Weg zur See von der Bucht unter Keropotamo dem romantischen Abenteuer zu Lande den Vorzug gibt. Freilich hat man wegen Empfindsamkeit und romantischen Schwärmens für prachtvolle Naturscenen und Waldeinsamkeit die Deutschen von jeher ausgelacht. Aber was soll man sagen, wenn der Bergabhang von Karyäs mit seinen luftigen Pinien, seinen Gärten, Cypressen und Rebenguirlanden bis zum Kloster Iwiron hinab sogar frostigen Seelen aus den britischen Inseln als ein zweites Eden erscheint, das Baumelysium von Kerasia aber mit seinen Sturzbächen zur Zeit der Frühlingsblüthe, wenn die Wasser

rauſchen und die Nachtigall im Buſche ſchlägt, ſelbſt von abgeſtumpften Klausnern und Weltüberwindern des Athos wie ein irdiſches Paradies geprieſen wird? Nur iſt alles Reden und Malen umſonſt, weil die Sprache zu arm und mit einem Schlage das Panorama in ſeiner Farbenpracht der Seele vorzuzaubern unvermögend iſt.

Daß in dieſer beglückten, von der Welt abgelegenen und von der Natur ſelbſt zum Sitze ſtiller Schwärmerei eingeweihten Wildniß nur Mönche wohnen und das Grundeigenthum ſeit Jahrhunderten als feſter, wohlverbriefter, unantaſtbarer Beſitz der einundzwanzig annoch beſtehenden Klöſter kataſtermäßig einregiſtrirt und keine Handbreit Land ſchwebend und ohne Eigenthümer iſt; ferner, daß die Grenzſcheide der einzelnen Kloſtergebiete ſchon lange und überall im Gehölze, am Bach, am Felsabhang, unter Hader, Prozeß und Plünderung türkiſcher Austrägalgerichte feſtgeſetzt und das ganze Gebiet für ſich ein zuſammenhängendes Gemeinweſen, eine feſte Körperſchaft mit aller im Sekularverbande herkömmlichen Ungleichheit in Vermögen, Macht, Anſehen, Erwerbsfähigkeit, Lebenspraxis, Leidenſchaft und Trieb, aber mit Municipalfreiheit und Selbſtverwaltung bilde, iſt zum Theil auch in Europa nicht mehr unbekannt. Nur möchte man auch von den frühern Schickſalen des grünen Cherſoneſes, von den Anfängen der Mönchskolonien, ihrer Einrichtung, ihrer Denkweiſe und

Sitte, ihrem Wirken und Schaffen, von Büchern, Architektur, Kunst, Gelehrsamkeit und Tugendspiegel der frommen Athosväter Einiges erfahren. Die Neugierde ist nicht unzeitig. Der heilige Berg mit seinem Urwald, mit seiner festverwachsenen und versteinerten Kirchenkonstitution ist Central- und Lebenspunkt des oströmischen Glaubens, gleichsam der Vatikan des Orients, Zielpunkt aller Sehnsuchten, Sammelplatz des Reichthums wie der kirchlichen Ueberlieferung, Freihafen und letzter Zufluchtsort aller Weltsatten von Byzanz, ja das einzige von Barbarentritt nie entweihte Fragment der orthodoxen Monarchie.

Fragt man aber die Mönche um eine dokumentarisch beglaubigte Geschichte des heiligen Berges und seiner Institute, erhält man überall dieselbe Antwort: es gebe keine. Aber warum macht ihr euch nicht ans Werk? habt ihr nicht Goldbullen, Papiere, Zeit und Ruhe genug? „Wozu wäre das gut?“ fragen die Väter entgegen, „wir sind hier nur vorübergehend, sind nur Gäste, die auf ihrer Wanderschaft zur Ewigkeit heute einkehren und morgen den Platz Andern überlassen: unser Geschäft ist Gebet und Kirchendienst, alles andere überflüssig“

Eine politische Rolle, wie die beiden benachbarten, von einem Kranz prachtvoller Pflanzstädte ehemals umschlungenen, aber weniger romantisch geformten Chersonese von Kassandra und Siggiá, hat die Halbinsel Akte mit ihrem Riesenkegel im

griechiſchen Colonialſyſtem nie geſpielt.[1] Die Gegend duldete keine große Stadt, weil des pflugbaren Bodens nur wenig und wegen des tiefen und ſturmvollen Meeres im Alterthum wie heute ſelbſt der Fiſchfang nur von geringem Belange war. Während in der Nachbarſchaft das gewaltige Potidäa und das reiche Olynth ihr Gewicht in die Wagſchale der griechiſchen Geſchicke legten, nennt die älteſte Notiz bei Herodot hier nur fünf unſcheinbare, nicht einmal von Hellenen beſetzte Orte: Dion, Holophyros, Akrathooi, Thyſſos und Kleonä, von denen man nicht einmal die Lage angeben kann, weil ſelbſt die Ruinen verſchwunden oder vielmehr im Bau der Mönchskaſtelle aufgegangen ſind. Nur die Stelle von Akrathooi verräth der Name; es mußte an der Spitze der Halbinſel am Fuße des Bergkegels liegen, wo heute die große Abtei Laura mit ihren Steinthürmen und Feſtungsmauern glänzt. Ohne Zweifel decken auch die reichen Klöſter Vatopedi und Xeropotamo mit ihren Buchten und Gartenhalden die Gräber zweier Athosſtädtchen. Aber nirgend eine Inſchrift, kein Grab, keine Urne, keine Spur. Sicherer Beweis, daß die Athoniten wie die benachbarten Volksſtämme in Thracien und Illyricum Barbaren ohne Kunſt und ohne Alphabet geweſen ſind, im Beſitze ihrer ärm-

[1] Athos ward im Alterthum bekanntlich auch Akte genannt, wie das heutige Kaſſandra und Siggia ehemals Pallene und Sithonia hießen.

lichen Heimath aber von den Hellenen nicht angefochten wurden.

Thucydides in einer merkwürdigen Stelle seiner Geschichte des peloponnesischen Krieges nennt die Bewohner der fünf obengenannten Städtchen auf Athos ein barbarisches Mischlingsvolk, das zwei Sprachen rede; zwar enthalte es einige Zuthat aus Chalcidice, Hauptbestandtheil aber seyen durchaus Pelasger und jene Tyrrhener, die einst auf Lemnos und in Athen hausten, dann Krestonier, Bisaltier und Hedonen.[1] Diese Stelle ist für die spätere Geschichte des Athos nicht ohne Wichtigkeit. Thucydides kannte jene Gegend vollkommen, verstand die barbarische Landessprache und wohnte zwanzig Jahre lang in der Nachbarschaft auf seinem Besitzthum zu Skapte-Hyle in Thracien.

Ohne Zweifel war das romantische Halbeiland Athos in vorchristlicher Zeit eben so wie heute ein Wallfahrtsort der umliegenden Völker, ein Nationalheiligthum und gleichsam thracisches Loretto, dessen Bewohner, wie jetzt die Mönche, zum Theil von Zehrung und milden Gaben heidnischer Pilger lebten. Stand nicht ein kolossales Bild des thracischen Jupiter auf der Spitze des Bergkegels, wo jetzt das Kirchlein Maria Himmelfahrt? und feierte man nicht in einem Tempel am Strande, wo jetzt die Abtei des

[1] Thucyd. lib. IV. cap. 109.

Philotheos, jährlich ein großes Heidenfest sämmtlicher Athoniten, von dem die Lokaltradition bis auf diese Zeit geblieben ist? Noch heute, sagten die Mönche dem jungen Zachariä, liegt ein Bruchstück des vom siegenden Christenthum zertrümmerten Götzen in einer Schlucht unterhalb des Gipfels. Natürlich redete dieses Tempelvolk der thracischen Athoniten als gemeinsames Verständigungs- und Bindemittel neben dem einheimischen Barbarendialekt auch das Griechische, und war in vollem Sinne δίγλωσσος, d. i. doppelsprachig, wie es heute die Tzakonen sind.

In isolirten Gegenden, besonders wenn man vom frommen Glauben der Mitwelt lebt, hat der Volkscharakter meistens eine Zähigkeit und traditionelle Cohäsion, einen Erwerbs- und Erhaltungstrieb, wie er bei andern Leuten in der Regel nicht zu finden ist. In einer handschriftlichen Geschichte des Klosters Philotheos liest man die sonderbare Notiz: Zur Zeit als man den heiligen Berg Athos den Mönchen überließ und die Klöster gründete, habe der orthodoxe Imperator Constantin sämmtliche Bewohner der Halbinsel in den Peloponnes versetzt und in derselben Gegend angesiedelt, wo jetzt die Tzakonen sind.

Athoniten und Tzakoniten, meint der philologische Klosterbruder, seyen offenbar Synonyma, man dürfe ja nur θ in κ verwandeln und von vorne τζ anfügen und man habe aus Ἀθωνίταις in bester Form Τζακωνίταις gemacht. Der Verfasser einer

neuern gelehrten Abhandlung über das Volk und die Sprache der Tzakonier erkennt, nach Anleitung des Byzantiners Gregoras, im räthselhaften Tzakonenvolk einfach die Lakonen des Alterthums oder lieber noch das peloponnesische Urvolk der Kynurier, was natürlich auch viel wahrscheinlicher ist, da man im ersten Falle blos Lak in Tschak, im zweiten aber gar nur Kyn in Tza und ur in kon umzusetzen braucht, um für die Kynurier Tzakonier zu erhalten. Nach weisem Dafürhalten einiger Doktoren auf dem Philologenkongreß zu Olympiokonaritheſſalotſcheritſchanioloſono kommen Verwandlungen dieſer Art an griechiſchen Eigennamen häufig vor.

Entnommen iſt dieſe hiſtoriſche Sage einer Ueberſiedlung der Athoniten nach Morea aus einem uralten auf Bockshaut geſchriebenen Dokument, das auf dem heiligen Berge unter dem Namen „ὁ τράγος, der Bock“ bekannt iſt und die älteſten Nachrichten über den Anfang der Mönchskolonie enthält. Die Thatſache ſelbſt iſt außer Zweifel, nur die Nebenumſtände ſind fabelhaft. Wie Ruſtem in Iran und der Geiſterbanner Suleïman im ſemitiſchen Aſien, iſt im byzantiniſchen Reich Konſtantin I. jener mythiſche Heros, jenes welterfaſſende apokalyptiſche Rieſengenie, dem alles Große und im Urſprung Dunkle der chriſtlichen Heldenperiode und Staatsbegründung von der unwiſſenden Menge gläubig zugeſchrieben wird.

Zu Konstantins I. Zeiten gab es in jener Gegend noch keine Mönche, wurden auf Athos keine Klöster gebaut, folglich Niemand übersiedelt. Die Uebersiedelung konnte erst nach Wiederbezwingung des slavinisirten Peloponneses stattfinden, weil es vor dieser Zeit keinen Distrikt Tzakonia gab. Eine noch weit kindischere Legende schiebt die Anfänge der Möncherei auf Athos gar auf die ersten Jahre nach Christi Tod zurück. Auf einer Seefahrt nach Cypern, um St. Lazarus zu besuchen, habe der Sturm die heilige Jungfrau in Gesellschaft des Apostels Johannes nach Athos verschlagen und auf derselben Stelle, wo jetzt das Kloster Iwiron steht, zu einer Zeit an das Land getrieben, wo man eben im nahen Tempel ein großes Götterfest sämmtlicher Bergbewohner feierte. Bei ihrer Landung haben die Götzenbilder laut gerufen: „Seht! seht! Die Mutter Gottes kommt, eilet und fallet vor ihr nieder!“ Und wie sie den Ruf gethan, seyen sie zugleich mit dem großen Jupiter-Idol am Gipfel zertrümmert von ihrem Sitz herabgestürzt. Die Athoniten seyen dann vor Maria niedergefallen, hätten sich ungesäumt zum Christenthum gewendet, ihr Götzenhaus gereinigt und der Gottesgebärerin zum Tempel eingeweiht. In der Folge habe St. Freitag auch noch den römischen Kaiser Caracalla bekehrt und der kaiserliche Neophyt zu Ehren St. Peter und Paul das heutige Cönobium Caracallas (*τοῦ Καρακαλλοῦ*) gestiftet. Andere

Klöster des heiligen Berges rühmen sich anderer Stifter: die Imperatoren Konstantin, Konstans und Theodosius I., Arkadius, die kaiserliche Prinzessin Pulcheria und sogar Mariens Seegefährte St. Klemens hätten auf diesem gottgeweihten Boden klösterliche Denkmäler ihres religiösen Eifers, ihrer Gottesfurcht und Pracht aufgerichtet.

Keine dieser Legenden besteht vor dem Richterstuhl der Kritik, wie es der geschichtschreibende Mönch von Philotheos wohl selbst eingesteht. Man beginnt ja nicht mit prachtvollen Abteien, mit Kirchenschmuck und kaiserlichem Arsenal. Alles menschliche Institut geht von unscheinbaren und ärmlichen Versuchen aus. Melancholische Sehnsucht nach Einsamkeit ist unserem Gemüth eingeboren. Das Christenthum schlug zuerst diese Saite an und schuf die Menschen der Seelentrauer und des unstillbaren Verlangens. Nur wenn er ganz allein und auch noch vor sich selbst geflohen ist, gewinnt der Mensch die Ruhe. Geduld gibt noch keine Freiheit, und despotischem Druck weltlicher Verhältnisse kann man nur durch Flucht entrinnen. Deßwegen wuchs „die neue Philosophie der christlichen Stoa", wie sie die byzantinischen Kirchenscribenten nennen, gleichsam als Talisman und Amulet gegen die Tyrannei des Secularstaates im Gewand der Eremiten und Hesychasten (ἡσυχία, „die Stille") aus dem Boden der oströmischen Welt hervor. Für Stilllebende, weil Reibung und Wechselspiel

menſchlicher Leidenſchaften fehlt, gibt es keine Annalen, und Niemand hat aufgeſchrieben wann, wie viel und wie oft ſehnſuchtbedrängte, weltflüchtige Byzantiner im Schatten athonitiſcher Kaſtanienwälder zuerſt ihren Frieden fanden.

Während des fünfthalbhundertjährigen Nordſturms vom Zeitalter des Arcadius bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts (400—841 nach Chriſtus), wo der kaiſerliche Spötter und Trunkenbold Michael, Theophil's Sohn, auf dem byzantiniſchen Throne ſaß, geſchieht des Berges Athos, ſeiner Bewohner und ſeiner fünf Städtchen in keinem Autor ausdrückliche Erwähnung. Was iſt aus dem thraciſchen Miſchlingsvolk, aus den doppelſprachigen Tempelleuten von Akrathooi und Holophyros während der Bedrängniſſe und Verwandlungen der Slavennoth geworden? Alles Fragen iſt vergeblich. Wenn es aber beim großen Einbruch der Gothen unter Alarich in Griechenland (396 nach Chriſtus) in den Waldungen des Oſſa und der Thermopylen ſchon von chriſtlichen Anachoreten wimmelte, wie man aus Eunapius von Sardes ſchließen will, ſo mußte freilich auch die liebliche Waldöde auf Athos damals ſchon der Sammelplatz weltſcheuer Büßer ſeyn. Procopius in ſeinen Geſchichten redet von den Slavengräueln der nahen Cherſoneſe Caſſandra und Helleſpont; nur vom Athosberg weiß er nichts zu ſagen. Am meiſten aber iſt zu beklagen, daß über Schickſal

und Zustand des Hagion-Oros während der 47jährigen Herrschaft des Imperators Konstantin Copronymus bei den armseligen Chronisten des achten Jahrhunderts gar nichts verzeichnet ist. Man kennt jene Periode unter dem matten Namen des Bilderstreites. Es war aber ein vom Thron ausgehender, gegen den Geist des Volks mit Waffengewalt despotisch durchzuführender politisch-theologischer Umwälzungsversuch der oströmischen Monarchie, ein Kampf des Fortschrittes, der Neubelebung, des abendländischen Elements wieer den Stillstandsgenius und die Verknöcherung von Byzanz. Copronymus wollte die Mönche bändigen, wie nach ihm Sultan Mahmud die Janitscharen schlug. Beide Reformatoren griffen zu denselben Mitteln, rangen gegen dieselben Hindernisse und scheiterten an derselben Unmöglichkeit. Nur gebührt, wenn von eiserner Consequenz und Energie die Rede ist, die Palme nicht dem islamitischen, sondern dem christlichen Autokraten.

Zu beiden Seiten des Hellesponts, von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz zog Konstantin selbst mit seinem Reformheere, zerstörte mit wahrhaft türkischer Wuth Gemeißeltes und Geschnitztes, hob die Klöster auf, ließ widerspänstige Mönche öffentlich geißeln, zwang sie mit Nonnen zu tanzen und Hochzeit zu halten, steckte sie truppenweise unter die Legionen, oder verbrannte sie zugleich mit ihren Büchern, ihren Bildern und ihren Gotteshäusern im

flammenden Wirbel ihrer Zellen. Brandfackel, Geißel, Henkerbeil, Aufruhr des Volkes und Wuth des Imperators erfüllten das ganze Reich. Und doch war Alles umsonst! Nach mehr als hundertjährigem Restaurationsgräuel zog die Regierung am Ende doch den Kürzern und die Mönche behielten Recht. Erst nach vollständigem Sieg des byzantinischen Reichsgenius über die Staatsverbesserungs- und Secularisationsideen des kaiserlichen Hofes unter benanntem Michael III. erscheinen urkundlich die ersten Waldeinsiedler auf Athos, geistliche Nomaden und Hüttenbewohner, zwar ohne Pracht und mauerfeste Conventе, aber doch nicht mehr, gleich wilden Thieren, ohne gesellschaftliche Gliederung und innern Verband.

Der Einsiedler am Centralkirchlein zu Karyäs war Vorstand und Wortführer sämmtlicher Anachoreten in ihren Ansprüchen auf ausschließlichen Grundbesitz des Berges, Vorposten der neuen aus den christianisirten Slaven-Schupanien in Macedonien, Thessalien und Hellas herangewachsenen Bevölkerung der Byzantinerwelt. Rund um den heiligen Berg auf den Inseln (Lemnos, Imbros, Samothrace und Thasos) sowohl als auf dem Continent war Thessalonica noch der einzige nordischer Barbarei entronnene Punkt.[1] Nachdem das kaiserliche Heer die eingedrungenen

[1] Sieh Tafels vortreffliches Werk: De Thessalonica ejusque agro etc. Berlin 1839.

Slaven im Felde besiegt, rückten die Mönchsgarnisonen nach, um das Werk der Waffen durch geistige Unterjochung und Bekehrung zu vollenden. Unter Michaels Nachfolger Basilius Macedo (867 — 889 n. Chr.) baute der konstantinopolitanische Mönch Johannes Kolobos das erste Steinkloster auf dem über die Slaven eroberten Terrain unweit des Castrums Hierissos (Ruine von Akanthos), nicht auf dem Berge Athos selbst, sondern noch außerhalb auf der schmalen fruchtbaren Erdzunge, welche den Chersones mit dem Continent verbindet.

Der neue Abt begehrte die „Bergöde des Athos", wie er sie nannte, als Klostergut für die neue Stiftung, und der Kaiser bewilligte die Bitte in einer goldgesiegelten Urkunde, die man im Archiv zu Karyäs noch heute zeigt. Dies ist zugleich der erste geistliche Besitztitel des heiligen Berges, dessen stillebenden Einsiedler hiemit in rechtskräftigen Schutzverband des kolobitischen Klosters am Isthmus traten. Und weil die armseligen Hesychasten trotz ihren Erbansprüchen noch immer von den Umwohnern geneckt, gestört und durch Benützung der Weideplätze in ihrem beschaulichen Leben gehindert wurden, hörte Basilius ihre Klagen an und verordnete auf desselben Abtes Fürbitte durch eine zweite Goldbulle, daß in Zukunft kein weltlicher Mensch wegen Erwerbes, kein Hirt, keine Heerde die gottgeweihte Stätte betrete und die geistlichen Uebungen der frommen Väter störe. Kolobos'

Nachfolger in der Abtei kehrten sich aber nicht an den kaiserlichen Befehl und gestatteten neuerdings gegen Jahreszins Viehheerden und Leuten aus der Nachbarschaft den Zutritt in die heilige Wildniß, „weil sie verbrieftes Eigenthum des Klosters sey.“

Kaiser Leo Philosophus (889 — 912 n. Chr.) schaffte Recht und schränkte die Ansprüche der Kolobiten ein. Sein Nachfolger hob durch förmliche Emancipation und Unabhängigkeitserklärung der Anachoreten die Verbindung mit der Abtei in Hierissos völlig auf, und man ließ die Weltüberwinder wenigstens von dieser Seite in Frieden. Allein die Niederlassung der Araber auf der Insel Kreta (827 — 961 n. Chr.) war eine neue und langdauernde Quelle der Bedrängnisse für den Athos, besonders während der Regierungszeit des Konstantin Porphyrogenitus (912 bis 959 n. Chr.). Saracenische Korsaren beunruhigten alle Meere, verwüsteten die Küstenstriche und verscheuchten die griechischen Schiffe aus dem Archipelagus und die frommen Büßer aus ihren einsamen Zellen im Kastanienwalde. Namentlich ward die Mönchsanlage Vatopädi, unter Angabe fabelhafter Umstände, um das Jahr 862 n. Chr. von den Räubern verwüstet und verbrannt, und das grüne Eiland, wie es scheint, neuerdings zur Wüste. Wenigstens redet um dieselbe Zeit St. Euthymius von Thessalonica im Leben der heiligen Väter, Symeon, Joseph und Basilius bald von zwei, bald gar nur von einem

Eremiten auf Athos, die am Ende auch noch bei wiederholten Landungen der Piraten die Flucht ergriffen und die Werkstätte frommer Beschaulichkeit, wenigstens längere Zeit, ohne Bewohner ließen.

Entschieden ist bei aller Dunkelheit der Zeiten doch so viel, daß um das Jahr 960 n. Chr. von den in der Folge so berühmten und prachtvollen Klöstern des heiligen Berges noch keines stand, ja nicht einmal ein steinernes Wohnhaus nach den Regeln byzantinischer Architektur errichtet war. Die Einsiedlerhütte am Bach, in der Nußbaumschlucht, am Lorbeerbusch, am Wasserfall rang noch um Daseyn und Boden heute wider kretische Seeräuber, morgen wider Habsucht und geistlichen Hochmuth des Kolobitenabtes, ein drittesmal wider Zudringlichkeiten wandernder Viehhirten, Slaven und Walachen vom Continent. Aber die verlassenen Hütten füllten sich immer wieder, weil das geplagte Volk in Byzanz die freien Lüfte und den rauschenden Platanenbach am Hagion-Oros nicht vergessen wollte. Es fehlte nur ein lebendiger Mittelpunkt, ein Gesetzgeber, ein Mann höherer Weihe, um die zerstreuten Kräfte zu verbinden und frisches Lebensspiel im erdrückten Körper aufzuregen. Das Viele in demokratisch vereinzelter Wirksamkeit mag nirgend etwas Gedeihliches zu schaffen. Dieser Mann höherer Weihe ist endlich in der Person des Mönchs Athanasius, des eigentlichen Begründers der heute noch blühenden

Klostergemeinde, auf Athos erscheinen. Er kam mit einer Kolonie Mönche aus der griechischen Hauptstadt und pranget mit Recht als geistlicher Städteerbauer und Heros im Kalender der anatolischen Kirche.[1]

Das Abendland kennt den Namen dieses Heiligen eben so wenig als es bisher Ursprung und Lebenskraft des von ihm geschaffenen Institutes kannte. Sein erstes Auftreten unter den Eremiten des heiligen Berges fällt in die Regierungsperiode der beiden Autokraten, Flavius Romanus des Jüngern und Nicephorus Phocas des Saracenenbesiegers (von 959—969 nach Christus), als durch Ausrottung arabischen Blutes und Glaubens auf Kreta das griechische Meer wieder offen und das Hüttenleben auf Athos neuerdings im Schwunge war. Jedoch fand der neue Legislator nur erst wenige Einsiedler, und zwar in Noth und Armuth aller Dinge, ohne Arbeit und ohne Genuß; „denn die Eremiten pflügten nicht, zogen keine Furche, hatten weder Ackerochsen noch Zugvieh, noch irgend ein anderes Lastthier; ja sebst die Hunde fehlten. Sie selbst, in Hütten aus Knüppeln zusammengerichtet und mit ärmlicher Bedachung aus Futterkraut versehen, ertrugen Winter und Sommer, in Hitze und Kälte die entgegen-

[1] Ist nicht mit St. Athanasius, dem berühmten Erzbischof von Alexandria, Helden des christlichen Dogmas im 4. Jahrhundert, zu verwechseln.

gesetztesten Wirkungen der Jahreszeiten. Und galt es etwas herbeizuschleppen, vertraten die Einsiedler selbst die Stelle der Packthiere, legten eine Vorrichtung wie Mauleselsättel auf ihren Rücken und schleppten — als wahre Zugochsen des Herrn Jesu Christ (*ὑποζύγια τοῦ Χριστοῦ*) — keuchend und schweißtriefend die Lasten fort.[1] Ihre Nahrung bestand in Früchten wildwachsender Bäume, wenn nicht mitleidige Schiffer hie und da etwas Getreide oder Hirse gegen frommes Gebet zum Tausche boten." Dies klingt freilich anders als die fabelreichen Beschreibungen des schon um 862 n. Chr. mit Goldplatten gedeckten Tempeldaches in Vatopädi oder die vorgebliche Verleihung von Meierhöfen und Dörfern in Macedonien durch Theodosius I. nach Besiegung des Usurpators Eugenius an dasselbe Stift.

Bei aller persönlichen Freiheitsliebe und aller Rohheit des Privatlebens hatten die Anachoreten doch,

[1] *Οὐ γὰρ γῆν ἤρουν, οὐκ αὔλακα ἔτεμνον, οὐ βοῦν εἶχον, οὐχ ὑποζύγιον, οὐκ ἄλλο τι τῶν ἀχθοφόρων ζώων, οὐ κυνάριον, οὐ κύνα· ἀλλὰ καλύβας ἐκ μικρῶν ξηξάμενοι ξύλων καὶ ὀροφὴν αὐταῖς ἐκ χόρτου συμφορεθεῖσαι ἐπισχεδιάσαντες, οὕτως ἐν θέρει, οὕτως ἐν χειμῶνι διεκαρτέρουν τῶν ἐναντίων τοῦ ἀέρος ἀνεχόμενοι προσβολῶν. Εἰ δέποτε καὶ γένοιτό τις χρεία μετακομίσαι τι τῶν παρ αὐτοῖς, αὐτοὶ δὶ ἑαυτῶν, τὴν τῶν νωτοφόρων ζώων χρείαν ἐπλήρουν· ἐπιζρώματα γάρ τινα οἷα τὰ τῶν ἡμιόνων τοῖς ἑαυτῶν ἐπιτιθέντες νώτοις, ταῦτα δὴ τὰ τοῦ χῦ ὑποζύγια, οὕτως ἐν αὐτοῖς τὰ ἀχθη μετέφερον.* MSC. Atho.

wie oben angedeutet, eine Art gesellschaftlicher Einrichtung, ein locker zusammenhängendes Gemeindeband, Bundescentrum und Kapellenregiment um das Ganze zu stützen, ohne die Bewegungen des Einzelnen zu beengen. Unter den Nußbäumen, wo heute der schöne Burgflecken Karyäs, stand damals schon ein kleines Kirchlein, um das sich dreimal des Jahres, zu Weihnachten, um Ostern und am 15. August, sämmtliche Bergeinsiedler in gemeinsamer Berathung ihrer Angelegenheiten zusammenfanden. Drei Volksversammlungen einer demokratischen Eremitenrepublik, Rousseau's Bild des sozialen Glückes! Frei, müßig und dennoch sicher seyn, wäre aller Menschen stiller Wunsch. Wie wird es dem städtischen Sittenverbesserer und seinen neuen Ideen unter diesen thierisch lebenden Waldmönchen ergehen? Die Politur, das feingeschliffene Wesen der kaiserlichen Residenz sollte mit der stumpfen Derbheit eremitischer Athleten, monarchische Zucht mit der rohen Ungebundenheit barthöriger Demokraten den Kampf bestehen.

St. Athanasius schritt langsam vor und wollte weniger auf dem Wege der Rhetorik als des Exempels zum Ziele kommen. Zuerst gründete er am Fuße des Athoskegels in einer schatten- und wasserreichen Lage mit Hülfe ärarialischen Goldes das Vorbild und Musterconvent St. Laura mit gewölbtem Thore, gemauerten Zellen in der Runde und steinernem Gotteshaus in der Mitte. Byzantinische Mönchspraxis

mit Handarbeit und Gebet, mit gemeinschaftlicher Mahlzeit und Unterwerfung Aller unter den Willen eines Einzigen war das auf Athos noch nie gesehene Schauspiel der jungen Kolonie. Man pflügte, pflanzte, säete, kelterte und kochte warme Speisen, webte Gewänder, führte Zugvieh ein, und lebte menschlich unter wohnlichem Dache zu großem Erstaunen der armen, heiligen und wilden aber freien Troglodyten. Gewiß, denkt der Leser, haben die frommen Väter mit ihrem Maulesselsattel auf dem Rücken die Einführung des Lastviehes mit freudigem Gefühl begrüßt und den Mann gesegnet und wetteifernd die Hand nach den bisher unbekannten Vortheilen und Genüssen ausgestreckt. Von allem geschah das Gegentheil.

St. Athanasius mit seinem Laura-Institut, seinem Weizenbrode, seiner Klosterökonomie und seiner Weinkelter fand überall Widerspruch; man tadelte, man schrie und pochte laut über gefährliche Neuerung, über ungeistliches Treiben, über Umkehrung althergekömmlicher Ordnung und verwünschte laut Arbeit, Ziegeldach und Kasernenzucht des fremden Reformators. So widerlich ist dem Menschen jeder Angriff auf seine alten Gewohnheiten, selbst wenn die Neuerung Vortheil bringt, und so unduldsam ist unsere Natur, daß wir aus fremder Hand sogar das Gute nicht ohne Zwang und Widersetzlichkeit nehmen wollen, wie es berufene und unberufene Weltverbesserer von jeher empfunden haben.

St. Athanasius hatte auch in der That den Frieden gestört und den Berg in zwei feindliche Parteien getrennt: die Laurioten mit ihrer neuen Ordnung und ihnen gegenüber die starren Anhänger der alten Waldfreiheit und des alten Schmutzes. In den Augen der letztern war die Einführung des Stadtmönchthums auf dem Hagion-Oros ein Rückschritt in der Heiligkeit, weil nach der ursprünglichen Idee der anatolischen Kirche der Anachoret auf einer höhern Stufe moralischer Vollkommenheit steht als der in gemauerter Zelle eingeschlossene Ascet. Und weil sie im Aufblühen des neuen Klosters einen förmlichen Angriff auf ihre Mönchsfreiheit und zugleich ein schweres Hinderniß auf dem Pfade des Seelenheiles erblickten, brach endlich zur Vergeltung seiner Sorgen und Mühen wider Abt Athanasius den Neuerer, den Umwälzer, der die alte Ordnung aufgehoben, tyrannische Herrschaft eingeführt und wider alles Herkommen Zellen, Mauern und Gärten angelegt, Lastvieh auf den Athos gebracht und sogar Weinreben gepflanzt, ein förmlicher Aufstand sämmtlicher Eremiten aus.

Sie schickten Abgeordnete zu Phoca's Nachfolger Johannes Tzimisces (von 969 bis 975) und schrien im Palast: „Nieder mit Athanasius! Nieder mit Kloster, mit Reben, Gärten, Mauern und Gebäude! Es sey Einöde wie zuvor!" Aber Athanasius gewann den Prozeß, und der Kaiser baute den großen

Steinthurm und St. Stephansschanze als Akropolis und Schirmburg der Laura-Kolonie wieder die meuterischen Eremiten. Erst nach dieser Niederlage gaben die Vertheidiger der alten Praxis nach, verließen ihre Grasdachhütten und bauten auch feste Wohnungen wie Athanasius. Zugleich verlieh der Imperator mit Beiziehung des Abtes in Laura und anderer Klostervorstände in der Hauptstadt die erste Constitution, eine Art Charte oder vielmehr organischen Edikts, worin Besitztitel und gegenseitige Rechte der neugeschaffenen Berggemeinde, mit Hausregiment, Subordination, Arbeit, Gottesdienst und Lebensweise der Brüderschaften festgesetzt und verzeichnet waren.

Diese Nachrichten über die Origenes des heiligen Berges sind zwar kaum nothdürftig, aber sie sind urkundlich und aus zum Theil noch aufbewahrten kaiserlichen Goldbullen gezogen, so daß die unbeglaubigten Legenden und thörichten Faseleien gutmüthiger, aber ungelehrter Mönche, besonders im großen und reichen Vatopädi, in Zukunft Niemanden mehr bethören sollen. Vier Punkte stehen fest: 1) die Uranfänge des Einsiedlerinstituts auf dem Berge Athos verlieren sich im fabelhaften Dunkel der vorslavischen Byzantiner Periode des 5. und 6. Jahrhunderts; 2) das gesetzlich eingerichtete, reformirte Mönchthum mit Steinbau und verbrieftem Eigenthum begann erst in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts (circa 970

nach Christus); 3) Mutterstift, nach welchem sich die übrigen Neubauten richteten, ist das heute noch blühende große Kloster Laura am äußersten Rande der Halbinsel; 4) weil die europäischen Provinzen des byzantinischen Kaiserthums mit Griechischreden damals noch nicht fort konnten, waren die Bewohner der neugebauten Conventе großentheils slavischer Herkunft, weßwegen man jetzt noch, selbst in den ältesten Stiftungen wo das Slavische längst erloschen, im Slavendialekt geschriebene Liturgien und Kirchenbücher findet. Ob man die alte, halb serbisch, halb griechisch verfaßte Handschrift über die ersten Kloseranlagen auf Hagion-Oros, wie der Historiograph von Philotheos meldet, zu St. Laura noch sehen könne, ward diesmal leider nicht untersucht.

Nach Dämpfung des ersten Widerstandes ging der Aufschwung, wie es scheint, rasch aber nicht friedlich voran. Während in der ersten Constitution unter Kaiser Tzimisces nur achtundfünfzig Ansiedlungen verzeichnet waren, erscheinen unter Konstantin Monomachus (1042 bis 1054 nach Christus) neben Laura schon andere Klöster im großen Styl, namentlich das schöne Xeropotamos und das große Vatopädi, neben einer Menge steingemauerter Klausen mit Kirche, Garten, Ackerfeld, Obstwald und eingefriedigtem Besitz, im Ganzen über hundertundachtzig selbstständige Anlagen mit 700 Mönchen, die sich aber zur Zeit des benannten Herrschers „voll teuflischer

Zwietracht in Prozessen und Schlägen unter einander zerrissen."

Hader über Mein und Dein, Gierde nach Erweiterung der Marken, kirchlicher Hochmuth und Kastengeist, Neid der armen Klosterbrüder gegen die reichen, larer Sinn im Gegensatz blinder Zeloten und strenger Klausur hatten Eintracht und Frieden vom heiligen Berge verbannt und alle Gemüther erbittert. Anarchie und Raserei der Streitenden stieg auf einen Grad, daß man auf dem Punkte war sämmtliche Anlagen wieder aufzugeben und den Berg zu verlassen, wenn nicht Konstantin Monomachus gleichsam durch einen zweiten Schöpfungsakt ins Mittel getreten wäre. Die Schuld dieser Skandale wird im großen Papierdiplom des Imperators dem Feinde alles Guten (*τῷ μισοκάλῳ*, dem Teufel zugeschrieben, der den Mönchen die Köpfe verrückt und mit weltlichen Leidenschaften vergiftet habe. Für den oströmischen Kirchenstaat war ein Mönchskrieg im Nationalheiligthum ein Gegenstand von Gewicht und eine öffentliche Angelegenheit, die man mit größter Sorgfalt zu behandeln und zu schlichten hatte. Mit Beiziehung des Patriarchen und der einsichtsvollsten Klostervorsteher der kaiserlichen Residenz ward eine neue organische Einrichtung für den heiligen Berg entworfen und Abt Kosmas vom Kloster Tzintziluk in Konstantinopel beauftragt, diese „Friedenskonstitution", wie sie der Berichterstatter nennt, unter den tumultuirenden Mönchen einzuführen.

Nach Herstellung einer vollständigen Liste der altbestehenden und seit der ersten Verfassung neu gegründeten Institute berief der Friedensverkünder eine allgemeine Versammlung nach der Centralkirche in Karyäs und hörte die Klagen an: „es war aber alles voll Geschrei, voll endlosen und unvernünftigen Haders (ἔρις ἀλόγιστος)." Am meisten schrie man gegen die Aufnahme von Sklaven und Unfreien in den Mönchsverband; dann wider den wucherischen Großhandel der reichen Mönche, die auf eigenen Schiffen des größten Tonnengehaltes Wein und Getreide nach Konstantinopel lieferten; endlich gegen die Milchkühe und die Zugthiere der neuen Convente; gegen den Verkehr mit Bauholz, Brettern, Kien und Tannenharz, den geringere Mönche in Person zu merklicher Versäumniß kirchlicher Verrichtung gewinnsüchtig nach allen umliegenden Provinzen trieben.

Unter Griechen den Handel ganz verbieten schien allen unmöglich. Man suchte einen Mittelweg und gestattete den Großmönchen hinfüro zwar Verschiffung ihrer Waaren, aber nur auf kleinen Fahrzeugen (πλοιάρια) zu 200—300 Metzen, auch nicht mehr bis Konstantinopel, sondern nur bis Enos in Thracien auf der einen, und bis Saloniki in Macedonien auf der andern Seite. Kühe und Ochsen mußten ebenfalls das Feld räumen, und der Kleinhandel mit Holz und Pech wurde gänzlich und auf immer abgeschafft — ein höchst wohlthätiges Gesetz,

dem der heilige Berg vorzugsweise den blühenden Zustand seiner Wälder und den üppigen Reichthum seiner Vegetation zu verdanken hat.

Zwischen der ersten und zweiten Constituirung der Athos-Klöster sind nicht mehr als 70 Jahre verflossen, und doch welche Verwandlung in Praxis und Lebensansicht der Mönche findet man nicht am Schluß der kurzen Periode! Von der strengen Ascese und cynischen Armuth der Holzhüttenbewohner war man in zwei Menschenaltern zum Festungspalast, zum spekulativen Betrieb der Feldökonomie und des Großhandels, und ohne Zweifel auch zu Luxus und Verderbtheit der kaiserlichen Residenz in schneller Progression fortgeschritten. Man war im Zuge den kirchlichen Charakter des alten Berginstitutes gänzlich abzustreifen und aus Liebe materieller Interessen sich gleichsam selbst zu säculariſiren. Doch hat die am Hagion-Oros ureinsässige und im Boden selbst radicirte Idee der Einsiedelei und Pönitenz im großen Conflikt zuletzt dennoch den Sieg errungen.

Von Kijew und den Quellen der Wolga, vom Dunkelwald im innersten Kolchis, vom freien Hellas, aus den Thälern des Hämus, von Illyrien und Czerna-Gora blicken aller Augen mit sehnsüchtigem Verlangen nach dieser großen Glaubens- und Bußanstalt des byzantinischen Kirchenthums. Wenn auch in der Zwischenzeit durch die Frömmigkeit von Fürsten und Privaten der Reichthum der Klöster an

Meierhöfen, Weinbergen, Oeltriften, Geld und Gut, auf den Inseln des Archipelagus, auf der anatolischen Küste, in Thracien, Thessalien, Macedonien, in der Stadt Rom und dem zum Orient gehörigen Theil Süditaliens, und in der Folge sogar im kaukasischen Iberien, im norddanubischen Dacien und Moscovien in kolossalem Maß anschwoll, und die Klostergebäude selbst aus wiederholten Unfällen durch Elemente und feindliche Gewalt mit erhöhtem Glanze hervorgingen, und Marmorsäulen die goldreichen Tempel schmückten, so brach sich doch die Welle irdischer Sorge und Pracht seit Konstantin Monomachus jederzeit am Felsenthor des grünen Chersoneses. Das Weib, das begehrliche Auge, das Hochzeitfest, üppige Künste, Kirmesfeier und sinneaufstürmender Tumult blieben mit aller Zucht des Hausthieres aus dem Bereich der heiligen Gemeinde auf immer verbannt. „Da ist kein Jahrmarkt, sagt Gregoras, keine Spekulation, kein Wucher, kein Tribunal und kein Richterstolz; auf dem Athos weiß man nichts von Herr und Knecht, und dort allein ist wahre Freiheit und das richtige Maß menschlicher Dinge.“ — Kein lebendes Wesen wird auf dem heiligen Berg geboren. Man stirbt nur, aber ohne Thräne, ohne Monument.

Sonderbar genug hat sich die Doppelansicht der auf dem zweiten Congreß zu Karyäs sich bekämpfenden Parteien in den Klostereinrichtungen bis auf den heutigen Tag fortgeerbt. Zwar Packsättel tragen die

Mönche nirgend mehr, und seit Jahrhunderten hat das Maulthier allenthalben, selbst in den Klöstern strengster Observanz, das Lastgeschäft übernommen; aber das Regiment im Innern ist jetzt noch ein doppeltes, da ein Theil der Klöster im monarchischen, der andere im demokratischen Sinne verwaltet wird. Die ersten heißen Cönobien und die Mönche stehen mit völliger Ertödtung eigenen Willens unter einem auf Lebzeiten ernannten und mit absoluter Gewalt bekleideten Abte. In diesen hat Niemand ein Eigenthum; eingebrachtes Vermögen und Frucht der täglichen Arbeit so wie der Mönch selbst mit Leib und Seele gehören dem Kloster an, welches dafür die Angehörigen kleidet, nährt, in der Krankheit pflegt und nach dem Tode begräbt und vergißt.

Die Mahlzeit der Cönobien ist gemeinschaftlich, das Kleid uniform, das Gebäude reinlich, das Individuum schweigsam und höflich, das Ganze voll Takt und Ebenmaß. Dies alles ist bei den republikanisch regierten verschieden, man nennt sie auch nicht Cönobien, sondern Idiorrhythma Monastiria, d. i. solche Klöster, wo der Einzelne nach eigenem Urtheil und Gutdünken lebt. Hier wählt man die Vorstände durch Stimmenmehrheit, aber jedesmal nur auf ein Jahr, und zwar mehrere zugleich, damit das Regiment nicht zu drückend werde und der eine den andern in Maß und Schranken halte. Ueber Wohl und Wehe des Ganzen wird entweder von diesen

Obrigkeiten besonders, oder von allen stimmfähigen Mönchen zugleich im Gemeindesaal entschieden und der Beschluß von dem fest bestallten Geheimschreiber augenblicklich zu Papier gebracht und ausgefertigt. Jeder Conventual erhält aus dem Klostermagazin sein Bestimmtes an Naturalien, hat auf gemeinsamem Corridor abgeschlossene Wohnung, eigene Küche und selbstgewählte Bedienung, und kleidet sich nach Belieben, ausgenommen die mörserartige schwarze Kopfbedeckung, die bei allen die gleiche ist. Eben so verwaltet, vermehrt oder vermindert, verspekulirt und vermacht jeder Mönch sein Privatvermögen wie es ihm gefällt, und hat mit seinen Hausgenossen überhaupt nichts gemeinschaftlich als den Gottesdienst in der Kirche und das Grab auf dem Leichenacker. Man ist hier freier Gottseligkeitsbürger und kümmert sich gerade nicht allzeit sonderlich viel um Hauspolizei, um Sauberkeit, reinlichen Anzug und feste Ordnung.

Offenbar hat sich in Sitte und Einrichtung der freien Klöster die Tradition des alten, durch monarchisches Cönobitenthum St. Athanasii beschränkten und verkürzten Anachoreten-Republikanismus des heiligen Berges erhalten.

Obwohl Prozesse und Eifersüchteleien der Convente unter sich bis auf den heutigen Tag nicht selten sind, haben doch beide Disciplinen ein Bestreben von jeher mit einander gemein: keinen allgemeinen Klosterimperator in der Nähe zu dulden und wenigstens im

eigenen Hause vollkommen freie Hand zu haben. Wenn man auf alle Freuden und Genüsse der Welt verzichtet, soll man einem zwischen die selbstgewählte Obrigkeit und das Himmelreich nicht noch eine dritte Potenz zum Plündern und Brandschatzen, wie sie sagen, dazwischenschieben. Von den Fesseln der Kirche in Hierissos hatte sie schon Konstantinus Porphyrogenitus emancipirt; aber von den Oberaufsichtsansprüchen des Abts von Karyäs konnten sie sich erst nach dem Erlöschen des griechischen Reiches, in Folge großer Unfälle und gleichsam einer dritten fast allgemeinen von den Fürsten der Slaven ausgegangenen Restauration der Klöster im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts (1600) gänzlich ledig machen. Denn aus der Grasdachhütte und dem kleinen Centralkirchlein war im Sinne der athanasischen Reform nach und nach ein prachtvoller Tempel mit vergoldeter Felderdecke, mit Porphyrsäulen und magischem, zur Andacht einladendem Helldunkel, nebst Kloster mit breitem Glockenthurm, und nebenan die fortlaufende Marktgasse mit niedrigen Kaufläden und Arbeitsschoppen, mit gepflasterten Nebengassen, Häusern, Kapellen, Gärten, Wohnthürmen unter Cypressen, die kleine Hauptstadt des heiligen Berges herangewachsen. Daher der Name Protaton für das Kloster und Protatos oder Protos für den Abt von Karyäs, der sich im Laufe der Zeit gleichsam als Mönchspatriarch und geistliches Bergoberhaupt

bischöfliche Rechte und Kirchenkleidung, vorzüglich auf Vorsprache Kaisers Andronicus Paläologus I. (1283 bis 1322 n. Chr.) vom Patriarchenstuhl in Konstantinopel zu erwerben wußte.

Indessen nennen sich die Bischöfe zu Hierissos noch immer „ἐπίσκοπος τοῦ ἁγίου ὄρους Ἄθωνος;“ aber die Mönche erkennen die Ansprüche nicht, lassen ihn nicht über die Gränze und geben ihm des Jahres nicht einen Pfennig zum geistlichen Unterhalt. Nur das Schattenbild eines Bergpatriarchen und Centralabts von Karyäs mit dem Recht das Polystaurion und Hypogonation zu tragen, Subdiaconen und Lectoren zu ordiniren, erbt sich ohne wirkliche Macht und ohne Gewinn in der Person eines armen, aber ehrgeizigen Mönchs des Hagion-Oros fort. Und doch fehlen auch für diese Würde die Bewerber nicht.

Es müßte die Leser nur langweilen, wollte man Ursprung und Schicksale der übrigen zwanzig Großabteien des Berges nach Angabe der zum Theil selbst mit legendenartigen Exordien ausgeschmückten Goldbullen der Imperatoren chronologisch auseinandersetzen. Genug, daß die Erbauung der einundzwanzig Mönchsburgen, die man gegenwärtig auf Hagion-Oros findet, zwischen die Jahre 970 bis 1385 n. Chr. hineinfällt und St. Dionys, wo ich am längsten verweilte, unter den großen Anlagen die jüngste und letzte ist.

Daß im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten

Jahrhunderts eine verheerende Fluth, wie eine zweite Saracenenkatastrophe, über den heiligen Berg gekommen sey, ein Theil der Klöster verlassen, ausgeplündert und verbrannt im Schutte lag, andere halb verfallen ihr ärmliches Daseyn fortschleppten, darüber lauten die Nachrichten in allen Conventen gleich. Nur die Ursache des Ruins, wie sie die Mönche angeben, ist offenbar mythologischer Natur und alles historischen Grundes ermangelnd. Erbittert über die Hartnäckigkeit der Mönche in Verschmähung des lateinischen Dogma's, sey der Papst von Alt-Rom in eigener Person mit einer gewaltigen Flotte an den Athos gekommen, um dieses Hauptquartier anatolischer Widersetzlichkeit mit Gewalt zu erobern und zu züchtigen. Die Groß-Klöster, namentlich Vatopädi und Laura, hätten aus Bequemlichkeit und Furcht für ihr weltliches Gut die Adoration wirklich geleistet; die meisten aber fromm und unbeugsam allen Zumuthungen des lateinischen Oberpriesters widerstanden, und in Folge dieser heldenmüthigen Ausdauer im orthodoxen Glauben hätte der Pontifex in seiner Wuth die prächtigen Abteien Xeropotamos, Kutlumusi, Zographu und Dochiarion geplündert und angezündet. Allein selbst über den Zeitpunkt des Verderbens sind die unwissenden Mönche und ihre Chronisten nicht einig, meistens aber gilt der letzte in Verzweiflung aller Dinge unternommene Unionsversuch der morgenländischen und abendländischen Kirche

auf dem Concilium zu Florenz (1439 n. Chr.) als Epoche des päpstlichen Feldzugs und seiner vandalischen Execution. In den byzantinischen Ländern ist das Gedächtniß der Menschen kurz, und von der Schärfe europäischer Kritik ist seit Prokopius (560 n. Chr.) im Orient selbst der Begriff erloschen.

Betrachtet man das unübersehbare Elend, das sich in den dritthalbhundert Jahren zwischen der Herrschaft der Lateiner im Orient und dem Einzug Sultan Mohammeds II. durch das Kanonenthor in Konstantinopel über alle Provinzen des illyrischen Dreiecks legte, so erklärt sich der Ruin der Athosklöster ohne Schwierigkeit. Zwar hören wir Occidentalen es nicht gerne, wenn man von fanatischer Unduldsamkeit, von barbarischer Unkunde der Menschen und Dinge und endlich von einfältiger Wirthschaft unserer Vorfahren und Landsleute im Orient redet. Fänden sich aber in spanischen oder sicilischen Archiven noch die vollständigen Tagebücher der großen catalonischen Abenteurer-Compagnie, die als wohlbestalltes Räuberregiment mit Siegel und Ausschuß anfangs am Hellespont, später auf der Halbinsel Kassandra ganz in der Nähe des heiligen Berges Jahre lang (1305 bis 1309 n. Chr.) ihr Wesen trieb, so könnte man wahrscheinlich bis auf Datum und Namen erzählen, wer Xeropotamo verbrannt und das romantische Mönchsrevier um Kutlumusi ausgeplündert und verwüstet hat. Auf zehn Tagreisen

in der Runde, sagt Muntaner der Augenzeuge, sey während dieser Frist alles Land menschenleer und unbebaut geblieben.

Es stand aber damals, wie man weiß, das lateinische Abendland unter der Oberlehnsherrlichkeit des römischen Stuhles, und alles von den Byzantinern erduldete Ungemach fiel in ihrem beschränkten Sinne auf den Summus Pontifex an der Tiber zurück. Und wenn man hier wiederholt erklärt, daß die türkische Herrschaft bei den Griechen als eine Art Restauration und Sicherstellung wider lateinische Verfolgung galt und vorzüglich von der Geistlichkeit allenthalben begünstigt wurde, so kann es nur noch Unkunde und thörichtes Selbstgefallen einiger Abendländer verdrießen, wenn man byzantinische Abneigung gegen das Lateinerthum für wohlbegründet und permanent erklärt.

In Saloniki weiß man heute noch mit allen Umständen zu erzählen, wie die Mönche des Schloßbergklosters die von den lateinischen Christen beherrschte Stadt im Jahre 1430 an Murad II. verriethen und zum Dank dieser That ihre Existenz, ihre Rechte und Besitzungen bis zu dieser Stunde ungeschmälert erhalten haben. Und wer will es den von den Franken verhöhnten und geplünderten, von der eigenen Regierung aber nicht geschirmten Athosmönchen übeldeuten, wenn sie schon lange vor der Katastrophe des Kaiserthums Abgeordnete an das türkische Hof-

lager nach Prusa und nach Adrianopel sandten um voraus Schutz und Wohlwollen der künftigen Herren des Orients zu erflehen? Nur einmal, und zwar erst hundert Jahre nach Eroberung Konstantinopels, wurden die Türken undankbar und griffen in einer Anwandlung gläubiger Raserei nach dem lange verschonten Kirchengut ihrer christlichen Unterthanen. Damals verlor der heilige Berg seine Meierhöfe auf Lemnos und in Kleinasien, und türkische Haufen plünderten und verbrannten sogar auf Hagion-Oros selbst mehrere im langen Frieden wieder reich gewordene Klöster und metzelten Mönche nieder. Dieses im Einzelnen zwar auch nur wenig bekannte, aber im Ganzen als Faktum historisch beglaubigte Ungewitter war die letzte größere Drangsal der lieblichen Klosterzellen im Kastanienwalde. Das Verderben war aber kein allgemeines, durchdachtes und anhaltendes wie die Verfolgungen und brutalen Neckereien der Abendländer; es war nur ein zorniges Aufflammen schnell verrauchender Türkenwuth und soll auf das Jahr 1534, das vierzehnte Sultan Suleïmans I., fallen.

Einzelne Schläge trafen hie und da ein Athoskloster wohl auch später noch, besonders in Geldverlegenheiten der Pforte; aber es fanden sich immer reiche und gläubige Seelen, die das confiscirte Klostergut käuflich erstanden und den ausgeplünderten Vätern aus Andacht wieder schenkten. So kaufte die Tochter

des walachischen Fürsten Peter die weggenommenen Ländereien von St. Dionys um das Jahr 1580 und überließ sie gratis dem rechtmäßigen Besitzer. Die Spuren solcher Uebel waren bald verwischt, wie aus Peter Belon, einem französischen Naturforscher aus eben jener Zeit, zu entnehmen ist. Belon der Arzt und Botaniker hatte unter allen Europäern, so viel man weiß, in wissenschaftlichem Interesse den heiligen Berg am frühesten besucht und eigentlich die erste Kunde von der paradiesischen Schönheit des unbekannten Chersoneses und seiner mönchischen Gemeinde in das Abendland gebracht. Seine dreijährige Reise im Orient fiel zwischen die Jahre 1546 bis 1549 unserer Zeitrechnung und war eine Frucht des kunstsinnigen französischen Hofes unter Franz I. und dem Cardinal von Tournon. Der Bericht über den Hagion-Oros ist zwar kurz und vorzüglich auf Pflanzenkunde berechnet, er entwirft aber die Grundzüge des Gemäldes mit so viel Schärfe und gesundem Sinn, daß sie heute noch eben so wahr und frisch wie vor 300 Jahren sind.

Während dreier Aeonen hat sich bei den Mönchen auf Athos nichts verändert, ist keine neue Idee eingedrungen, ist keine neue Pflanze aus dem Boden herausgewachsen, und wenn sich der oströmische Genius auch in Zukunft des germanischen Elementes zu erwehren vermag, so müssen Belons Schilderungen und Sittenzüge auch nach tausend Jahren noch

treffend seyn. Wen aber Ideengang und Wirbelwind des Occidents erschreckt, der sehe um Trost und Gegengift auf den Athosberg, auf das versteinerte Gedankenkapital, auf den zoologischen Typus in Architektur, in Wortsyntax, in Genuflexion, Gastlichkeit und seliger Ignoranz der Mönche. Und weil sich die byzantinische Kirchen- und Staatsidee als konstitutiver Bestandtheil des menschlichen Geschlechts mit einer auch dem Verblendetsten fühlbaren Gewalt in Europa geltend macht, so wäre ein Blick auf die Athosklöster nicht mehr überflüssig. Oder ist nicht dort der Antivatikan und das geistige Waffenhaus, mit dem man den illyrischen Continent erschüttert?

Ein Namensverzeichniß der Convente in ihrer natürlichen Reihenfolge finden wir gleichfalls zuerst in Belons Buch. Zwar sind mehrere Namen aus Unkunde des Griechischen fehlerhaft geschrieben, dagegen aber die geographische Lage der Klöster, ob auf der Süd- oder Nordseite des grünen Waldgebirges, ob am Strande oder weiter oberhalb im Dickicht, richtig angegeben. Belon fand sie, wenigstens von außen, alle gut gebaut, mit hohen Mauern eingeschlossen und wider Angriffe der Piraten genugsam verwahrt. Und die Epitheta „sehr schön, lieblich, reich, groß, noch größer und noch reicher," die er dreien aus ihnen zugesteht, lassen mit Sicherheit auf eine damals glückliche Epoche des heiligen Berges schließen. Freilich hat der walachische Grieche

Johannes Comnenus aus Bukureſt, der 160 Jahre nach Belon (i. J. 1701) längere Zeit auf Hagion-Oros lebte und mit umſtändlicher Behandlung der einzelnen Klöſter einen Pilger-Guide im Vulgardialekte ſchrieb, über Pracht und Herrlichkeit der Gebäude, über Goldreichthum der Tempel, über Architektur, Freskomalerei und Porphyrtiſche ihrer Speiſeſäle ein weit glänzenderes Bild als ſein Vorgänger aufgeſtellt, aber nebenher auch gewiſſenhaft die Quellen der großen und allgemeinen Verwandlung des heiligen Inſtitutes angedeutet. Die Sorge für den heiligen Berg ging nach gänzlichem Verkommen der beiden orthodoxen Imperien von Byzanz und Trapezunt auf die gottesfürchtigen Fürſten der Slaven und Moldo-Walachen über. Athos ward das neue Jeruſalem der Scythen, und alles was der heilige Kloſterbund noch heute beſitzt, Daſeyn, Glanz, Schirm, Nahrungsſaft und Hoffnung iſt fromme Gabe der Sarmaten, iſt aus den danubiſchen Slavenländern und aus Moscovien herbeigefloſſen.

Von den einundzwanzig Großabteien ſind folgende ſechs: Chilantari, Zografu, Simopetra, St. Paul, Xenophu und Ruſſico von Grund aus ſerbo-bulgariſche Stiftungen; acht andere aber: St. Gregoriu, Karakalu, Dochiarion, Kutlumuſi, Xeropotamos, Pantocratoros, das trapezuntiſche St. Dionys und ſelbſt das kaiſerliche prachtvolle Laura, weil im Laufe des

fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts durch dacische Woiwoden und Bojaren, theils aus gänzlichem Ruin wieder neu aufgebaut, theils aus Verarmung und Verfall hergestellt, erweitert, verschönert und mit Grundstücken ausgestattet, als Schöpfungen der Fürsten von Yassy und Bukarest anzusehen.[1] Keinen Antheil weder der Gründung noch der Wiedererneuerung haben die Slavo-Walachen nur an den folgenden sechs: Iwiron, Protaton, Esphigmenu, Philotheu, Kastamonitu und Stauronikita. Darunter ist Iwiron eine reiche, auf der verbrannten byzantischen Mönchskapelle St. Clemens durch iberische Frömmigkeit aus dem Grund erbaute, mit Gütern um Tiflis ausgestattete und später glanzvoll erweiterte, Philotheu aber eine kleine, von den grusinischen Fürsten Leon und Alexander um das Jahr 1492 n. Chr. nur restaurirte Abtei, zu der nach schwankenden Legenden ein St. Philotheus mit zwei heiligen Gesellen einst den Grund gelegt. Stavronikita dagegen wurde erst nach Belons Besuch auf Hagion-Oros in den letzten Jahren Sultan Suleïmans

[1] Die Woiwoden Neagulos Bessarabas, dann Peter mit seiner gottseligen Tochter, Alexander und Brancoban mit den Bojaren Barbul, Gabriel, Radul, Myrtza und Vintila aus der Walachei; dann die Fürsten Stephan, Alexander, Peter und Bogdan aus der Moldau werden als Wiederaufbauer und Restauratoren in den Klosterurkunden am öftesten gepriesen und genannt.

(1520—1570 n. Chr.) aus langer Verödung durch den Patriarchen Jeremias senior von Konstantinopel wieder aufgebaut und mit griechisch redenden Mönchen besetzt. Für die übrigen vier kennt man nur griechische Ursprünge und Patronanzen, ausgenommen in der allerneuesten Zeit, wo die erbliche Gottesfurcht der russischen Czare den Thau ihres Goldes über alle Conventе des heiligen Berges mit gleicher Liebe und Milde niederträufeln läßt, insbesondere aber das große und stolze Vatopädi mit kaiserlichen Gnaden tränkt. Doch theilten auch schon in früherer Zeit die beiden heiligen Serbenfürsten Sabbas und Symeon mit den byzantinischen Imperatoren Manuel Comnenus und Andronicus Paläologus I. als Hauptpatronen die Ehre der Restauration und Bereicherung dieses prachtvollen, durch Glanz und gute Ordnung heute alle Athosklöster überstrahlenden Instituts.

Woher, wie und warum ich in diese liebliche Oede gekommen bin, wie mich die Väter aufgenommen und behandelt haben; dann über Lebensweise, Ideenkreis, Beschäftigung und Politur der heiligen Gemeinde erzähle ich kurz und ohne Schminke in einem folgenden Fragment. Aber aus allen Klöstern, das sage ich vorher schon, hätte meine Sympathie St. Dionys, das liebliche Cönobium, die abgeschlossene Welt am rauschenden Aëropotamus, wo Nettigkeit, Ordnung, Milde und doch strenge Zucht die Welt am

leichteſten vergeſſen lehrt. Mit kolchiſchem Golde durch den Groß-Comnen Alexius III. gegründet und mit Jahresrenten aus der kaiſerlichen Schatzkammer in Trapezunt ausgeſtattet, ſpielt es als letzter Akt comneniſchen Glaubenseifers und gleichſam als Codicill der letzten Griechendynaſtie eine melancholiſche Rolle in den Annalen von Byzanz.

Dreimal des Tages ertönen ſeit fünfthalbhundert Jahren für das Heil ihres Wohlthäters und ſeines kaiſerlichen Hauſes die Hymnen betender Mönche himmelwärts. Aber wo iſt Trapezunt und ſeine Pracht? Wo ſind die goldgefüllten Kammern, wo das ſchöne Comnenenblut und die ſtolze Kaiſerburg zwiſchen tiefausgehöhlten Schluchten voll Schatten, voll weinlaubumſchlungener Bäume, voll rauſchender Bäche hoch auf den Felſen hingezaubert? Ach! ſeht nur hin auf die Palaſtruine, auf den einſamen Thurm mit farbigem Geſimſe und herbſtlich gelbem Quaderſtein! Schauet hinauf aus dem Thaldickicht, wenn es Abend iſt, wie die kolchiſche Mondſichel ſchweigend durch die leeren Bogenfenſter des gebrochenen Saales blickt; ſehet und lernet was den Völkern nerven- und thatenloſe Pſalmodie im Kampfe gegen das Schickſal nützt!

X.

Hagion-Oros oder der heilige Berg Athos.

2.

Die Anker sind gelichtet und mit Riesenkraft wälzt sich das Feuerschiff — die schwarze Rauchsäule hinter ihm — durch den Mastenwald des goldenen Horns, in leichter Kurbe um das Gartenkap des großherrlichen Palastes beugend in die Propontis hinaus. Ach welche Gefühle beim Abzug aus dem Weltprätorium! Welche Wehen für Europa birgst du in deinem Schooß! Schweigend und nicht trocknen Auges — ich habe ja lange dort gewohnt — sandte ich noch den letzten Gruß an den Reichsgenius von Byzanz:

nam me discedere flevit
Et longum .... vale, vale, inquit, Jöla!

Die Sonne hing schon abendlich hinter Selymbria und scheidend spiegelte sich der letzte Strahl auf den Halbmonden der Tempel und in der dreifachen Fensterreihe der Uferkaserne in Scutari. Aber das Schiff rollte fort, und das prachtvolle Stambul

mit seinen Tugenden und Gebrechen, mit seiner morgenländischen Schweigsamkeit, seinen Intriguen und seinen Diplomaten sank in das Dunkel hinab. Die Morgenröthe (11. Oktober) fand uns bei Gallipoli, und im Feuerglanz der aufsteigenden Sonne, von heiterem Nord getrieben, strichen wir Lampsakos und Aegospotamoi vorüber, rasch durch den „fluthenden" Hellespont, und nach einstündigem Aufenthalt in der Enge bei Abydos mit erneuter Kraft hinaus gegen Tenedos. Das Meer ging hoch, die Welle uns entgegen schäumte über Bord; doch Wind und Wellen zum Trotz rauschten wir, das bergige Imbros und Samothrake rechts lassend, bis dicht an das baumlose Eiland Lemnos, wo in einer Entfernung von wenigstens zwölf deutschen Meilen der Athoskegel dunkel aus den Fluthen stieg. Abends erschreckte uns der Riese; er schien so nahe vor uns, hatte eine Nebelkappe auf dem Scheitel und hinter ihm zog grauliches Gewölk mit der veilchenrothen Sonnenscheibe in den Lücken. Ueber der bodenlosen Tiefe an seinem Fuße schwammen wir in der Finsterniß, und wie der Morgen graute, war das Phantom verschwunden, der Himmel trübe und das Fahrzeug auch schon Kap Cassandra vorüber, tief in den Golf von Saloniki eingedrungen, und eher als Mittag fielen dicht an der amphitheatralisch den Strandhügel hinansteigenden Stadt die Anker.

In vierzig Stunden Zeit waren die Propontis,

die Dardanellen, das ägäiſche Meer ſeiner ganzen Breite nach und der lange Golf von Thermä gegen Wind und Wellen, in einem ſchwimmenden Saale, unter reichlichen Mahlzeiten und in beſter Geſellſchaft durchſchifft. Der eben ernannte Erzbiſchof von Theſſalonika mit ſeinem Diakon, ein perotiſcher Wechſelherr und der Berichterſtatter waren die einzigen Kammerpaſſagiere und die Reden um ſo lehrreicher, weil der Prälat nicht blos ein feiner Weltmann, ſondern als Zögling des berühmten Eugenius Bulgari auch des Helleniſchen kundig war. Auf die zufällig hingeworfene Frage, was für Leute auf Imbros wohnen, ſagte er ganz ruhig: Es ſind Leute, die zwar „römiſch" reden, aber von Bulgaren abſtammen.[1] Auch das große Waldgebirge im Mittelpunkte der Inſel Thaſos, fügte er hinzu, nenne man gewöhnlich nach einem Ort gleiches Namens Bulgaro.

Der Kapitän hatte zwar den Auftrag, wenn es Zeit und Meer geſtatte, von der geraden Linie abzulenken und mich im Vorbeifahren an der Hafenbucht des Hagion-Oros ans Land zu ſetzen.[2] Allein es

[1] Die meiſten Leſer wiſſen doch ohne Zweifel, daß die Neugriechen, Walachen, Bulgaren ꝛc. ſich ſelbſt „Römer" und ihre Sprache das „Römiſche" nennen, die Bulgaren aber zum großen Stamm der Slaven gehören.

[2] Hagion-Oros, heiliger Berg, Monte Santo, Athos bezeichnet in der gewöhnlichen Umgangsſprache ein und

war mondlose Mitternacht, wogendes Meer, bedeckter Himmel und Strichregen wie das Fahrzeug am Fuße des Riesenkegels vorüberzog. Und in der Zeit des süßesten Schlummers im matterhellten Prunksaal vom Lager aufstehen und ohne Begleitung, ohne Dienerschaft mit dem ganzen Geschleppe des Reiseapparates auf unbekannter Küste in der Dunkelheit zu landen schien noch weit unbequemer als direkt nach Saloniki zu steuern, und von dort zu Lande, gleichsam wieder zurück, auf den heiligen Berg zu reiten. Ein zweiter Grund nach Saloniki zu eilen war die Sehnsucht im Hause des Herrn v. Mihanowitsch die neuesten Produkte der deutschen Wissenschaft zu mustern und das im langen Aufenthalt bei den ungelehrten Byzantinern Versäumte nach Kräften nachzuholen.[1]

Sie werden es kaum glauben, auf dem Comptoir eines levantinischen, in Stambul gebornen und des Deutschen gänzlich unkundigen Wechslers wurde um Schellings philosophische Doctrin und ihren Unterschied von Hegels Lehre gefragt. Weiß Gott, ob ich den Leuten die Sache auch nur halb verständlich machte; jedenfalls mußte die Kunde, daß ich im

denselben Gegenstand. Die Türken schreiben Aineros dschesiresi, die Halbinsel Aineros; d. i. Ajion-Oros-Insel.

[1] Herr Anton v. Mihanowitsch, ein großer Freund und Kenner der Literatur, croatischer Edelmann und k. k. Consul für Macedonien und Thessalien, war früher in derselben Eigenschaft bei der serbischen Regierung in Belgrad beglaubigt.

Hauptstapelplatz Macedoniens eine vollständige Sammlung der vorzüglichsten deutschen Werke benannter Disciplin finden werde, unter diesen Umständen doppelt willkommen seyn. Nach B.... ff und M.... t wurde natürlich zuerst gegriffen. Nach der langweiligen Plackerei mit der türkischen Syntax und dem Kanzleistyl von Stambul war es ein eigenes, höchst wohlthuendes Gefühl in M.... ts Philosophie der subjektiven Natur zu lesen: „Die Negation ist Negation des Außeinander der Natur." — „Der Geist als diese Negation aller Unterschiede der Natur, die er zugleich erhalten hat, ist das Erkennen." — „So hat der Geist, als denkend, die Natur im Rücken und entwindet sich derselben. Das ist aber nur eine einseitige und schiefe Stellung des Geistes zur Natur." — Obgleich diese Definitionen an sich vollkommen klar und verständlich sind, gelang es mir doch um keinen Preis sie einem türkischen Kadi aus Janina begreiflich zu machen, der sich mit Metaphysik beschäftigte und wissen wollte, ob man im Lande der Nemtsche auch Ilmi Mantek (Logik) und überhaupt Ilmi Hikmet (Philosophie) treibe. Wir waren zusammen aus Konstantinopel gekommen und ich besuchte ihn während seines Aufenthaltes in Saloniki, um Hegel'sche Definitionen ins Türkische zu übersetzen. Einen Theil des Zwiegesprächs, in Fragen und Antworten, türkisch und deutsch, finde ich im Tagebuch mit der Bemerkung aufgezeichnet,

daß insbesondere der Satz: *„Insanün ruhhî fikr ederiken tabijeli ardîna brakar hem ondan ärilir“* (der menschliche Geist, als denkend, hat die Natur im Rücken und entwindet sich derselben) die Verwunderung des osmanischen Philosophen erregte.

In Stambul, dessen kann ich Sie redlich versichern, meinte ich oft, es könne mit der türkischen Monarchie doch noch eine Zeit lang fortgehen, und zwar nicht so fast wegen des armseligen Flickens und Nachhelfens durch menschliche Weisheit, als weil Zufall, Gewohnheit, Trägheit, Ungeschicklichkeit und Langmuth im Bunde mit der natürlichen Schwerkraft alles Bestehenden auch die Osmanli stützen müsse. Allein seit dem philosophischen Examen mit dem Kadi in Selanjk habe ich am Heile des Türkenstaates vollends verzweifelt. Oder saget selbst, ob ein Reich bestehen könne, wo man nicht einmal weiß, daß der Geist als denkend die Natur im Rücken habe?

Als Leitfaden für antiquarische Forschungen hatte ich Tafels Werk über Thessalonica und sein Gebiet mitgenommen und meinte zugleich occidentalisch gelehrten Bewohnern der großen und vielbesuchten Hauptstadt Illyricums ein neues und angenehmes Geschenk zu bringen. Allein das Buch war schon vor meinem Eintreffen daselbst bekannt, und durch einen des Lateinischen kundigen Prälaten ein Exemplar sogar nach Jannina in Epirus gekommen. Diese Arbeit eines deutschen Gelehrten — und das ist ihre beste Kritik —

gilt am Orte selbst, den sie behandelt, für ganz vorzüglich, und darf allen Reisenden, die künftig Macedonien besuchen und noch andere Sorgen als Liebe für Gewinn in fremde Länder tragen, als nützliche Begleitschaft empfohlen werden. Man hat in Deutschland seit zwanzig Jahren vielerlei über den illyrischen Landtriangel und seine politischen Zuckungen geschrieben, aber nicht Jedermann hat Tafels Scharfsinn und historischen Takt gezeigt.

Im Ganzen blieb ich ungefähr sechs Wochen in Saloniki, eine Woche vor und fünf nach der Athosreise, bemerke aber, um die Leser nicht zu zerstreuen und vor allem die Hauptpartie des Unternehmens kurz und bündig auszumalen, vielleicht erst später noch einiges über die Stadt und die umliegenden Provinzen. Obgleich voll Unruhe und Verlangen in St. Dionys einzuziehen, stieg ich doch wiederholt auf den Festungsberg der Stadt und spähte nach der Gegend von Pella hinüber, wo die Wiege des größten aller Helden stand.[1] Dem Zauber des Ruhmes kann Niemand widerstehen, und man möchte beinahe die Schwäche der menschlichen Natur auch dann entschuldigen, wenn sie Alexanders Größe und Herrschertalent über die stille Glorie friedlicher, aber unscheinbarer Kaziken und Volksbeglücker erhebt. Welchen Preis hätte sonst der Mensch für seine Qual!

[1] Schlözer und Gatterer waren freilich anderer Meinung.

Der Weg von Saloniki nach Karyäs, Hauptort und Mittelpunkt des Hagion-Oros, beträgt zwar nicht mehr als 36 Stunden, stellt aber Muth und Geduld selbst solcher Leute auf die Probe, die im Orient keine Fremdlinge sind. Gewohnheit und fast täglicher Verkehr zwischen der Hauptstadt Macedoniens und dem Mönchsgebiet haben Etapen festgesetzt, deren erste — das hochgelegene Bergdorf Chortiat — nur drei gute Wegstunden von Saloniki entfernt ist und wegen der kühlen Nachttemperatur auf die meisten Fremdlinge einen entmuthigenden Eindruck macht. Die Bewohner dieser Ortschaft besitzen gleichsam das Privilegium Reisende und Waaren auf ihren Maulthieren nach Karyäs zu schaffen; dabei verpflegen sie sich und ihr Angehöriges selbst und nehmen der langen Strecke ungeachtet doch nicht mehr als zehn bis zwölf Franken für jedes Thier.[1] Die zweite Etape ist das Doppelte der ersten, und man übernachtet — nach einem ermüdenden Ritt über Stock und Stein, zuerst von Chortiat ins breite Thal hinab

[1] Der Agogiat hatte sich in Geschäften des Marktes verzögert und brachte mich mit Dardaghani, dem Handwerkersohn von Saloniki, den ich um zwei Franken per Tag für die ganze Dauer der Athosreise als Diener aufgenommen hatte, erst lange nach Anbruch der Nacht in seine Hütte. Das Gros der Effekten war im Consulat zurückgelassen, und außer den nöthigen Kleidungsstücken nur etwas Lebensbedarf mit andern auf Reisen in der Levante unentbehrlichen Kleinigkeiten mitgenommen.

zum See Langasa, dann auf der Ebene fort und durch eine schattenreiche Platanenschlucht mit hellem Bach, den man zehnmal durchwatet — im schönen Dorf Zagliberi am Nordabhange des waldigen Chlumgebirges, der Gränzscheide zwischen Chalkidike und dem fruchtbaren Thalgrunde, den die Alten Anthemontis nannten.

Die Leute des Dorfs hatten noch Weinlese (21. Oktober), und Körbe mit blauen Trauben gefüllt standen im lehmummauerten Hofe des Einkehrhauses. Es war nur ein Erdgeschoß, aber reinlich, und auf einem Schemel vor der Thüre saß das dreizehnjährige Töchterchen der Wittwe, festlich geschmückt, goldene Münzen im Haare, schweigend und unbeweglich, zum Zeichen daß man werben dürfe. Hennen, Reis, Eier, Brod, Butter, Wein und Trauben gab es hier in Fülle, und gelabt durch schmackhaft bereitete Kost schliefen wir nach der Gluth des Tages und wegen der milden Nacht an der Außenwand des Hauses unter einem Vordach auf unsern Teppichen erquickend süßen Schlummer. Ein Handelsmann aus Saloniki mit seinem Waarentransport für Hagion-Oros, und ein Archimandrit aus dem Kloster Vatopädi mit seinen beiden Knechten aßen und lagerten sich in patriarchalischer Einfalt neben mir und meinem Diener in der Halle. Der Mann war Albanese von Geburt und durch mehr als zwanzig Jahre Seelenhirt der griechischen Gemeinde zu Bitolia (Monastir)

im Pindus. Außer dem Schkypi redete er noch walachisch, bulgarisch, neugriechisch und türkisch zum Theil mit vieler Fertigkeit, hatte in schwierigen Zeiten viel erfahren, und kehrte müde des Tagwerkes mit den Früchten seiner Frömmigkeit und seiner Sorgen in die Stille von Vatopädi zurück.

Larégovi, wo man nach achtstündigem Ritt am dritten Tage schläft, ist noch größer, noch schöner, noch reicher und noch romantischer gelegen als Zagliberi. Das langgestreckte Chlumgebirge öffnet hier einen breiten Durchbruch, eine riesige Bergspalte in die amphitheatralisch niedersteigende Waldregion des chalcidischen Küstenlandes. Daher der slavische, von der Unwissenheit späterer Zeiten in Larégovi corrumpirte Name Jaruga, d. i. Bergeinschnitt, Tiefschlucht, eine Erklärung, die ihr schönstes Argument aus der Naturbeschaffenheit des Ortes zieht.[1] Larégovi, aus dem Ruin des Aufstandes wiederhergestellt, zählt wohl vierhundert Wohnhäuser mit einer zwar noch unvollendeten, aber für Macedonien vortrefflichen Fremdenherberge, wo zu gleicher Zeit mit uns von der entgegengesetzten Seite her ein Diakon des Bischofs von Hierissos einzog und für seinen Gebieter Nachtquartier bestellte. Außer der luftigen Halle waren erst zwei Wohnzimmer hergerichtet. Das eine

[1] Aus dem slavischen Appellativ Chlum macht die griechische Kehle Cholom, Cholomon, und der Türke gar Solomon.

hatte Matten und Fußteppiche mit breiten Divanen und Ruhekissen, gemalte Wandkasten und einen um die vier Seiten laufenden Sims, Glasscheiben, gutschließende Holzläden und Blumenkörbe vor dem Fenster. Auch die Thüre, was in byzantinischen Ländern selten, war von hartem Holze, füllte die Pfosten und trug ein künstliches, schöngeschmücktes Schloß. Im zierlich geformten Kamin knitterte die Flamme aus trockenem Birnbaum, einladend nach der Mühe des Tages und wohnlich für einen Oktoberabend auf der Berghalde von Chalkidike.

Diese Herrlichkeiten waren aber natürlich nur dem Kirchenfürsten zugedacht; uns andern gab man das zweite Zimmer, zwar auch mit Kamin, Glasfenster und Läden, aber ohne Divan, ohne Fußteppich, ohne Polster, ohne Sims, auch waren die Wände nur von Lehm und noch ohne Tünche, eine Binsenmatte mit Kopfkissen die ganze Bequemlichkeit. Unten in geräumiger warmer Stallung waren die Maulthiere mit ihren Treibern, oben der Bischof mit seinem Diakon, und wir mit Begleitung und Anhang, alles im Hause voll Andacht über die Nähe des Heiligen von Hierissos.[1] Der Archimandrit unserer Karavane wartete dem Prälaten auf, mein Diener rüstete das Abend-

[1] Griechischer Sprachgebrauch für „Bischof von Hierissos". Man nennt den Bischof statt den „Heiligen" auch den „Engel" seiner Diöcese, z. B. Ἄγγελος oder Ἅγιος Ἀντιοχείας. der Patriarchal-Bischof von Antiochia.

essen und ich sah aus der mondbeleuchteten Halle durch die halboffene Zimmerthüre hinein, wie Se. Heiligkeit, die schwarze Mörsermütze auf dem Kopf und mit untergeschlagenen Beinen hinter der runden Tafelscheibe auf farbigem Teppich sitzend, eben das Nachtmahl verzehrte und sich gütlich that. Emsig und vornehm zierlich wanderten die Finger in den Schüsseln herum, und dem Essenden gegenüber stand, des Winkes gewärtig, mit Krug und Trinkschale in der Hand der junge Diakonus, ein unbärtiges Apollobild aus Polyhiero unweit der Ruinen von Olynth. Schon früher hatte ich vom geschwätzig freundlichen Jungen erfahren, daß sein Patron nach Saloniki reise, um dem neuernannten Metropolitan-Erzbischof seine Ehrfurcht zu bezeugen und zu gleicher Zeit die in solchen Fällen übliche Contribution als Suffragan zu bringen. Der byzantinische Clerus, wie man weiß, hat weder Sold noch Stiftung und ist auf zufälligen Gewinn und auf Erpressung in seiner eigenen Heerde angewiesen. Der Metropolit besteuert außer seinem eigenen Sprengel noch die Suffraganbischöfe, die dann ihrerseits den geistlichen Bedarf auf die Dörfer und die Gemeinden ihrer Diöcese legen. Der von Hierissos hat leider nur zwölf, durch die Insurrection von 1821 zu Grunde gerichtete Ortschaften des Erzdistriktes oder die sogenannten Mademochoria (vom türkischen Maden, „das Bergwerk"), als Feld zur Betriebsamkeit, daher geringes Einkommen und üble

Laune, aber, wie der Mundschenk meinte, desto größere Hoffnung auf eine bessere Eparchie.

Von Larégovi nach Hierisso, der vierten Abendstation, reitet man ungefähr in neun Stunden, man mag links über die Erzgruben von Nisvoro oder rechts, wie wir, über das liebliche Walddorf Ravanikia gehen. Beide Wege sind voll romantischer Scenen und prachtvoller Fernsichten, besonders wenn der Wanderer aus dem Laubtheater von Longomat über Steilseiten und Arbutusgebüsch die letzte Höhe erklimmt und wie durch einen Zauberschlag vor sich den Athos, links und rechts das Meer, die blauen Golfe von Siggia und Stellaria, die Insel Thasos und den Gebirgschersones von Longos mitten in der Fluth, und tief unten zu seinen Füßen auf der schmalen Erdzunge des zwischen dem Hochland Chalkidike und dem Hagion-Oros weit aufgerissenen Spaltes das Städtchen Hierissos, das alte Akanthos, die zerstörte Akropolis und den einsamen Steinthurm im Felde mit einem Blicke überschaut. Ich frage die beiden Herren Urquhart und Zachariä, ob sie nicht heute noch mit Entzücken an den großen Kastanienwald von Ravanikia und seine kolossalen Stämme, an die Brunnen und die rauschenden Wasserbäche, an die Platanen, Haselstauden, Eichenbüsche und Waldschatten dieses lieblichen Revieres denken? Welche unsichtbare Hand schirmt etwa dieses Laubparadies vor der Zerstörungshand der Industrie?

Kann denn Natur überall nur als Einöde in voller Majestät ihre Kraft entfalten? Vielleicht dieselbe Waldpracht hat einst die Höhenzüge um Saloniki, den kahlen Bergkranz um die weite Binnenebene Thessaliens, besonders aber den jetzo melancholisch-öde über Athen hereinblickenden Hymettus, und zum Theil den ausgedorrten Boden Attika's selbst bedeckt! Zündet auf Athos die Wälder an und fället die Urwald-Riesen von Ravanikia, bald wird mit der grünen Herrlichkeit auch der Bach versiegen, wird der Mastirbusch verdorren, und ihr habt die Künste unserer Zeit über ein unentweihtes Labyrinth gebracht, habt den Sitz des seligsten Entzückens mit Axt und Feuerbrand säculariſirt. Verwitterte, abgenutzte Seelen des Occidents, nach Kolchis, nach Athos eilet, den Duft ewig grüner Laubholzwälder athmet ein, wenn ihr noch der Erhebung fähig seyd! Hier nahm Medea den Zaubertrank, der Jolkos und Korinth zu frischer Energie erweckte. Ohne Wald ist für Menschen keine Lust, und selbst die Götter schlugen ihren liebsten Sitz in dunkeln Wäldern auf,

..... habitarunt Di quoque silvas.

Ach wem ist die Kraft des Wortes verliehen, um die weinlaubbekränzten Ahornwälder in Kolchis und die Kastanienpracht am Thore des Hagion-Oros vor Hunger und mörderischem Stahl abendländischer Verfeinerung zu schirmen! Ich weiß es, ein Baumtribun und Waldbeschirmer prediget Widerstand gegen

die Mechanik des Jahrhunderts und gegen das Glückseligkeitsapostolat unserer Zeit. Aber Waldeinsamkeit macht stolze Seelen und gibt kühne Gedanken, dem verzagten Säkulum zum Trotz. Mitten in der Laubstille — die Scene ist nicht vergessen — saßen wir unter hellgrünem Gebüsch dicht am Bach beim frugalen Mahle. Thier und Wanderer genossen der Mittagsruhe und im Gefühl der Waldunabhängigkeit lachte ich beinahe laut beim Gedanken, wie oft der Mensch im Occident aus Unkunde wahren Glückes nach Phantomen hascht und wie oft er feige um kindischen Flitter, um thörichten Lohn, Ehre, Gut und Zufriedenheit verkauft. Die Sonne war schon unter dem Horizont, und zufrieden mit dem Tagwerk und den Gedanken traten wir ins Einkehrhaus von Hierisso.

Der Ort, zu Belons Zeiten (1547) von größerm Belang und mit Festungswerken gegen die Angriffe der Piraten verwahrt, hat jetzt kaum vierzig bewohnte Steinhäuser am Abhang des Uferhügels. Der Rest sammt der Akropolis ist Ruine. Doch vergeht kein Tag ohne fremde Gäste, weil Alles was nach Athos zieht oder von dannen kehrt in Hierisso die Nacht verbringt. Wir fanden hier Getreide-Silo wie in Nubien, große Armuth, aber noch größere Geduld. Viele Familien, unvermögend eine Wohnung mit Mauerwerk, Fensterladen, Thürpfosten und Bedachung aufzurichten, flechten außerhalb des Fleckens neben ihrer Spanne Ackerland Hürden aus Weidenbusch.

Die dem Süden zugekehrte Seite ist mit aufgeschichteten Strohbündeln zum Aus- und Eingang halb verdeckt, ärmlicher als die Nigritier und schutzloser gegen den Wintersturm als einst die Einsiedler auf Hagion-Oros vor der Reform des Athanasius. Was denken etwa diese Hürdenleute, wenn sie feiste Mönche und wohlgekleidete Franken hochmüthig an ihrem Weidendach vorüberreiten sehen? Und doch sprechen sie Niemanden um Almosen an und hört man nichts von gewaltthätigen Handlungen in der Nachbarschaft. Für solche Noth muß jedoch die Zeit von einer Ernte zur andern eine doppelt lange seyn!

Reis, Butter, Fische, Eier, Limonien, Oel und Brod und neuen Wein gab uns der Wirth; aber eine Henne war nicht ohne Mühe im Orte aufzubringen. Wir waren ja am Thore des großen Büßerinstitutes von Byzanz und wollten uns noch einmal kräftiges Labsal bereiten vor der nahen Pönitentenkost. Bis Chilantari, dem ersten Kloster, waren es freilich nur sechs Stunden, aber zwölf bis Karyäs, was in dieser Jahreszeit (23. Oktober) und auf solchen Wegen in einem Tage nicht zurückzulegen ist. Kaum graute der Morgen, so ritten wir schon zum letzten Tagwerk den Hügel von Hierisso hinauf und erblickten wieder die hohe, waldige, rauhe Bergwand, das Athosportal in starrer Majestät vor uns. Niemand könnte die Herrlichkeiten errathen, die hinter dieser finstern Hülle verborgen sind.

Daß die Erdzunge zwischen den Ausläufern des macedonischen Küstengebirges und dem Hagion-Oros kaum eine halbe Stunde breit und in gerader Richtung nicht länger als fünf Viertelstunden im Schritte ist, hat man oft genug erzählt. Ebenso bekannt ist Herodots Erzählung von einem Durchstich oder Kanal, den Xerxes vor seinem Zuge wider Griechenland von Golf zu Golf auf der niedrigsten Einsenkung des Isthmus graben ließ, breit und tief, daß zwei Triremen neben einander schiffen konnten. In Europa sind aber die Gelehrten noch im Streit, ob uns Herodot eine Thatsache oder eine Fabel erzählt. Als Hauptargument wider die Thatsache gilt die Schwierigkeit des Unternehmens und ein Vers aus Juvenal:

creditur olim
Velificatus Athos et quidquid Graecia mendax
Audet in historia....

Juvenal schrieb Satyren, und im Orient, wenn es nur Geißelhiebe und Menschen kostet, gibt es keine Schwierigkeiten. Es arbeiteten ja 12,000 Mann sammt den Athosbewohnern nationenweise und in regelmäßigem Wechsel drei volle Jahre unter der Peitsche persischer Aufseher im Geschwindschritt, wie jetzt die Nil-Fellah unter Mohammed-Ali's mildem Regiment jährlich die verschlammten Kanäle räumen oder neue graben zu Mehrung der eigenen Noth. Das Bild beim jonischen Erzähler ist wunderschön: man sieht wie sie schaufeln und keuchen

und in Reihen über einander gestellt sich die Erde entgegenwerfen, bis sie aus der Tiefe an den Rand gelangt. [1] Für Alles war bei der Arbeit gesorgt, für Markt, für Nahrung und für Geißelhiebe. Das Lager mit der Ersatzmannschaft stand am Eingange des Hellesponts, und zahlreiche Schiffe unterhielten beständige Verbindung mit der arbeitenden Abtheilung am Isthmus. Auch geologisch, so viel ist durch competente Richter nachgewiesen, läßt sich gegen die Sache nichts einwenden, und Thucydides, der fast ein ganzes Menschenalter in der Nähe wohnte, redet vom Athosdurchstich wie von einem Ding, dessen Bestand Jedermann kenne. „Ach dieser Thucydides!" „Was weiß etwa dieser Thucydides?" sagten sie neulich in Athen, und wie es scheint sagen Viele auch in Deutschland so.

Der grüne, stellenweise mit Schilf bewachsene Streif, der sich auf der niedrigsten Stelle des mattgelben Isthmusgrundes quer von einem Ufer zum andern zieht, heißt bei den Umwohnern heute noch Problaka. Problaka ist aber kein griechisches Wort und deutet ohne Zweifel auf das Verbum Probiati, das im Slavendialekt Illyricums „durchstechen" bedeutet. Wahrscheinlich sah man zur Zeit der Colonisirung Macedoniens durch slavische Völker noch deutlichere Spuren des persischen Grabens als zu unserer Frist. Bei uns — das sehe ich voraus —

[1] Herodot. VII, cap. 21—24.

wird man das slavische Problaka nicht überall gelten lassen, und ich selbst — wäre es mir darum zu thun — würde in einem scharfen Syllogismus zu Jedermanns Erbauung etwa wie folgt das Gegentheil beweisen: „Wo ein Kanal gegraben wird, da sieht man auch einen Kanal. Ἆρα γε, hätte Xerres auf der Athoszunge wirklich einen Kanal gegraben, so würde man auf der Athoszunge auch wirklich einen Kanal erblicken. Nun aber erblickt man auf der Athoszunge keinen Kanal, Ergo hat Xerres auf der Athoszunge keinen Kanal gegraben, Ergo sind keine Slaven über die Donau gekommen, Ergo ist Problaka griechisch, Ergo kann man in Griechenland aus Papierkanonen feuern und aus leeren Taschen Sold bezahlen, Ergo sind in Kukuruz Giganten, Ergo gebt mir eine Decoration, Ergo, Ergo ....“ Gestehen Sie doch, daß diese Conclusionen bündig sind![1]

Bei unserm Ritt über den Isthmus aber waren Tag und Gemüth nicht sonderlich für gelehrte Forschung und scharfes Argument geeignet: am Himmel trieb Gewölke graulich kühl, vom Hellespont blies es herbstlich auf die Problaka herüber und wir zogen schweigend den steilgewundenen Pfad der ersten Bergwand hinauf, durch Waldöde, an ausgebrannten Schluchten, versiegten Brunnen und furchtbaren Steilgründen vorbei, über Hügel, wilden Rosmarin und

[1] Kukuruz ist ein Dorf in Arkadien.

steiniges Geklüfte zum Platanenbach hinab, wo für den müden Pilger auf einsamem Rasengrund, von Buschwerk und dichtbewachsenem Steingewinde umschlossen, mitten im Gehölze und ferne von aller menschlichen Hülfe, Tränke und Rast bereitet sind. Die Gegend heißt Callitza, das Wasser selbst aber Protoneró.

Obgleich von Unsicherheit des Waldes nichts verlautete, peinigte uns doch die Erinnerung an die Vergangenheit; und wenn auch nicht sonderlich furchtsam, schielten wir mit dem Brod in der Hand zu Zeiten doch etwas seitwärts, ob nicht Flintenläufe und schwarze Palikarenaugen irgendwo aus dem laubichten Busche blitzen. Denn eben auf dieser Stelle bestand zehn Jahre früher der Engländer Urquhart sein bedenkliches Abenteuer mit den Hagion-Oros-Klephten. Die Räuber standen im Dickicht neben dem Brunnen und hatten schon ihre Gewehre angeschlagen, wie er eben aus derselben Quelle trank, an der wir unser Hierissomahl verzehrten. Bei diesem Wasser beginnt das eigentliche Mönchsrevier und der dem Weib verpönte, durch eine zweite, dicht und parallel hinter der ersten laufende Gebirgswand von der Welt und ihren Sorgen getrennte Grund, „Megali-Vigla" oder die Große-Warte genannt. Wie eine plattgedrückte, stumpfwinklichte Pyramide streicht die Große-Warte und ihr dunkler Pinienwald von einem Strand zum andern der ganzen Breite nach

über den Cherſones und endet auf der Seite des nordöſtlichen Paſſes als ſchmaler, weit über die Grundfläche des heiligen Waldes in die Brandung hinausgreifender Felſendamm im Promontorium Platy.

Kaum iſt man durch unwegſames Steingewirre hinter den dunkeln Pinienvorhang gedrungen, ändert ſich plötzlich die Scene: man tritt unvermuthet mitten in die immergrüne Buſchregion der heiligen Oaſe; die Lüfte fächeln milder, und ein breit ausgekerbtes Flachthal, von beſonders prachtvollen Platanen beſchattet, ladet unwillkürlich zur Niederlaſſung ein. Rechts aus einer Vertiefung, weniger als eine Stunde vom Strand, blickt mitten aus Wald und langwipflichten Cypreſſen das Mauerwerk und der Glockenthurm der großen Slavenabtei Chilantari hervor. Es war noch früher Nachmittag und wir zogen durch die üppig bewachſene Hügellandſchaft in der Richtung gegen Vatopädi fort, erreichten aber erſt nach Sonnenuntergang und bei ſchon einbrechendem Dunkel den gewölbten Thorweg und die gaſtlichen Hallen dieſes ſchön gemauerten und großartigen Mönchskaſtelles. Hölzerne Kreuze, hie und da auf Felſenvorſprüngen und Scheidewegen mitten im Walde aufgeſtellt, verkündeten uns deutlich, hier ſey einmal wieder chriſtliches Land, ein noch unentheiligtes Ueberbleibſel des alten Byzantium. Vielleicht lächelt man mitleidig über die gläubige Empfindſamkeit; aber ich geſtehe ungeſcheut die Schwäche, das Auge belebte

sich beim Anblick dieser Wahrzeichen des Heiles und das Blut ging rascher, ich dachte an die Heimath, an die romantischen Waldscenen am Eisak in Tirol, an die Rebgelände und Kastaniengruppen seiner entzückenden Mittelberge; an euch dachte ich, Schaldersthal, rauschender Forellenbach, tiefe Waldöde, sommerliche Lüfte und ziehendes Gewölke — Symbol der Jugend und der Vergänglichkeit; an dich, hölzernes Wetterkreuz im Birkenlaub, an dem der Knabe scheu und andächtig so oft vorüberging. Sitz der Wonne und der Lust, wie könnte ich deiner je vergessen! Nach einem Lebenscyklus voll Gram und wechselvoller Geschicke begegne ich dir unerwartet wieder in unbesuchter Stille byzantinischer Wälder und grüße dich mit leidenschaftlicher Gluth, Sinnbild der Selbstüberwindung, Labarum, das die Cäsaren vom goldenen Sitz gestoßen und den stolzen Dünkel der Philosophen erniedrigt hat! In diesem Augenblick begriff und pries ich das zornige Gemüth, mit dem man sich einst in der Heimath — das Feuerrohr in der Hand — wider die frevelhaften Schänder des Heiligthums erhob. Eben weil ich so lange und so vielfach Zeuge war, wie der Islam in seiner Unmacht noch stolz die Kreuzesfahne verhöhnt und ihre Bekenner verachtet, ergriff es mich beim Anblick der verwitterten Balken im grünen Buschwald des Hagion-Oros weit lebendiger als mitten im christlichen Lande, wo der Besitz nachlässig, und unbestrittener Sieg vergeßlich

macht. Für den Fremdling ist der Orient eine reiche Quelle von Gemüthserschütterungen, die freilich einem Diplomaten nicht gestattet sind. Vielen Menschen aber gewährt zorniges Aufwallen und leidenschaftliches Empfinden mehr innere Zufriedenheit und süßeren Genuß als das frostige Gesicht und die imperturbable Ruhe des Scythen B... ff.

Wir gingen diesen Abend nicht auf dem Hochweg des Bergkammes, von dem ich im ersten Bericht erzählte, sondern tiefer unten, am schönen, in einem Küsteneinschnitt kaum drei Viertelstunden von Chilantari lieblich gelegenen Kloster Esfigmenu vorbei, über die Quergerippe, Parallelthäler und Schluchten der Seitenhalde, und erblickten von einem hohen dichtbebuschten Strandvorsprunge, der die halbcirkelförmige Waldbucht nördlich schloß, weit und tief unter uns, sanft auf einer Neigung des riesigen Laubwaldtheaters gebaut, in seiner Außengestalt der „Mauerkrone der Göttin Cybele" vergleichbar, das Kloster Vatopädi, als eben die Sonne hinter die Bergscheide sank und der letzte Strahl auf die Zinnen des obern Thurmes fiel. Nach neunstündigem Ritt über unwegsames Gebirge, und auf die leidenschaftlichen Aufregungen und Eindrücke des Tages war Ruhe das erste Bedürfniß. Und wir schliefen nach einem mäßigen, in Gesellschaft des Reise-Archimandriten und des Fremdenempfängers verzehrten Abendessen aus gesalzenen Fischen, Reis und Vegetabilien,

bestens versorgt und mit Gemächlichkeit auf den Divanen des Fremdensaales hingestreckt den gesunden Schlaf.

Hagion-Oros-Kost gibt leichtes Blut und hellen Sinn. Mit dem anbrechenden Morgen begann aber auch schon Sorge und Gemüthsunruhe über möglichst zweckmäßige und möglichst wohlfeile Einrichtung des Gesammtklosterbesuchs am heiligen Berg. Noch hatte ich keinen Begriff, was eine Athosbibliothek eigentlich sey und zu welchen Erwartungen Anordnung und innerer Gehalt dieser im Occident vielbesprochenen Institute berechtigen könne. Zwar hatte ich Zachariä's neuesten, mit Sorgfalt und Talent geschriebenen Bericht zur Hand; allein der Späterkommende meint immer klüger als der Vorgänger zu seyn, und durch Schärfe oder Glück begünstigt, vielleicht zu entdecken, was dem andern verborgen blieb. Auf die Phantasie verlorne Klassiker aufzufinden, hatte ich freilich voraus verzichtet, und dafür mein Ziel auf bessere Kunde des byzantinischen Zeitalters gestellt. Von den Strandklöstern war es daher vorzugsweise auf Vatopädi, Iwiron, Laura und besonders auf Sankt-Dionys; von den Waldconventen aber nur auf Karyäs und Chilantari abgesehen. Zugleich erschien es ökonomisch merklich vortheilhafter, die Operationen auf der Stelle in Vatopädi selbst zu beginnen, um mit der Mühe eines zweiten Besuches auch der Last eines zweiten Ehrengeschenkes an die

frommen Väter zu entkommen. Ungesäumt wurden die bis Karyäs gedungenen Maulthiertreiber bezahlt und abgedankt und die Vorstände des Klosters nach eingenommenem Morgenimbiß um Audienz ersucht. Man weiß bereits was ein „Monastirion idiorrhythmon", ein freies, republikanisch verwaltetes Athoskloster ist, und Vatopädi gehört in diese Klasse.

Im Sommerdivan gegen die See gekehrt, saßen die vier Großbeamten der heiligen Gemeinde zum Empfang des Fremden aus Occident. Nach Austausch und Leistung der gewöhnlichen Artigkeiten morgenländischer Besuche ging ich gleich zur Sache, und erklärte den Vorständen ohne langes Präambulum: ich hätte ein Buch über das orthodoxe Imperium von Trapezunt geschrieben, und sey jetzt auf einer Reise im Orient begriffen um durch Auffindung neuer Thatsachen und unbekannter Schriften das Buch in seiner Ausführung zu verschönern und zu Ehr' und Preis seinen Werth im Urtheile der Landsleute noch höher zu stellen. Ich vergaß nicht beizufügen, daß ich sogar wie ein zweiter Jason in das entlegene Kolchis und in die wohlverwahrte Stadt Trabesonda gezogen, ein Jahr zu Konstantinopel geblieben und zum Schluß in der doppelten Absicht, um in den Handschriften seiner gepriesenen Heiligthümer neue Argumente für das benannte Thema zu suchen, in den Tugenden der frommen Väter aber Erbauung und kräftiges Exempel für eigene Vollkommenheit zu schöpfen,

auf den Hagion-Oros gekommen sey, und für beides in Vatopädi den Anfang zu machen gedenke. Zugleich überreichte ich die Empfehlungsschreiben aus Stambul und Saloniki, damit sie Inhalt und Zweck meiner Bitte amtlich erfahren und das Nöthige verfügen möchten.

Was die Tugenden betreffe, erwiederte der Vorsteher, sey ich allerdings auf den rechten Platz gekommen; denn nirgend werde das Fastengebot mit solcher Strenge gehalten, Gottesdienst und Gebet so andauernd und eifrig gepflogen, weltliche Zerstreuung mit solcher Schärfe und Gewissenhaftigkeit vermieden und das Leben überhaupt mit solcher Hingebung und Selbstverläugnung nach den Vorschriften der orthodoxen Concilien eingerichtet wie in den Gesammtklöstern auf Hagion-Oros. Das sey aber auch ihr Ruhm und die unerschütterliche Grundlage ihres Kredites, von dem sie wohl wüßten, daß er sich nicht blos auf die Länder *ihres* Glaubens beschränke, sondern auch in das Abendland gedrungen sey. Wenn ich aber glaube in Wissenschaft und Gelehrsamkeit bei ihnen etwas zu gewinnen, sey ich zu ihrem großen Herzeleid irrthümlich berichtet: sie alle seyen Ignoranten, und Unwissenheit (ἀμαθία) sey allgemeine Sitte des heiligen Berges, weil Gott am letzten Gerichtstage den Menschen nicht frage was er gelernt, sondern wie er gehandelt habe. Von einem Imperium Trapezunt hätten sie niemals gehört und wüßten auch nicht

ob in ihrer Bücherkammer etwas derart zu finden sey; jedenfalls wäre mein Suchen vergeblich (μάτην πονεῖς), wenn ich nicht bestimmt und mit Namen das Buch bezeichnen könnte, wo von Trapezunt gehandelt werde. Uebrigens sey ich herzlich willkommen, Alles stehe mir offen, und ich möge bei ihnen nur bleiben, so lange es mir gefalle. Nur sey es üblich, daß sich Fremde vor allen weitern Schritten beim Regierungsausschuß in Karyäs melden und dann erst, mit dem Circulare in der Hand, ihre speziellen Zwecke von Convent zu Convent verfolgen.

Eine Stunde nach dieser Unterredung ritten wir durch das hohe Portal von Vatopädi hinaus. Karyäs ist kaum drei Stunden entfernt und liegt in einem Hochthal unterhalb des Bergkammes, 2000 Fuß über dem Meere.[1] Schon wenige hundert Schritte vom Kloster erhebt sich der Pfad steil über den Strand und zieht in malerischen Wendungen durch dichtverwachsene immergrüne Buschregion zum Hochwald hinauf. Reichthum, Lebenskraft und Fülle des Pflanzenwuchses, wie man sie hier erblickt, müssen auch den weniger Unterrichteten mit Bewunderung erfüllen. Das Gesträuch, bis fünfzehn Fuß hoch, wäre undurchdringlich, hätte man nicht die Pfade künstlich ausgeschnitten. Myrten und Schattenblumen füllen alle Räume, und die Lianen ranken in so üppigem Triebe,

[1] Grisebach Reise durch Rumelien, 1841.

daß sie an vielen Orten, besonders bei den Wasserfällen der ersten Einsenkung, gleichsam ein Laubdach über den Kopf des Wanderers bilden, der voll Erstaunen an den Einsiedeleien und zaubervollen Scenen dieser unbekannten Zone vorüberzieht, bis der von üppigen Kräutern und Farngebüsche düster durchwachsene Hochwald mit riesigen Wallnuß- und Kastanienbäumen, Steineichen und Cypressen in der Umgegend von Karyäs die Seele mit neuem Entzücken erfüllt.

Um die Waldluft dieses unvergänglichen Paradieses ganz zu schlürfen, sollte man warmes Blut, Gemüth und Wissenschaft wie Grisebach besitzen. Das Städtchen selbst mit seinen hundert Steinhäusern, seinen zwanzig Kapellen und seiner Klosterkirche und ihrem stumpfen Glockenthurm — ein immer frisches Garten- und Guirlandengehege — lehnt sich an die quellenreiche Steilseite des Laubwaldes, und hat seinen Namen ohne Zweifel von den jetzt seltenen Wallnußbäumen oder von den Haselnußstauden erhalten, die heute noch überall in den Gärten, zwischen den isolirten Wohnhäusern, insbesondere jenseits des kleinen Sturzbaches üppig aus dem Boden wuchern.[1] Man führte uns zu einem der vorsitzenden Prälaten, der

[1] Auf dem Hagion-Oros hört man *καραῖς* und *καρναῖς* sprechen; ersteres gewiß nur träge Verkürzung des zweiten, der Accent aber in beiden barbarisch, da man im Hellenischen *κάρα* und *καρύα* liest. Von den Köpfen (*κάρα*) der im 13. Jahrhundert durch Michael Palaäologus angeblich

zufällig aus Vatopädi war und ein schönes Gartenhaus mit allerlei außergewöhnlichen Bequemlichkeiten bewohnte. Se. Heiligkeit saß am Divan neben der Kasse und strickte wollene Socken. Wie vor dem Gemeinderath in Vatopädi erklärte ich auch hier mein Anliegen, und wir verständigten uns schnell; denn polirt und gewandt sind die Athosmönche alle, wenn sie auch nur Strümpfe stricken, Litaneien singen und Ignoranten sind. Ein Verwandter des Prälaten, ein Empiricus aus Cumerdschina in Thracien, nahm Antheil am Gespräch und erzählte vom jungen Zachariä aus Heidelberg, vom Bodenreichthum des thracischen Landes, von Mohammed-Ali und von der Medicin, mit der in Cumerdschina nicht viel, aber bei den Mönchen auf Hagion-Oros gar nichts zu verdienen sey.

Fremde werden beim Mangel einer Einkehr gewöhnlich im Sitzungsgebäude selbst, und zwar neben der Wachtstube der Hagion-Oros-Miliz untergebracht; zu meinen Gunsten aber machte der freundliche Epitrop eine Ausnahme und verschaffte mir im Hause des Deputirten vom Kloster Philotheos selbst eine Unterkunft. Während man das Zimmer zurecht machte, begleiteten sie mich beide zum türkischen Polizeivorstand, einem bejahrten Bostandschi aus Konstantinopel,

getödteten Mönche kann der Name nicht gekommen seyn, weil er schon in den Goldbullen des 10. Jahrhunderts zu lesen ist.

der natürlich weder lesen noch schreiben konnte und die Geschäfte durch einen unbärtigen Kurdensklaven aus Schereſor in Assyrien besorgen ließ. Nach türkischem Brauch ward der Ferman laut abgelesen und der Inhalt zugleich als Material des Gesprächs ausgebeutet. Wir machten es kurz, weil der alte Aga nicht sonderlich ideenreich war und überdies eben der Fastenramasan begonnen hatte, wo ein frommer Muſulman erſt nach Untergang der Sonne heiter und gesprächig wird.

„Was es in Stambul Neues gebe, ob es im Lande der Nemtschè theuer oder wohlfeil zu leben sey, und ob der Kral des Landes viele Soldaten und Kanonen habe," war der ganze Commentar zum vorgelesenen Aktenstück. Sie begreifen wohl, daß ich hier nichts von Gelehrsamkeit und alten Pergamenten erzählte; die prätentiöse und doch nichtssagende Phraſe „Dunjái gesérim Saltanát istchün," „ich bereise die Welt aus Liebe zur Pracht," war dem Boſtandſchi polizeilich hinreichender Grund meiner Erscheinung auf Hagion-Oros. Vater Beſſarion, der Hausherr, konnte zwar lesen und schreiben, war aber ein Feind der Orthographie wie aller gefährlichen Neuerung. Statt τὴν ἰδιοποιῶ schreibt der gute Philotheït τὶν εἰδιόπιο, was ihn aber nicht hindert gastlich gegen Fremde und eifrig im Gebet zu seyn. Dagegen besuchte mich, während der Diener das Essen bereitete, der Geheimschreiber der Regierungsjunta, ein junger und

wohlgeschulter Chilantarimönch aus Skopelo in Hellas gebürtig. Als Kaïri's Discipel war er voll neuer Ideen und hatte auch die verbesserten Lehranstalten in Athen besucht. Maurocordatos war ihm zwar *Ὄργανον πάσης κακίας τῇ Ἑλλάδι*, „Werkzeug alles Unheils für Griechenland"; allein statt St. Basilius und St. Pachomius liest der Geheimschreiber die Werke des Isokrates und Demosthenes und schreibt das Hellenische mit Leichtigkeit und Eleganz.

Ob das Alte und das Neue nicht etwa auch auf dem heil. Chersones früher oder später mit einander in Conflikt geräth? Oder mit andern Worten: wird der abendländische Trieb nach Wissenschaft, Fortschritt und Erkenntniß nicht auch einmal verwüstend und auflösend in die stille Zone des Hagion-Oros dringen? Wird die anatolische Kirche auch ihre Encyklopädisten und ihre Hegel'sche Philosophie zu überstehen haben? Die Antwort hängt vom Gang der Dinge in Hellas und von noch etwas ab, das man wohl mit einem Chilantarimönch im Gartenhaus zu Karyäs, aber nicht so leicht mitten in Deutschland vor dem großen Publikum besprechen kann. Einiges Unkraut meinte ich hie und da in der überreichen Vegetation zwischen dem markigen Blatt des Lorbeerbaums und der „brennend gelben Blume des Hypericumstrauchs" schon jetzt bemerkt zu haben; doch hat es noch lange hin bis sich die Auftritte des zehnten und eilften Jahrhunderts im neueren Sinn wiedergebären könnten.

Inzwischen war die Sonne untergegangen und die Zeit zur Abendkost gekommen. Man trug eine gesottene Henne auf, die der freundliche Sockenprälat als Xenium geschickt; Reis, Butter, Wein, Brod, Eier, Kaviar, Fische und getrocknete Früchte hatte der Bazar geliefert, und so endete voll Zufriedenheit und guter Laune der erste Tag in der Hauptstadt des heiligen Municipiums.

Von der übermäßigen und nutzlosen Strenge der Mönchsregel in Sachen der Diät wird am Regierungssitz zum Trost menschlicher Schwäche etwas weniges nachgelassen. Selbst Vater Bessarion, der Rigorist, hatte an Nichtfasttagen ein Ragout aus Ziegenfleisch, und mein Beschützer, der sockenstrickende Prälat, unterhielt — wohlverstanden nur für ungewöhnliche und vom Arzt vermerkte Fälle — eine Hennenkolonie mit Zubehör im verborgensten Winkel des Hofs und mit Auferlegung strenger Klausur, um die Bewohnerschaft des heiligen Städtchens ja nicht in der Andacht zu stören und durch sinnliche Eindrücke vom Weg des Heiles abzulenken. Der Bostandschi mit seinem Haushalt ißt gar Hammelfleisch, so wie auch die Municipalmilizen, obgleich Christen, was Diät betrifft, auch nicht immer nach gleichem Grad der Vollkommenheit streben wie die weltüberwindenden Kalógeri.[1] Wenn man regieren soll,

[1] Kalógeros (*καλόγηρος* und *καλόγερος*, spr. Kalójeros d. i. der gute Alte) ist gemeines Appellativ für Mönch in allen Gegenden des byzantinischen Reiches.

meinen die Väter in Karyäs, ist es an der Ehre allein nicht immer schon genug; man will und muß zu Zeiten auch kräftiger essen und in Christo fröhlich seyn.

Des andern Morgens führte mich Vater Bessarion in den Sitzungssaal, um die Papiere zu überreichen und das übliche Examen auszuhalten. Ich meinte nur vor dem engern Ausschuß, den vier Direktoren der Junta, zu erscheinen, fand aber das ganze Kollegium in feierlichem Senat versammelt. Auf drei Seiten eines länglichten Vierecks saßen in morgenländischer Weise auf breitem Divan 25 ehrwürdige Gestalten mit wallenden Bärten und weiten dunkeln Gewändern, schweigend und unbeweglich, wie der Senat des Cyneas. Der Anblick hatte etwas Feierliches und Ehrfurchterregendes. Auf der offenen Seite des Vierecks, aber eine Stufe tiefer, saß am Tische der Geheimschreiber aus Chilantari, mit dem ich Abends vorher die lange Unterredung hatte. Mein Platz war auf der Schmalseite neben den Vorständen, und nicht ohne Verlegenheit blickte ich auf die lange Doppelzeile schwarzer Mönche, und die großen Augen und die asiatische Melancholie der ausdrucksvollen, scharfgezeichneten, sonnengebräunten Südgesichter machten mich im ersten Andrang über den Erfolg meines zu stellenden Antrages selbst besorgt.

Ich fühlte Beklemmung und so etwas von disciplinirter Verzagtheit ungeübter Schattensitzer. Allein Kaffee und Süßigkeiten, die im Orient bei keiner

Gelegenheit fehlen, gaben Zeit und Gemüthsruhe, und einige Incidenzfragen meines nebenan sitzenden Beschützers brachten mich vollends in Gang. Ich erklärte der heiligen Versammlung ungefähr in denselben Worten, aber etwas umständlicher als in Vatopädi den Zweck meiner Athostour, legte die Empfehlungsschreiben des ökumenischen Patriarchen, des Wesiers von Saloniki und ihrer eigenen Residenten aus Konstantinopel vor, vergaß auch nicht anzurühmen, daß ich das Glück hatte in Folge langer Pilgerfahrten zum heiligen Grabe, nach Cypern und nach Kolchis, die drei von Sanct Lukas eigenhändig gemalten und in der anatolischen Kirche allein erhaltenen Originalbilder der Panagia von Megaspiläon in Morea, vom Kloster Kykky auf Cypern und vom Melasberge bei Trapezunt zu sehen. Ich erzählte ihnen wie einst Alexius der Großcomnen und Imperator, laut der noch aufbewahrten Goldbulle, eines der schönsten und gesegnetsten Convente des vielberühmten Athos mit kaiserlicher Munificenz gegründet habe, und ich vor Begierde brenne dieses Denkmal fürstlicher Frömmigkeit zu Nutzen und Ehren der heiligen Gemeinde näher zu betrachten und Alles zu erforschen, was sich etwa an Nachrichten über jenen letzten Staat orthodoxer Autokraten in den zahlreichen Sammlungen des Hagion-Oros finden sollte. In der (grundlosen) Besorgniß die Mönche möchten wie auf Sumelas ihre üblichen Tücken auch hier gegen

mich wenden und die Existenz der Goldbulle gar abläugnen oder das Vorzeigen unter dem Prätext verweigern, daß von den beiden Archivschlüsseln der eine im Patriarchat zu Konstantinopel liege, bat ich zum Schluß um eine spezielle Empfehlung an ihre heiligen Brüder in Sanct Dionys, wo ich für meine Zwecke am längsten zu verweilen hätte.

Der Vorsitzende des Tages antwortete in wohlwollenden Ausdrücken, las die Empfehlungsschreiben des Patriarchen und der Athos-Epitropen laut in der Versammlung vor und versicherte, sie hätten die Absicht meiner Ankunft in ihrer Gemeinde vollkommen begriffen; es kämen ja ungefähr in gleichem Sinne öfter Fremde aus dem Abendland, und spezieller Empfehlung bedürfe es bei dem liebevollen Geist ihrer Brüder in Sanct Dionys durchaus nicht; ein Cirkular in herkömmlicher Form von ihrer Seite ausgestellt sey alles was ich nöthig habe, und dieses werde auch der Grammatikos ungesäumt und unter ihren Augen selbst in Ordnung bringen. Wo immer auf dem Hagion-Oros ich mit diesem Papier erscheine, werde ich brüderlich auf- und angenommen seyn.

Dann erst wurde die Unterhaltung allgemeiner; jeder fragte was ihm besonders im Sinne lag: der eine über Bayern, seine Größe, seine Macht und seine Bedeutung; der andere über Deutschland und seine Bewohner überhaupt; der dritte gar über China, wo eben der Opiumkrieg begonnen hatte. Jeru-

ſalem, Athen, das Bild von Megaſpiläon, Miſiri (Aegypten), Hr. Mynas, ein gelehrter Grä-ciſt aus Paris (zu derſelben Zeit in Auftrag ſeiner Regierung auf Hagion-Oros) und St. Anonymus, der neu aufgefundene Heilige von Vatopädi, kamen nach der Reihe ins Spiel. Manche ehrwürdige Mönchs-geſtalt that kindiſche Fragen und mancher Augenglanz erloſch bei geöffnetem Munde; aber auch Allianzen der Sympathie und Intelligenz mit zwei Deputirten (Senatoren), die ich ſpäter oft beſuchte, wurden in dieſem allgemeinen Wettkampf mönchiſcher Neugierde und Redeſucht geſchloſſen.

Etwas Welt- und Länderkunde iſt bei ſolchen Gelegenheiten das fruchtbarſte und befriedigendſte Thema und der wirkſamſte Talisman angenehm zu ſeyn. Inzwiſchen war auch das Umlaufſchreiben in beſter Form ausgefertigt und mit dem Sigill der heiligen Junta verſehen in meine Hand gelegt, wor-auf ich unter freundlichen Blicken und den beſten Wünſchen der Väter aus der Verſammlung ging. Der Vortheil ſich ohne Mittelsperſon verſtändlich zu machen und ſeine Intereſſen ſelbſt zu vertheidigen, iſt wenigſtens in meinen Umſtänden von größerem Belang als man gemeiniglich glaubt. „Seht, ſeht, hieß es, dieſer Deutſche hat zwar eine etwas ſchwere Zunge, aber er redet helleniſch und römiſch, daß man ihn verſteht, und er ſcheint auch zu wiſſen, was in der Welt paſſirt.“ Vater Beſſarion erzählte mir nachher

alles was seine Kollegen zu Ehre und Vortheil des abtretenden Fremdlings sagten. Denn aller Heiligkeit und Abtödtung zum Trotz hat das Bedürfniß der Kritik selbst die Athosmönche nicht verlassen.

Während die Väter in ungewöhnlich langer Sitzung die Geschäfte des Tages erledigten, besah ich Karyäs und seine wahrhaft reizende Umgebung ungestört. Kern des Orts ist die am Bergabhang sich krumm hinziehende Kaufstraße (*τὸ Βαζάρι*) und ihre drei oder vier kurzen Seitengäßchen, alles mit großen Kieseln roh gepflastert und ohne Zuthun der Bewohner durch die vom Berge herabsprudelnden Bäche reingehalten. In diesem Theil allein sind die Häuser städtisch aneinandergerückt und mit einer Doppelreihe niedriger Schoppen versehen, in welchen Krämer und Handwerker der gewöhnlichsten Ordnung, unbeweibte Weltleute oder Kalogeri ihr Geschäft betreiben. Da sieht man neben den Stoff- und Eßwaarenhändlern bärtige Mönche, die Schuhe machen, Kleider nähen, Eisen schmieden, Magazine mit heiligem Schnitzwerk aus Horn und Bur, Kirchenzierrathen, gemalten Bildern, Korallen, Farben und hölzernen Löffeln halten, und zur Erleichterung des Verkehrs auch kleinen Wechsel treiben. Einsiedler voll Kasteiung und Schmutz schleppen in weiten Haarsäcken ihr rohes Fabrikat zu Markt; Regierungsmitglieder sitzen an den Auslagen ihrer arbeitenden Brüder und heimgarten über den Gang der Berathungen, über schwebende

Prozesse; aber alles ohne Geräusch, ohne Zank, ohne Leidenschaft; in Karyäs ist Niemand zornig, redet Niemand laut, es ist wie im Mohn-Palast des Schlafes, man sieht, daß sie Hände und Lippen bewegen, hört aber ihre Stimme nicht, gebannte Geister, Schattenbilder ohne Nerv und Blut.

In Karyäs fehlt das Weib und mit ihm die Familie, die häusliche Sorge, die Eleganz der Sitte und des Putzes, die Elektricität der Lebensgeister, die Begierde und aller nachhaltige Trieb menschlicher Bestrebung. Außerhalb dieses festen Mittelpunktes sieht man in Gärten, unter Weinlaubguirlanden, Haselnuß- und Maulbeerpflanzungen, an Bächen und plätschernden Brunnen überall hin zerstreute Steingebäude mit Söller, Kapelle und Glocken bald in Gruppen, bald einzeln stehend, und jenseits dieser zweiten Region auf der ansteigenden Halde dicht hinter dem Bazar und der Klosterkirche eine dritte: aus Cypressen und Pinien hervorblickende Einsiedeleien, Wohnthürme mit helldunkeln Zimmern und gothischen Fensterbogen, Heiligthümer auf beranktem Felsen, Waldhütten und luftige Sommersitze; unterhalb des Städtchens aber, in einer Niederung kaum eine Viertelstunde entfernt, zwischen Gartenflor, Rasen, Wasserspruden und Laubschatten das kleine neugebaute Kloster Kutlumusi mit Bogengängen und weittönenden Glocken; das Ganze ein ineinanderrinnendes entzückendes Naturgemälde mit Kastaniengrün,

Buschwerk, Schluchten und Hochwald in weitem Rahmen eingefaßt. — Bild der Glückseligkeit und der süßen Schwärmerei! Warum bin ich wieder nach Europa zurückgegangen! Warum habe ich noch einmal die Seelenqual und die Winternebel Germaniens um deinen Frieden und deinen ewigen Frühling eingetauscht!

Bis Sonnenuntergang schwärmte ich allein im Lustrevier, und erst des andern Tags spät ritten wir, Karyäs verlassend, quer durch das Dickicht des Waldabhanges zum Hochkamm hinauf und über die Schneide fort, sanft ansteigend, wohl drei Stunden lang durch Baumdunkel bis nahe an den Ort, wo sich die furchtbare Felswand der Athospyramide senkrecht aus der düstern Schattenregion in die Lüfte schwingt. An vielen Stellen ist die Bergscheide nicht breiter als der Reitweg, und links und rechts fallen die waldigen Seitenflügel ohne Vorberg und Uebergang, wie der Athoskegel selbst, unmittelbar vom höchsten Kamm zum Strand hinab. [1]

[1] Dr. Grisebach berechnet die Kammhöhe in dieser Gegend auf 2500 Fuß über dem Meere und stimmt im Urtheil der Schönheit des „Durchblicks von der Höhe, wo das Litoralkloster Philotheos den Hintergrund bildet", vollkommen mit dem Berichtgeber überein, wie er schon vorher die romantische Waldcascade im Baumdunkel oder Xeropotamo mit gleichem Entzücken schildert. Gefühle und Ansichten von einem so correkten und talentvollen Gelehrten getheilt und mit empfunden zu sehen, rechne ich für eine große Ehre. Dr. Grisebach war im Junius 1839 auf dem

Vergessen Sie ja nicht, was ich früher von der Riesenfülle und Lebenskraft des Pflanzenwuchses dieser Gegend schrieb. Denken Sie noch den sonnigwarmen Mittag, die herbstlichen Tinten der Luft und das schwärzlichblaue Wasserpanorama mit Olymp und Halbinsel Sithonia auf der einen, mit Thasos, Samothrake und dem thracischen Pangäus auf der andern Seite, und Sie werden begreifen, was man auf dreistündigem Ritt über eine solche Scene empfunden hat. Die Sonne war schon durch den Meridian gegangen und wandte den Lauf abendwärts als wir von dem Höhenpfade rechts ausbogen und in die grüne Steilschlucht von St. Dionys niederstiegen — melancholisches Sinnbild des eigenen Lebens am Wendepunkt! Die Linie ist schon überschritten und

Hagion-Oros, und was er in seinem Reisewerk botanisch und geognostisch von dem Berge sagt, übertrifft an Schärfe der Beobachtung wie an Eleganz und Wärme der Darstellung bei weitem alles, was man bisher in Europa über diesen Gegenstand geschrieben hat. Der junge Zachariä, andere Zwecke verfolgend, gibt (zwar correkt) nur Skizzen und flüchtigen Umriß, wo Grisebach meisterhafte Scenen malt. Leider erhielt ich das während meiner Abwesenheit ausgegebene Buch erst nach dem Abdruck des ersten Artikels (24 bis 27 Oktober v. J.), sonst hätte ich nicht den Ruhm angesprochen, als der erste Europäer durch diesen Theil der wundervollen Waldpartie gezogen zu seyn. Dr. Grisebach hat schon zwei Jahre früher in umgekehrtem Sinne auf seiner Wanderung von Sanct Paul nach Karyäs denselben Weg verfolgt und dieselben Eindrücke empfunden und dargestellt.

die „anni recedentes“ werfen ihre Schatten morgenwärts. Von der Tanne am Kamm stiegen wir durch alle Regionen des Laubwaldes fünf Viertelstunden lang ohne Milderung bis zur Pomeranze des Strandes herab.

Das Archontalik (Herrenwohnung) von Sankt Dionys hat etwas ungewöhnlich Heimathliches; das größere oder das Winterzimmer, mit Matten und farbigen Teppichen, mit laufendem Divan, einer Wandschlafstätte und mit italienischem Kamin geschmückt, erhält das Licht hauptsächlich von der Decke und nur zum Theil durch zwei innere Fenster vom anstoßenden kleinern Sommerzimmer. Letzteres, auf drei Seiten frei und durch doppelte Fensterreihen erhellt, springt nach byzantinischer Architektur über die Hauptmauer des untern Stockes vor und schwebt gleichsam frei über dem Abgrund von wenigstens 30 Menschenlängen senkrechter Tiefe. Das Auge überblickt den Golf, das Tafelland Chalkidike, den thessalischen Olymp und das gebirgige Langeiland Sithonia auf der einen, die grüne Waldschlucht bis zum Kamm auf der andern und den kleinen Athoskegel auf der dritten Seite.

Höflich und gastlich sind, wie man sagt, die Athosmönche überall, gefühlvoll und herzlich schienen sie mir aber vorzugsweise im wohlregierten Sanct Dionys. Ist die abgeschlossene, dem Fremdenzug ungleich weniger ausgesetzte Lage des Klosters etwa

schon genügend, um die harmlosere Natur seiner Bewohner zu erklären, oder fällt der Ruhm zum Theil auf die altererbte Strenge dionysischer Disciplin und auf die vortreffliche Leitung des gegenwärtigen Abtes zurück? Vater Gerasimus, vor zwei Jahren noch, er sagte mir es selber, Weltmensch und Sünder in Konstantinopolis, jetzt aber strenger Büßer in Sanct Dionys, führte uns in die Wohnung ein und leistete Gesellschaft, während ein bulgarischer Laienbruder Küchen- und Zimmerdienst besorgte. Etwa eine Stunde redeten wir über die corrupte Natur des Menschen, über das Sittenverderbniß der Welt im Allgemeinen und der Stadt Konstantinopel insbesondere, und kamen am Schlusse zur gemeinschaftlichen Ueberzeugung, daß in weltlichem Verband die Leidenschaft auch beim redlichsten Willen nicht zu bändigen, und siegreicher Kampf nur mit Hülfe strenger Klausur, wie in Sanct Dionys zu bestehen sey. Vater Gerasimus und ich verstanden uns vollkommen, unterhielten uns sehr gut, und schieden voll gegenseitiger Erbauung schon nach dem ersten Dialog als die besten Freunde von einander. Für Leute in permanenter Klausnereraltation hat der Drang ihr Lebensinstitut zu rechtfertigen etwas Unwiderstehliches. Uebrigens waren mir die byzantinischen Studien und das gute Gedächtniß diesen Abend besonders nützlich; denn sicherlich hat ein melancholisch frommes Citat aus Johannes Damascenus in Sanct Dionys mein Glück gemacht

und hauptsächlich den Sinn des Vorstandes zur Willfährigkeit gegen mein Petitum gelenkt. „Wie eine Blume verwelkt und wie ein Traum vergeht und zerfließt der Mensch.“ [1]

Vater Gerasimus fand den Spruch eben so schön als treffend, und die freundliche Miene des Abtes, vor dem ich des andern Morgens erschien, sagte deutlich genug, daß er in mir weniger den irrgläubigen Abendländer als den Freund und Lobredner seines weltüberwindenden Institutes sah. Die Würdenträger saßen dem Igumenos zur Seite und hörten nicht ohne sichtbares Vergnügen eine kurze Schilderung des Reiches Trapezunt, der Comnenischen Geschicke, meiner Arbeiten und meiner Wünsche. Mit Ueberreichung des Bücherverzeichnisses gab man volle Freiheit in der Bibliothek umzusehen, zu copiren und zu thun was mir beliebe. Nur wie ich auch die Goldbulle ihres kaiserlichen Stifters, diesen verborgenen, unbekannten und mit Eifersucht bewahrten Klosterschatz zu sehen und abzuschreiben begehrte, erschracken die frommen Väter ein wenig und sahen einander verlegen und fragend an. Woher ich denn wisse, daß sie dergleichen besitzen, da dieses Kleinod, so viel ihnen bekannt, ein Ausländer noch nie verlangt und gesehen habe? Freundliche Worte besiegten am Ende ihre behutsame Scheu und eine Commission

[1] *Ὡς ἄνθος μαραίνεται, καὶ ὡς ὄναρ παρέρχεται καὶ διαλύεται πᾶς ἄνθρωπος.* Joh. Damasc.

brachte feierlich den heiligen Schrein mit der kostbaren Reliquie des Imperators von Trapezunt. Es ist eine anderthalb Fuß breite und fünfzehn Fuß lange Papierrolle mit farbigen Randarabesken und wundervoll verschlungenen Zügen ausgeschmückt. Die Dorologie (das Bism illah der Mohammedaner) am Eingang ist in zwei Zoll hohen halb goldenen, halb lasurblauen Buchstaben mit besonderer Pracht geschrieben und nach byzantinischem Kanzleibrauch das Wort „Majestät" sammt Unterschrift des Herrschers überall in Purpurdinte ausgedrückt. Die größte Zierde des Dokumentes aber sind die beiden Standbilder des Autokraten Alexius und seiner Gemahlin Theodora durch die Hand trapezuntischer Meister oberhalb des Textes, sechzehn Zoll hoch mit Farben und im vollen Kaiserornat kunstreich und wunderschön aufgetragen, damit in solcher Weise nicht nur das Andenken kaiserlicher Frömmigkeit und Huld, sondern auch die Gesichtslinien, das Kleid, die Gold- und Perlenstickerei und der reiche Schmuck an Edelsteinen des kolchischen Selbstherrschers auf die Nachwelt übergehen.

Alexius hält in der rechten Hand das Scepter in Kreuzesform, mit der linken das eine Ende der zusammengerollten und goldgesiegelten Bulle; Theodora aber in der linken den goldenen Reichsapfel und mit der rechten das andere Ende der Rolle. Ueber beide schwebt segnend der Salvator Mundi im

Bruſtbild und mit einer Glorie von Gold um das ſtreng byzantiniſche Antlitz. Die Edelſteine an Krone und Kleid der Herrſcher ſind in ihrer natürlichen Farbe dargeſtellt, und die buſchigen Ohrgehänge fallen an beiden Figuren als doldenartiges Diamantengeflecht bis auf die Schulter herab. Die Krone des Imperators iſt rund geſchloſſen und mit dem Kreuz auf der Spitze, Theodora's Diadem aber oben mörſerartig ausgerandet; beide aber, wie an Weſen höherer Art, von einer Purpurglorie umfloſſen. Das Ganze iſt ein prachtvoller Anblick und auch für ein Künſtlerauge vielleicht nicht ohne Werth. Unterhalb der Titulaturen des Kaiſers und ſeiner Gemahlin iſt beiderſeits das große aus einer thalergleichen maſſiven Goldplatte beſtehende Inſiegel mit Standbild und Namen des Herrſcherpaares durch Goldhäkchen am Diplom befeſtigt. Dann beginnt erſt der Text des Dokumentes ſelbſt mit allem Aufwande kalligraphiſcher Kunſt und Zierlichkeit. Neben dem Original lag eine Copie, die man vorſichtshalber vor etwa hundert Jahren in gewöhnlicher Curſivſchrift mit möglichſt treuer Nachbildung der Figuren für den Fall entworfen hat, daß erſteres verloren gehe oder gar im Laufe der Zeit für die ungelehrten Mönche der Abtei unverſtändlich werde. Das Original konnte ich nur im Beiſeyn der Vorſtände durchſehen und mit der Copie vergleichen, letztere aber gab man mir nach Beſeitigung erneuter Bedenklichkeiten gutwillig auf das Zimmer

zum beliebigen Abschreiben des Textes und Abzeichnen der Figuren.

Nicht zufrieden allen literarischen Zudringlichkeiten des Fremdlings nachgiebig zu begegnen, ließ mir der Abt durch Vater Gerasimus Baulichkeit und Einrichtung des Klosters zeigen, und der bulgarische Küchenmeister sollte das Mahl so schmackhaft und reichlich rüsten als es ohne Fleisch nur immer thunlich sey. Aus Dankbarkeit für so viele Rücksicht ging ich aber auch mit den Mönchen in die Vesper (*εἰς τὸ ἑσπερινόν*) und erbaute die guten Väter — ich denke es wenigstens — durch Andacht und Geduld. In Klöstern, wie Sie wissen, sind Kirche und Speisesaal allezeit die ersten Glanzpartien, und beide in Sanct Dionys wie aller Orten auf Hagion-Oros mit einem fortlaufenden Cyclus geistlicher Fresken ausgemalt, zu denen das Neue Testament, das Heroenalter des Mönchthums, besonders aber die Apokalypse des Apostels Johannes unabänderlich das Thema liefern. Die erste Rolle nicht etwa nur in den Säulengängen von Sanct Dionys, sondern in der ganzen anatolisch glaubenden Welt, in Malerei, Literatur, Politik und Lebenspraxis spielt die Apokalypse. Sie ist das gelesenste Buch, gleichsam Nibelungenlied, Pandektenheft und Nationalcodex von Byzanz, auf welche der berechnende Theil des Volkes seine Ideen, seine Weltansicht, seine politischen Combinationen und seine Hoffnungen stützt. Sie ist der Maßstab, mit welchem

das Morgenland Bonaparte, die Janitscharenvesper, die Schlacht von Navarino, den Frieden von Adrianopel und die Zukunft von Hellas mißt.

Hätte ein Athosmönch auf einer Schule in Europa die Universalgeschichte zu lehren, so würde er als Leitfaden gewiß nicht das Compendium von Dr. Daniel Beck in Leipzig, sondern die mystischen Visionen des Erulanten auf Patmos nehmen. Es ist Nationalglaube der Griechen, Gott habe das Weltregimentsprogramm vom Beginn des Christenthums bis zum Ende der Zeiten in diesem Buche niedergelegt. Wenn die fast widerstandlose Besitznahme der byzantinischen Provinzen durch die türkischen Sultane und besonders die Gleichgültigkeit der Nation beim Falle der Hauptstadt selbst den Chaldäern und Weisen des Abendlandes heute noch ein Räthsel ist, so war dagegen den Griechen in diesem Punkte von jeher Alles klar. Sie erkannten in Murad I., in Bajesid Wetterstrahl (yildirim) und in Mohammed Ghasi augenblicklich das „Thier" der Apokalypse (XIII, v. 1) und legten, weil doch aller Streit vergeblich, die Waffen ab.[1] Welche Stelle dieses Buches aber glauben Sie wohl daß man in Griechenland citirte, als Europa seine neun Chöre Schreiber in den Orient schickte, um mit Hülfe einiger Tonnen Besoldungskostenauf-

[1] Sieh *Χριστοφόρου Ἀγγέλου περὶ τῆς καταστάσεως τῶν σήμερον ενρισκομένων Ἑλλήνων Ἐγχειρίδιον.* pag 14.

wandberechnungsüberschlagstabellen in provisorisch abgekürzter Form das byzantinische Reich zu reconstruiren? Virgil hat den Landwirthen den Rath gegeben, zuerst das Erdreich zu untersuchen und dann erst den Pflug einzusenken.

Die Lage des Klosters mit seinen Terrassengärten und seinem hohen, gothisch ausgezackten Zinnenthurm auf der meerbespülten Seitenböschung der einsamen fast senkrecht aufsteigenden Schlucht macht einen tiefmelancholischen Eindruck, dem sich das Gemüth nur zu gerne überläßt. Das Orangendelta an der Mündung des Sturzbaches ist nicht breiter als einen Flintenschuß, die Tiefe nicht über zehn Minuten, und auf beiden Thalseiten unersteiglicher grünbewachsener Schieferrand. Denken Sie sich noch fünf Stockwerke mit Holzsöllern übereinander gegen die See hinaus, in der Mitte den alterbraunen, großen Steinthurm über das kräftige Mauerwerk und den Klosterdom hoch in die Lüfte ragend, und Sie haben das Bild von St. Dionys. Die erste Gründung sämmtlicher Klostergebäude mit Inbegriff der Wasserleitung verschlang die bedeutende Summe von zehn Millionen Silberpfennigen oder Handelsaspern, die als fromme Gabe in Frist von drei Jahren aus dem Schatze des Kaisers Alexius floß.[1] Man mußte aber auch, um den nöthigen Raum zu gewinnen, zuerst den Felsen

[1] Ein Asper galt wenigstens 2¼ Kreuzer.

abplatten und einen cyklopischen Unterbau aus der Tiefe heraufführen. Der Festungsthurm ist so mächtig, daß er in Zeiten der Gefahr sämmtliche Klostereinwohnerschaft aufnehmen und beschirmen konnte. Den Eingang aber hat man wie bei den Pyramiden wenigstens sechzig Fuß über der Grundfläche auf einer Blumenestrade angebracht, wo ich verführt durch die milden Lüfte Nachts allein lange saß. Der Vollmond hing über dem Verließ, Licht und Schatten wechselten in geisterhaftem Spiel, kein Blatt rauschte, das Meer glitzerte, die Mönche schliefen. Welche Gedanken! Welche Ruhe über der Burg! Welches Schweigen in der grünen Schlucht!

Denkt sich der Europäer unter Klosterbibliothek auch nicht immer Prachtsäle mit Stukkatur und Gold wie zu Melk, San Marco und Kremsmünster, so stellt er sich doch wenigstens eine Reihe luftiger Zimmer vor, von oben bis unten mit Büchern angefüllt, alles nach Fächern und Format symmetrisch geordnet, katalogisch eingetragen, wenigstens 5000 bis 6000 Nummern, sammt Vorstand, Schreiber und Fonds zu fortgehendem Ankauf neuer oder noch fehlender Werke. Auf byzantinische Klöster überhaupt und auf den Berg Athos insbesondere die occidentalischen Begriffe von Literatur und geistigem Leben anzuwenden wäre großer Irrthum. Liturgischen Bedarf ausgenommen hat man auf dem Hagion-Oros, so lange die Klöster bestehen, noch niemals ein Buch gekauft,

und vom Klostervermögen nur einen Pfennig für solche Zwecke hinzugeben, würde in allen zwanzig Abteien Niemand in den Sinn kommen. „Für was seyen Bücher gut?“ fragen die Mönche. „Was der Mensch zur Seligkeit nöthig habe, sey schon lange festgesetzt; weltliches Wissen und Grübeln führe vom Wege des Heiles ab und das Verderben sey durch die Gelehrten in die Welt gekommen; studirte Leute bringen Alles in Unordnung (*οἱ γραμματικοὶ ταράττουν τὰ πράγματα*), Glaube und christliche Demuth könne mit Philosophie und gelehrtem Dünkel in einer und derselben Seele nicht beisammen wohnen, das eine oder das andere müsse nothwendig weichen; und eben hierin bestehe der Vorzug des Athos-Instituts, daß sie den Wissensteufel aus dem Herzen geworfen und sich ganz, mit Leib und Seele, dem Dienste des Herrn ergeben haben. Uebrigens wüßten sie wohl, daß die ganze Welt nicht leben könne wie sie; aber dafür heiße es auch im Evangelium, Viele seyen berufen, aber Wenige auserwählt. Hagion-Oros sey nun einmal Sitz der Auserwählten, Exempel und Musterwirthschaft irdischen Tugendwandels, damit sich die Wege des Heiles nicht ganz verfinstern und alles Fleisch wie in den Tagen Noahs sich vom Göttlichen entferne. Dogma und Kirchenpraxis in primitiver Gestalt und Reinheit zu bewahren sey die Aufgabe ihrer heiligen Gemeinde, und Unabhängigkeit von materiellen Bedürfnissen und bürgerlichem

Verbande das einzige Mittel das vorgesteckte Ziel zu gewinnen."

Die Physis auf das Minimum zu reduciren und dieses Minimum mit dem Karst in der Hand sich selbst aus dem Boden herauszugraben ist leitender Gedanke des mönchischen Instituts, wie es, um der Römerzinszahl und dem Regiment der Pandekten zu entrinnen, die anatolische Kirche begriffen hat. Glauben Sie wohl, daß man sich unter diesen Umständen auf dem Hagion-Oros viel kümmere, was Hr. Prellerus in Dorpat über die Fragmente des alten Grammatikers Praxiphanes disputire, oder daß man gar Dr. Wall aus Oxford lese, von dessen großem Werke über die Erfindung des ABC eben erst ein Theil der Einleitung in drei Oktavbänden zu nicht mehr als 1500 Seiten erschienen ist? Die Sammlungen der Athosklöster haben sich ohne Zuthun der Gemeinde aus der Verlassenschaft verstorbener Bischöfe oder büßender Laien zufällig und ohne Plan gebildet. Weltmüde Intriguanten, Feldherrn, bankerotte Hofleute und ausgetriebene Fürsten aus Byzanz brachten mit ihrer Langweile und ihrem Lebensüberdruß zugleich ihre Politur und ihre Bücher mit, die nach ihrem Tode dem Kloster blieben, die aber Niemand las und die spätere Zeit nach Europa verhandelte oder aus Unwissenheit und Mißgeschick in Massen verfaulen ließ.

Der Orient hat ein Problem gelöst, an welchem die Europäer mit all ihrer Weisheit und Kunst

gescheitert sind. Bei uns hat die Zeit das Mönchthum theils besiegt, theils umgebildet; in der morgenländischen Kirche aber ist es heute noch auf demselben Standpunkt, wo es die Altväter Sanct Paphnutius und Sanct Schnudius (die Kopten in Siut sprechen Sche-nuti) im ersten Jahrhundert der Gründung gelassen haben. Wir wüßten kein menschliches Institut zu nennen, dessen Geist, Form und ursprüngliche Energie fünfzehn Jahrhunderte nicht zu erschüttern vermochten. Vermag denn nur der Orient allein Ewiges zu schaffen? oder ist im Gegensatz mit unserer Beweglichkeit überall das Insichverharren sein Gesetz?

Wir überlassen es Andern vom stereotypen, todten Buchstaben der Athosconstitution zu reden, und mitunter zu berechnen wie viel eine Gesellschaft an Kraft und Werth verliere, sobald sie sich außer Bereich des Fortschrittes, der stetigen Verbesserung und des abendländischen Wandelprinzips gestellt. Mir genügt es, noch diesseits des Hellesponts einen Ort zu wissen, wo man der Tyrannei des Genusses, den Künsten der Herrschaft und den Syllogismen der Hof-Sophisten zugleich widerstehen kann. Leute die den Kampf mit der Materie wagen, sind noch keine Thoren und wenn Freiheit und innerer Friede um geringern Preis als um Hingabe der Wissenschaft, der Kunst und der Lebenseleganz nicht zu erringen ist, so darf selbst der Philosoph den Kauf nicht tadeln. Frei ist nur wer entbehren kann. Auf dem Athos allein hat der Mönch mit

Luxus und Welt niemals capitulirt wie in Europa, wo sie in früherer Zeit hin und wieder meinten, man könne fette Kost verzehren, weiche Gewänder umthun, den Grazien huldigen und nebenher doch Wesen und Kredit der Heiligkeit bewahren. Und eben der Umstand, daß es bei den Bewohnern des heiligen Berges in anderthalbtausend Jahren Niemand wagte in der äußeren Disciplin eine Aenderung vorzuschlagen, hat ihrem Institut mit Ansehen, Rang und Ewigkeit auch das Gepräge des höchsten Adels aufgedrückt. Unangefochten von Zeit und Menschen blieben von jeher nur Mäßigung, Geduld und Gram.

Für die Meisten von uns hat schon der Gedanke an die Athoskost etwas Abschreckendes. Oder würden Oliven, grünes, im Wasser gekochtes Gemüse ohne Zuthat, rohe Gurken, Knoblauchstengel, süße Zwiebeln, Salzfische, weicher Käse, Bohnenbrei, Obst, Honig, Brod und Wein ohne alle Abwechslung das ganze Jahr und das ganze Leben in Europa nicht auch dem strengsten Büßer ungenügend seyn? Fleisch ist innerhalb der Klöster auf ewig versagt; an Fasttagen, das ist nahe acht Monate des Jahres, sogar das Ei, der Fisch und das Oel verbannt, alles unabänderlich und ohne Widerrede; denn auf dem Hagion-Oros — ein für europäischen Stolz unerträglicher Gedanke — gibt es keine Opposition, die Form hat den Geist vollständig übermannt, und erst wenn ihr diese eherne Hülle zerbrochen habt, greift abendländische Aktion

byzantinische Gemüther an. Wie einst Sanct Hieronymus hält auch Vater Gerasimus, der noch junge, aber doch erfahrungsreiche Mönch in Sanct Dionys, ohne strenge Diät die Herrschaft über die Sinne für eine Unmöglichkeit. In Konstantinopel habe ihm der Teufel heftig zugesetzt und wiederholte Niederlagen bereitet; jetzo gehe es besser; es hat ja Niemand ein Bett, man duldet auch das Sopha nicht, man schläft auf grobem Teppich und die Hemden sind aus Schafwolle; in keinem Athoskloster wird Leinwand gestattet und jeder hat seine ärmliche Wäsche selbst zu besorgen und im Stand zu halten; Glätte und Bügeleisen sind zugleich mit Haarscheere und Rasirmesser gänzlich unbekannt; ein Kamm, der einzige Toilettartikel der Hagion-Oros-Helden. Zu langes Haar wird in Büschel gebunden oder leicht geflochten unter der schwarzen Mörsermütze aufgewickelt.

Der Vorstand genießt keinerlei äußere Auszeichnung, weder in Kleid, noch in Essen, noch in der Bequemlichkeit; er hat nur die Sorge für das Ganze, den unbedingten Gehorsam aller Einzelnen, und von den Laienbrüdern, so oft sie vor ihm erscheinen, die morgenländische Adoration auf allen Vieren. Goldenes Pektorale, Hoftisch und Prälatenstolz sind gänzlich unbekannt. Von den acht für Beten und Psalmiren in der Kirche täglich festgesetzten Stunden fällt der größere Theil, wenigstens im Winter, auf die Nacht. Und mit dieser Ascese noch nicht zufrieden

gehen die Väter in St. Dionys alle Sonnabende des Jahres wie am Vorabende gewisser Heiligenfeste schon mit Untergang der Sonne wieder in die Kirche, singen, beten, meditiren, räuchern und liturgiren die ganze Nacht ohne Unterbrechung bis die Morgenröthe erscheint; dann erst beginnt der feierliche Gottesdienst, mit dem sie nicht vor zwei Stunden nach Sonnenaufgang zu Ende kommen. Der Abt darf in der Kirche niemals fehlen. In Winternächten dauert die Qual oft nicht weniger als fünfzehn Stunden; aber die Strengen, mit dieser Uebung in ihrer Andachtsgluth noch nicht gesättigt, setzen Beten und Wachen unmittelbar nach dem allgemeinen Gottesdienste privatim noch in ihrer Zelle fort und bringen es nach und nach bis auf zweiundzwanzig Stunden ununterbrochener Andacht und Peinigung. Dafür schweben sie aber auch, wie man häufig gesehen haben will, zuweilen gleich körperlosen entsinnlichten Wesen in mystischem Schwung durch die Kastanienwälder. Von diesen Nachtwachen ist in der lateinischen Kirche nur der Name (Vigil) geblieben, in der griechischen aber hat sich neben der Benennung (ἀγρυπνία) auch die That erhalten, an die ich, ohne selbst auf den Hagion-Oros zu kommen, niemals hätte glauben können.

Die Mönche in St. Dionys und Simopetra sind Märtyrer bei lebendigem Leibe und könnten sogar einen Spötter zur Achtung zwingen. Gewiß muß

eine Kirche, die ihre Gläubigen zu solcher Strenge mit sich selbst und zu solchem Heroismus begeistert, über größere Hülfsmittel und Kräfte gebieten als man der anatolischen gewöhnlich zugesteht. In den sogenannten freien oder demokratisch regierten Klöstern sind sie zwar nicht im Prinzip, aber doch in der Praxis etwas milder, und legen sich die Tortur einer Agrypnia nur an gewissen Tagen im Jahr oder bei ungewöhnlichen Veranlassungen auf. Was sagen etwa die Sybariten des Occidents zu dieser Praxis? Ueber uns übt der Gaumenkitzel eine so allgemeine Herrschaft, daß es selbst frommen und gottesfürchtigen Leuten ihre ascetischen Tugendsiege zuweilen durch ein Lieblingsgericht aus ihrer Küche zu belohnen räthlich scheint. Gleichwie es, nach Tacitus, bei unsern heidnischen Vorfahren keine Schande war zu fliehen, wenn man nur später wieder Stand hielt und den Feind bekämpfte, eben so überlassen die christlichen Deutschen dem Laster scheinbar und auf Momente den Sieg, um es nachher mit erneuter Kraft zu bekämpfen.

Auf Hagion-Oros gönnt man keine Rast, und hat sich einmal die Klosterpforte hinter dem Weltüberwinder zugeschlossen, ist der Bund mit der Sinnlichkeit auf immer zerrissen. Und doch fehlt es nicht an Aspiranten. Sieben Neophyten aus der arbeitenden Klasse, alle unter dreißig Jahren, rissen sich letzthin auf einmal aus dem Verderbensschlamm

in Galata und im Fanar und gingen nach Sanct Dionys. Im Orient gibt es Leute, denen selbst die Sünde Langeweile macht und denen Krieg wider sich selbst Bedürfniß ist. Finden Sie es nicht gut, daß es für solche Gemüther Zufluchtsstätten gibt? Während meines Dortseyns meldete sich ein Kleinasiate von kaum zwanzig Jahren und vortheilhaftem Aeußern, ward aber zurückgewiesen, obgleich er mit seinem Erbtheil in Baarem gekommen war. Jugend und Schönheit sind in St. Dionys keine Empfehlung; man fürchtet den Teufel, weil er der Mönchstugend in allen Gestalten Fallstricke legt. Man will reifere Jahre, gebrochene und hart bedrängte Seelen und kühles Blut. Ob sie die hebräischen Vokalzeichen Schurek und Kibbuz unterscheiden und Hiphil und Hophal conjugiren können, wird nicht gefragt. „Heute sind die Patres im Wald um Kastanien aufzulesen, morgen ziehen sie die Klostergoëlette ins Arsenal, Pater Joseph macht Schuhe, Pater Michael schlägt Wolle, und Leonidas mit Konstantin nehmen Brod und Käse in ihren Umhängesack und rudern Pater Galaktion, der ein Schreiben zur Regierung nach Karyäs bringt, in der kleinen Barke nach Xeropotamo, während Pater Chrysanth mit Knecht und Maulthieren nach Kloster Paulu zieht und die vom Abt eingehandelten Bohnen bringt."

Man hat Gartenbau, Reben, Oelbäume und in einigen Klöstern sogar etwas Ackerland. Jedoch hält man für Pflug und Stall und häufig auch für Mühle

und Grobschmiede um Lohn gedungene Knechte, die nach Umständen auch in die Bruderschaft treten und, was bei uns Aussteuer und Bildung heißt, durch Kraft, Fleiß und Demuth ergänzen. In Nahrung, Kleidung und Ansehen ist kein Unterschied zwischen Unterrichteten und Unwissenden. Wer sich auf Gelehrsamkeit etwas einbildet und gerne den Präceptor spielt, gehe ja nicht unter diese Mönche oder meide wenigstens jene Klöster, die wir im vorigen Artikel Cönobien oder monarchisch regierte nannten. In den freien wäre für aristokratische Unterschiede, feudale Bequemlichkeit und Uebergewicht noch eher ein Spielraum, weil hier der Mönch Herr seines Vermögens bleibt, Reichthum aber selbst im Mauerpräcinct der Demuth und Kasteiung den Zauber nicht verloren hat. Diese freien Hagion-Oros-Klöster sind ein wahres Bild des deutschen Staatenbundes, ein glattgemeißeltes Ganzes nach Außen, aber mit Autonomie, sogenannter Stubenunabhängigkeit für das innere Leben. In diesen Klöstern kann der Mönch nach Maßgabe seiner Geldmittel eine aus mehreren Zimmern bestehende und streng abgeschlossene Wohnung nehmen und sie auch auf seine Kosten so bequem einrichten als es ihm beliebt.

Vater ** im Prachtkloster Iwiron hat sich weit vom Prätorium nahe am Citadellenthurm einquartiert, ein Vestibulum und ein kleines Museum mit Büchern und Karten für geistige Praxis angelegt, das Ganze

durch eine Thür auf den Corridor des neugebauten Parallelogramms von seinen Brüdern abgeschlossen. Vor den Fenstern des Museums und der Winterresidenz hat Vater ** einen Balkon gebaut und Blumen aufgestellt, den Boden unterhalb aber mit Pomeranzen angepflanzt, damit die milden Zephyrlüfte den Blüthenduft durch die Fenster wehen. Links schließt ein Segment des Meeres, in der Fronte ein Bergvorsprung des immergrünen Buschwaldes, rechts die laubbeschattete Bergseite den Horizont, im Pomeranzenbusche aber rinnt über weiße Kieselsteine ein Arm des hellen Klosterbachs und nistet — sicher vor Knabenmuthwille und Jägerlist — ein Heer von Nachtigallen. Im Frühling wenn die Pomeranze duftet, die Myrte blüht, die lauen Lüfte wehen und aus dem Busch das himmlische Concert der Philomele in das offene Fenster dringt, möchten Sie da nicht der Mönch von Iwiron seyn? Auf einer Terrasse am Thurm hat Vater ** Feigenbäume gepflanzt und einen Laubgang aus Reben angelegt, die man im Orient Jediverenia nennt, weil auf ihren Ranken wie auf dem Citronenbaum Knospen, Blüthe und Frucht in jedem Grade des Wachsthums und der Reife zu gleicher Zeit zu sehen sind.[1]

Zum Zimmerdienst hat Vater ** zwei Aufwärter, den ältern im Mönchskleid für die schwere, den

[1] Im Türkischen heißt jediveren, siebengebend.

jüngern, einen zufällig noch unbärtigen, schlanken, vortheilhaft und schön gebildeten Jungen voll Demuth und guter Zucht, für die leichtere Arbeit. Diese Jungen, man heißt sie im Orient Seelenkinder, flüchten sich häufig aus der sündhaften Welt in den Schirm eines frommen Kalogeros, ehren ihn wie den Vater und lernen von ihm Gehorsam, Kochkunst, Gebet und Kirchenpraxis mit allem was ihr Patron an Wissenschaft besitzt. Gewöhnlich erben sie das Gut des sterbenden Beschützers oder treten, wenn die Jahre sind, selbst in den Verband. Etwas zu bilden und zu schaffen will selbst der fromme Klausner auf Hagion-Oros haben. In den strengen Cönobien dagegen ist diese Art Rekrutirung nicht üblich und wegen des gemeinsamen Zusammenlebens auch nicht zulässig. Vater ** ist auch ein Mann von bedeutender Conversation und für einen Athosmönch nicht ohne Belesenheit. Aber statt Bücher durchzusehen, über die er als Mitvorstand die Aufsicht führte, wollte er im Bibliothekthurm lieber von der Wüste Sahara, von den Nilkatarakten, vom Krokodil und vom Hippopotamos hören und erfahren wie es in der heißen Zone sey. Zwei Tage blieb ich bei diesem gastlichen Weltüberwinder von Iwiron, und er sandte mir Jedivereinitrauben als Xenium. Von den Türken, meinte ich, müßte ein Christ, besonders unter griechischen Mönchen, beständig Böses reden; aber Vater ** nahm sie in Schutz und maß ihnen drei Tugenden

zu, die man bei den orthodoxen Völkern gar nicht finde. *Τὸ φιλάνθρωπον, τὸ εὔσπλαγχνον καὶ τὸ μεγαλοπρεπές*, d. i. Menschlichkeit, Mitleiden und Prachtliebe ohne Beisatz gemeiner Gesinnung (Geldgierde) sey Nationalcharakterzug der Osmanlü. Statt von Saltanat[1] und Politik reden sie zu St. Dionys von Buße und Weltende, das der Klosterdidaskalos aus Philippopopoli schon nach dreiundzwanzig Jahren erwartet. In Iwiron, wie es scheint, rechnen sie noch auf längern Termin, weil sich mein freundlicher Zwischenredner noch 2000 türkische Grusch (200 fl. Münze) wünschte, um die Wohnung noch schöner und noch bequemer einzurichten.

Will einer die Erinnerung an das Vergangene nicht völlig abstreifen und keinen besondern Grad der Vollkommenheit erklimmen, thut er besser seinen Ruhesitz in einem der freien Klöster aufzuschlagen, wie Vater ***, der Schiffskapitän aus Lemnos, der seine alten Tage und die Früchte weltlicher Betriebsamkeit im großen Vatopädi verzehrt. In der Jugend plagte er sich hart, kam oft nach Taganrog und litt Verfolgung durch Oesterreicher, Britten und Türken; die Zeiten waren schlimm, Erwerb verkümmert, ehrliche Leute überall gefährdet, besonders im Freiheitskriege, und man konnte Freund und Feind im Nebel des Archipelagus nicht immer genau unterscheiden. Vater ***

[1] Saltanat, d. i. weltliche Pracht.

hat sich zwar in der Hauptsache ebensowenig vorzuwerfen als der kaum 40jährige Vater Cäsarius der Zwangbote, der zwanzig Jahre im Patriarchat zu Konstantinopel Häschersdienste versehen, manchen Erzbischof und unzählige Vagabunden, liederliche Mönche, schlechte Zahler und Gesetzübertreter im Weichbild von Stambul eingefangen und vor das Tribunal des ökumenischen Patriarchen geliefert hat. Der Mann war unerschöpflich an Anekdoten aus der Polizeichronik, kannte jedes Haus und alle Familiengeheimnisse zwischen den Sieben Thürmen und Bujukdere und würde — was sehr viel ist, selbst Herrn Frédéric Soulié in seinem Genre noch etwas Neues sagen. Vater Cäsarius empfängt die Fremden, sorgt für ihre Bewirthung und Unterkunft mit Beihülfe eines andern ihm untergeordneten Mönchs aus Xanthi in Thracien, den man wegen allerhand Peccadillen in der Gemeinde nicht mehr dulden konnte und zur Besserung auf Hagion-Oros verbannte.

In den byzantinischen Ländern ruinirt man die Leute nicht auf der Stelle, man ist billig im Erkenntniß und gönnet Zeit zur Buße. Die Flagge — wohin es die Seemächte in Europa noch immer nicht gebracht — deckt dort überall die Waare. Nachts wenn das musikalische Holz in die Kirche ruft, werfen der Schiffskapitän aus Lemnos, der Gensdarme aus Stambul und der Diener aus Xanthi mit gleicher Andacht das dunkle Kapuzenkleid um und wandeln — das dünne

Wachslicht in der Hand — durch die düstern Gänge zum Psalmenstuhl. Untertags aber, wenn sie nicht eben beten oder Sünden bereuen, verkehrt und zecht Vater Cäsarius mit den Fremden, berechnet der Diener wie viel es etwa Trinkgeld gebe, und steigt der alte Schiffer zum Strand hinab Conchylien zu suchen und Fische zu angeln, wie weiland in der Welt. Der Umgang mit abgekühlten Weltleuten und disciplinirten Sündern hat einen eigenthümlichen Reiz.

Außer dem politischen und religiösen Begriff ist im Orient auch die Umgangsform, die Gesellschaftsphrase und das Gedankenkapital seit mehr als tausend Jahren stereotyp. In gleichen Umständen bedient sich dort Jedermann derselben Ausdrucksform und derselben Sprüche mit derselben Sicherheit, weil Jedermann bei demselben Lehrmeister, das ist beim alten Herkommen und bei der uralten mündlichen Ueberlieferung zur Schule ging und folglich Sackträger, Mönch und Wesir auf derselben Stufe gesellschaftlicher Ausbildung und sozialer Dialektik stehen. Keiner fürchtet den andern, Niemand ist verlegen, Niemand linkisch, und der geringe Mann, der Bauer vom Pfluge weg redet und verkehrt im Bewußtseyn grammatikalischer Ebenbürtigkeit mit Personen vom höchsten kirchlichen und politischen Range nach üblicher Begrüßung eben so leicht und gewandt wie mit seines Gleichen.

Wie verschieden ist alles das bei uns! Wir haben

die Tyrannei der Bildung, des Progresses, der Doctrin, des feinen Tones und sind vor Allem genöthigt „Esprit“ zu haben und die neueste Wandelscala akademischer Geschmackssentenzen und Salondekrete über Wortconstruction, Bedeutung und Syntax zu kennen, um zu jeder Stunde „auf der Höhe des Moments“ zu seyn. Ach, welche Pein! Opponent hat die „jüngsten Feigenblätter“ gelesen und spricht mit Begeisterung von „spargelheuchelhaftem Distelsinn“ oder hat gar, wie K** in seiner Vorrede zum Trauerspiele Maria von Medici „die Urgewalten, die, in dem staatsideellen Sühnespiel Fundament und Begränzung bildend, mit der Zeit selbst wieder in Frage kommen, vom Hintergrunde gleichsam losgelöst und in den Vorplan hereinbeschieden“, was natürlich einer Revolution gleichkäme und unmittelbar die Einheit Deutschlands zur Folge hätte. Der Sorgen, der Studien, des Lernens ist bei uns kein Ende! Wie glücklich ist dagegen der Orient! Dort gibt es keine Akademie, keine Autoren, keine fortschreitende Bildung und Niemand liest ein Buch. Käme jetzt St. Athanasius, der Hagion-Oros-Reformer, wieder aus dem Grabe in seine Laurakolonie zurück, er fände seine Mönche noch auf derselben Stelle geistiger Gymnastik, wo er sie vor 900 Jahren verlassen hat. Selbst die halbvollendete Phrase, bei der ihn der Tod überraschte, könnte er zu Jedermanns Verständniß im Style seiner Zeit ergänzen. Auch die beiden Cypressen

im Klosterhofe stehen noch, die der Heilige vor fast neun Aeonen als Schößlinge dem Boden anvertraute.[1] Aeußere ich ängstliche Gefühle bei einer vorzunehmenden Reise, beruhigt und tröstet man mich im ganzen Umfang des byzantinischen Reichs, in allen Ständen wie in allen Gesellschaften und in allen Nationen mit derselben Phrase, die Jedermann kennt und Jedermann zu Hülfe nimmt: Korkanün Anasi aghlamas, „die Mutter eines Furchtsamen weint nicht," das heißt, sey unbesorgt, es geschieht dir nichts. Glauben Sie, daß man sich in einem Zirkel europäischer Gelehrten mit so gemeinem Troste begnügen könnte? Hier müßte einer vorerst sagen was „Furcht" im Sanskrit heiße, dann wie man es auf Chinesisch und Tübetanisch, im Pali, im Zend, im Pehlvi, auf Türkisch, Griechisch, Amharisch, Kurdisch und Baskisch ausdrücke. Dann kämen verschiedene dem Wesen nach sich widersprechende objektive und subjektive Definitionen des Wortbegriffs, dann erst die Trostgründe in logischer Ordnung sammt Corollarien und Zusätzen in laufender Nummer, reichlich gestützt durch Citate aus der Philosophie des Lao-tse, aus Zoroaster, aus Pherecydes, aus Quintus Calaber, aus den Tusculanischen Quästionen, aus Seneca und Boëthius de consolatione philosophiae, aus Ulphilas und Snorre Sturleson, sogar aus Wachuschts

[1] Dr. Grisebach.

kaukasischer Chronik und dem neuesten Trostdialog des französischen Admirals mit dem König Yotété, alles im Original mit Angabe von Band, Seite, Ausgabe, Format und Varianten.

Wundern Sie sich noch, wenn die Literatur vielen Leuten im Occident als eine Geißel des menschlichen Geschlechts erscheint? Geht doch nach Byzanz, da braucht ihr nichts zu wissen! Aber der Bettler und der Taglöhner setzen sich im Einkehrhause ohne Scheu vor eurer Gelehrsamkeit und Bildung auf eure Bank, und der Diener, o des Gräuels! sogar mit euch zu Tische. Der Einsatz ist ja für alle gleich und morgen — das weiß der Diener — kann er an Reichthum und Macht über euch stehen, was im hierarchisch gegliederten Zustande der abendländischen Gesellschaft unmöglich ist. Oder sind nicht Kara Georg und Obrenowitsch von der Schweinhürde weggelaufen, um sich unmittelbar auf den Fürstenstuhl zu setzen, was sie selbst nicht verlegen und ihre Untergebenen im Gehorchen nicht bedenklich macht! In gleicher Weise habe ich ein ehrwürdiges und beredtes Mitglied der Junta von Karyäs nach der Sitzung mitten unter seinen Dienern — das Messer in der einen und den riesigen Kohl in der andern Hand, in der Küche angetroffen. Welche Scene hätte dieses in Europa gegeben! Der Mönch aber legte ohne Betroffenheit Instrument und Material seiner Abendkost auf den Herd, führte den Fremden in das Besuch-

zimmer und redete mit Ruhe und Fluß, als hätte er eben den Commentar zu einer Homilie von Sanct Chryſoſtomus vollendet. Krautſchneiden und Regieren, ſcheint es, kann man auf Hagion-Oros zu gleicher Zeit.

Aus dieſen einzelnen Zügen kann ſich der Leſer ein vollſtändiges Bild des Hagion-Oros, ſeiner Mönche und ihrer Lebensweiſe zuſammenſetzen. Bei aller Einheit und Ungetrenntheit des Inſtituts iſt die Obſervanz, wie Sie gewiß bemerkt haben, doch eine doppelte. Das Kleid, das Geſetz, die Hoffnung und das Ziel iſt überall daſſelbe; nur in Berechnung des zum Weltüberwinden erforderlichen Kraftquantums weichen die einzelnen Klöſter unter einander ab, ohne daß die Rigoriſten von Simópetra und Sanct Dionys deßwegen heiliger und gerechter zu ſeyn behaupten, als ihre milderen Brüder und Nachbarn in Xeropotamo und Iwiron. In Europa ward das Mönchthum ein vieles, in Disciplin, Kleidung, Anſprüchen, Intereſſen und Bildungsgrad ſich nicht ſelten entgegenſtehendes, bald heimlich, bald offen ſich befehdendes zum Aergerniß der Chriſtenheit. War etwa Sanct Baſilius der Cappadocier ein größerer Philoſoph und Geſetzgeber als St. Benediktus von Nurſia? Oder ſind Alt- und Neu-Rom auch in dieſem Punkt zwei weſentlich verſchiedene und unverſöhnlich von einander getrennte Elemente?

Auf den Spruch Pauli: „Wer nicht arbeitet, ſoll nicht eſſen", hat die griechiſche Kirche das Inſtitut

der Bettelmönche aus ihrem Bereich verbannt, nur Einen Orden geduldet und diesem das Rebmesser, den Schäferstab, den Karst und den Pflug als Grundbau unterlegt. So lange diese Kirche freie Ackerbesitzer und Bauern hat, wird sie auch Klöster und Mönche haben. Warum sollte man aber Leute beunruhigen, die sich neben der täglichen Arbeit freiwillig noch Plagen und Entbehrungen auflegen, ihren Theil an den öffentlichen Lasten tragen, und zu keiner Zeit in schwelgerischen Gelagen und üppiger Lebensfülle der öffentlichen Noth Hohn sprechen und den communistischen Zorn bedrängter Volksklassen entzünden? Es ist bemerkenswerth, wie im Gegensatz mit Europa Reichthum und blühende Finanzen in der ärmlichen Lebensweise, in Kost, Kleidung und täglicher Gewöhnung der griechischen Mönche niemals eine Steigerung zu bewirken vermochten. Ohne Zweifel hat dieses streng consequente Festhalten an der ursprünglichen Einfachheit des Instituts als Talisman für seine Erhaltung gesorgt. Nur wenn ich selbst leide und entbehre, kann ich mit Erfolg dem hungernden Haufen Katechismus predigen und proletarische Geduld.

Der basilianische Calcül stützt sich auf ein tiefgefühltes unabweisbares Bedürfniß der menschlichen Natur, auf die Liebe zur Einsamkeit und zum Stillschweigen. Und es legt für den psychologischen Rechenmeister allerdings ein vortheilhaftes Zeugniß ab, daß

er das Eine Grundelement seines Gedankens in drei sich ergänzende und durchdringende Kategorien schied, oder mit andern Worten, daß er drei Grade mönchischer Einsamkeit und Stille einsetzte. Klosterbewohner, Anachoret und Ascet oder Klausner sind die drei strenggeschiedenen technischen Ausdrücke des dreigetheilten Mönchsgrades von Byzanz. Wer nur der Welt entfliehen, aber doch Freud' und Leid einer größern Gesellschaft gleichgesinnter und zu gleicher Uebung verpflichteter Brüder theilen will, sucht Aufnahme in einer der eben beschriebenen Gemeinden des Hagion-Oros. Ist aber Jemand mit der Gesellschaft so weit zerfallen, daß er nicht mehr als ein oder zwei Individuen neben sich ertragen kann, so läßt er sich gegen Erlegung einer bestimmten Summe mit seinen Gesellen in einer wohnlichen, zum Kloster gehörigen, eine bis drei Miglien entlegenen Separatbehausung nieder und heißt dann Anachoret. Zu einer solchen Anachoretenwohnung gehören nach griechischem Canon ein am Hause an- oder nahehingebautes Gotteshaus mit Glocken, Gemüsegarten, Weinberg, Oeltrift, Wallnuß-, Mandel- und Kirschbäume, hinlänglich für Beschäftigung und Lebensnothdurft des gottseligen Pächters. Diese Anachoreten dürfen die selbstgezogenen Trauben keltern, frisches Brod backen und überhaupt alle in der Mutterabtei erlaubte Kost genießen, was den Klausnern oder Mönchen des dritten Grades nicht mehr gestattet ist.

Der Name selbst sagt es schon, daß Klausner oder Weltüberwinder des letzten Grades jene Kampfhelden sind, denen Tugendmuth, Melancholie oder Freiheitsliebe alle menschliche Gesellschaft unter demselben Dach überflüssig und lästig macht. Auf lieblich romantischen Stellen des immergrünen Buschrevieres, an Wasserfällen, mitten im Dickicht luftiger Bergvorsprünge, in milden Einsenkungen des laubigen Hochwaldes stehen die Zellen und epheu-umrankten Troglodytenwohnungen dieser vollendeten Exercirmeister (ἀσκητής) auf der Wallstatt der Gerechtigkeit. Diese leben und kleiden sich nur von der Arbeit ihrer Hände, aber ohne Ackerland, ohne Weinberg, ohne Kelter und Oelpresse, einsam lebend wie die Cyklopen der Odyssee. Schlingreben in Bogen oder an der Hüttenwand angepflanzt, ein kleines Bohnenfeld, Feigen, Kirschen, Birnen und Kastanien mit Zwieback sind für den Bedarf genügend. Diese Baumfrüchte mit den Trauben, zur Zeit der Reife gesammelt, in Stücken geschnitten und in der Sonnenhitze gedörrt, einmal des Tages mit trockenem Brod und Wasser genossen, dienen als Nahrung für den Winter. In gebetfreien Momenten flechten diese Einsiedler Stricke und Kleiderfranzen aus Wolle, Matten und Sonnenschirme aus Binsen wie Robinson Crusoë, schnitzen Löffel und Handhaben aus Holz, Kreuze, Rosenkränze und Bilderwerk aus Horn, bereiten Rosenöl und andere Essenzen aus Athoskräutern (Betonica) für weltliche

Toilette und Medicin, weben, stricken, nähen, binden Bücher ein, copiren Liturgien oder malen Heiligenbilder und tauschen diese Waaren im Kloster, wohin die Zelle gehört, oder auf dem Bazar in Karyäs gegen Zwieback, Kleidungsstücke und andere Nothdurft ein.

An Sonn- und Festtagen steigen sie durch Busch und Wald beim Klang der Glocken zur Klosterkirche herab, oder wandern in Andacht zur nahen Anachoretenkapelle, oder bleiben im eigenen Gotteshaus, wo ein Weihmönch aus dem Litoralconvent Messe hält und Absolution ertheilt. Denn es gibt Punkte auf dem Athos, und es sind die reizendsten der heiligen Region, wo diese unter sich strenggeschiedenen Zellen doch gleichsam eine geschlossene Waldgemeinde bilden und eine Kirche in ihrer Mitte haben. Ein solches Einöde- oder Eremitendorf nennt man Skiti oder Askitirion (von Σκέω oder Ἀσκέω), die einzelne Hütte aber heißt Kellion oder Kelläen und der Bewohner, der Tugendmeister selbst — ein Kelliot. Die berühmtesten dieser Askitirien sind Kerasia, Kapsokalyvia (die Warmen-Hütten) und Hagia Anna, sämmtlich auf der Steilhalde des Athoskegels angelegt und zum Kloster Laura als Eigenthum gehörig.

Vor allen großartig ist die Lage von Kerasia — zehn Waldzellen im Laubdunkel, (nach Grisebach) 2000 Fuß senkrechter Höhe über dem Wasserspiegel,

eine zauberhafte Scene! Oberhalb dieſes Eremiten-Paradieſes der einſam über den Wald hinausragende Marmorkegel des Athos; unterhalb der Hütten die hellgrüne Steilſchlucht, und über die Wipfel rieſiger Kaſtanien der Blick in die ſchwarzblaue Fluth hinab. Die reine Höhenluft, das purpurne Abendlicht, die langen Schatten, das herbſtlich bleiche Novemberlaub neben Immergrün, die fliehende Zeit, die Erinnerung an vergangene Lebensſtürme und der Friede der waldeinſamen Zellen machen „einen tiefen und nachhaltigen Eindruck" auf das melancholiſche Gemüth.

Hagia Anna, nur anderthalb Stunden von St. Dionys über Felſen und Kunſtterraſſen des grünen Strauchwaldes ausgebreitet, zählt an die ſechzig Zellen arbeitſamer Eremiten; in Stürzen von Terraſſe zu Terraſſe rauſcht der Bach, und vor der Thüre des Einſiedlers von Nea-Skiti (Neukampfheim) ſteht ein Baum, eine einzige Rebe umſchlingt ihn, und aus dem Laube ſtrotzt eine Traubenfülle, wie ſie nur der Küſtenwald von Kerafunt erzeugt. Der Garten hängt am Felſenriff, im Häuschen ſelbſt ſind beide Zimmer mit der Halle reinlich und mit geflochtenen Matten belegt, an der Außenwand Geranke, in der Runde überall ſaftiges Grün, Ruhe und Seligkeit und laue Lüfte. Wer aus dem Drang des Lebens hier die Einkehr nimmt, ſetzt ſich, wie jener Corycius beim Dichter, an Reichthum und Pracht Königen zur Seite und verzehrt

zufriedener als sie das auf eigenem Boden erzeugte Mahl.[1]

Außer den zwanzig Großabteien und dem Städtchen Karyäs sollen nahe an 300 solcher Zellen und Anachoretenhäuser auf dem heiligen Berge seyn. Und wenn die Klöster mit ihrer Disciplin, ihrer Menschenzahl, ihren Landgütern, ihren ausländischen Kolonien, ihrem Reichthum, ihrer gemeinschaftlichen Arbeit und Kirchenpracht ein Bild der Städte sind, so muß das Anachoreten- und Zellenleben aller Grade die Ruralgemeinde, das Bauerndorf und den Einödehof weltlich eingerichteter Länder bedeuten. Grundtypus bleibt überall derselbe; nur hat man in Europa kranken Gemüthern die Medicin genommen und mit verhaßter Tücke verzagten Seelen die Flucht aus der rauhen Berührung mit der Welt abgeschnitten. Platons Staat ist Ideal geblieben, aber die Republik des Cappadocischen Basilius hat die vier Weltmonarchien der Apokalypse überdauert und durch die That bewiesen, daß sie ihren Lebenssaft aus geheimnißvoller Tiefe unseres Herzens saugt. Ihr Prinzip ist Negation, die in menschlichen Dingen weiter und sicherer führt als titanisches Selbstbestimmen und Vorwärtsstreben.

Der Wunsch eine Art Statistik, besonders das numerische Verhältniß dieser basilianischen Heiligen-

[1] Regum aequabat opes animis, seraque revertens
Nocte domum, dapibus mensas onerabat inemptis.
Virg. Georgic. IV, 132.

Republik zu kennen, ist ganz natürlich, aber um so weniger leicht zu befriedigen, weil unter jenem Himmelsstrich im Großen wie im Kleinen über Besitz, Menschenzahl und Summe der Einnahme und der Ausgaben überhaupt nur wenige Mitglieder der Gesellschaft genaue Kenntniß besitzen und solche Dinge von diesen Eingeweihten als Regierungsgeheimnisse sorgfältig verschwiegen werden. Schon die Fragen nach der Köpfezahl eines Klosters, nach seinen Meierhöfen, seinen Dörfern und ihrem Ertrag erzeugen Frost, Zurückhaltung, Schweigen, ausweichende Reden, oder finden höchstens oberflächliche, allgemeine, von der Wahrheit gewiß entfernte Erwiederung mit Klagen über schlechte Zeiten, verfallene Finanzen und zusehende Verarmung des Gemeinwesens. Ueberhaupt sind Fragen um physisches Alter wie um Vermögen im Orient überall anstößig und wider alle gute Sitte. Ich habe mich eben so fleißig erkundigt, aber die Wahrheit sicherlich eben so wenig erfahren als meine unmittelbaren Vorgänger Smith, Zachariä und Grisebach. Alles was zum heiligen Berg gehört, die in den Klöstern einregistrirten Profeßmönche, dann die kleinern Anachoretengesellschaften, die Dorfkellioten und Waldeinsamen mit den weltlichen Knechten und Handwerkern zusammengerechnet, soll die Zahl von 6000 Individuen nicht übersteigen, in ruhigen Zeiten aber auch niemals unter 4000 herabsinken. Gegenwärtig (1841) sollen in den zwanzig

Abteien etwas über 2000 Weltüberwinder eingetragen seyn, von welchen mehr als die Hälfte auf die vier Großklöster Laura, Vatopädi, Iwiron und Xeropotamo fällt; auch Chilantari, St. Dionys und Russico sind stark besetzt.

Aber zu keiner Zeit des Jahres ist die ganze Zahl präsent und viele Klosterbrüder sehen sich das ganze Leben niemals, weil die Mönche ihre Grundstücke und auswärtigen Besitzungen nicht verpachten, sondern unter beständiger Aufsicht und Leitung ausgesandter Gemeindeglieder auf eigene Rechnung bewirthschaften. Drängt einen frommen Büßer das Verlangen wieder einmal die verderbte Welt in der Nähe zu sehen und sich der eigenen Vollkommenheit im Gegensatze der außerhalb des Hagion-Oros grassirenden Unsitte zu freuen, so bewirbt er sich bei seiner Gemeinde oder seinem Vorstand um eine Oekonomenstelle auf den Höfen in Macedonien, auf Thasos, auf dem Chersones von Kassandra oder Sithonia, besonders zur Erntezeit und wenn man Trauben keltert. Da gibt es süßen Most, Kastanien, Abendtänze, Schwänke und christlichen Zeitvertreib, an welchem die guten und vielgeplagten Kalógeri, besonders wenn sie noch jung und derbe sind, nur so viel Antheil nehmen als der Ernst ihrer Angewöhnung und die unantastbare Heiligkeit ihres Gewandes erlaubt. Züge rüstiger Bulgaren und Walachen beider Geschlechter steigen dann vom Gebirg herab und helfen um

Taglohn den Segen des beglückten Flachlandes einheimsen. Auf der Korntenne im Freien, am Brunnen, unter dem Schattendach grünbelaubter Bäume erklingt nach der Arbeit die slavische Gusla. Die Luft ist weich, der Most erquickend und der Reigen voll weltlicher Anmuth: wäre es ein Wunder, wenn auch der strenge Ascet auf Augenblicke La Bruyère's evangelische Traurigkeit („tristesse évangélique") ablegt und sich im Herrn einige Erleichterung gönnt, um nachher mit desto heißerer Inbrunst wieder die Wege der Pönitenz zu wandeln.

Vom Centrum mönchischer Zucht noch weiter entlegen sind die Besitzungen in den Donauländern, die Filialklöster und Seelsorgerplätze zu Monastir (Bitolia), in Bucharest, zu Moskau und zu Tiflis, wo das Kloster Iwiron reich begütert ist, aber wegen der Entfernung vom Muttersitz die Epitropen nur alle fünfzehn Jahre wechselt. Von Moskau kommen sie nach vier Jahren und von Bucharest nach zweien wieder in den Convent zurück mit den Früchten ihrer Frömmigkeit und Oekonomie. Diese Besitzungen außerhalb der Athoslinie, sey es Klosterhaus mit Kapelle in der Stadt oder Meierhof mit Grundstücken auf dem Lande, nennt man nicht etwa nur bei der heiligen Republik, sondern bei allen Klöstern der Byzantinerwelt Metóchion (Anhängsel, Pertinenz). Wie häufig begegnet man in den Wäldern der Chalkidike, auf dem Isthmus, auf der großen Warte,

Athosmaulthieren mit Wein, Oliven, Kaviar, Käse und getrockneten Früchten im Geleite eines Mönchs, während die Hagion-Oros-Goëletten mit Getreide-Ladungen aus den benachbarten Halbinseln über den Golf von Sithonia streichen!

Ist aber ein Mönch im Lesen und Schreiben bewandert und für Geschäfte tauglich, so kann er als diplomatischer Agent der heiligen Berggemeinde zu Saloniki, zu Athen oder gar im Fanar zu Stambul residiren, wo sie geräumige Wohnungen (wenigstens zu Saloniki und Konstantinopel) unterhält und mystisch dunkle Hauskapellen mit farbigen Fensterscheiben und mit dem Bild des neuen Sanct Georg, eines Schkypetaren aus Jannina, in weißer Fustanella, rothem Fes, goldenem Heiligenschein und grünem Palmzweig zum Zeichen des Märtyrthums, weil er in besagter Stadt (1834) durch türkische Hinterlist für seine Schönheit und seinen Glauben öffentlich den Tod gelitten hat.

Jedoch hat das geistliche Gemeinwesen der strengen Ordnung und des Landbesitzes ungeachtet doch ein jährliches Deficit in den Finanzen, das man durch künstliche Mittel decken muß. Beredte und muthige Brüder mit Copien mirakulöser Bilder oder mit Reliquien versehen, durchstreifen zeitweise die Eilande und die nahe liegenden Provinzen Rumeliens und Anatoliens, um Kredit und geistlichen Ruhm des Hagion-Oros durch Reden und Exempel auch in der

Ferne zu erhalten und zu beleben. Für eine beliebige Gabe an Geld oder Naturalien berühren und küssen gläubige Christen, besonders die kindlich frommen Bulgaren, den heiligen Schrein und ziehen oft in Schaaren unter Leitung eines hochzeitladenden Mönches in den heiligen Wald, besuchen die Klöster ihres Vertrauens und lassen gegen Erlegung bestimmter Summen ihre Namen zu frommem Gedächtniß in die Register schreiben, wie uns Zachariä in seinem Werk ausführlich erzählt. Aber Kaïri von Andros und die deutschen Philosophen in Athen hätten das Athos-Municipium — wäre man nicht bei Zeiten eingeschritten — um diesen nicht unwichtigen Zweig des öffentlichen Einkommens gebracht. Nur sind diese ausgesandten Finanzmönche ihrerseits häufig im Verdacht vom Erlös der geistlichen Gnaden manchmal nur den kleinern Theil an die Commune abzuliefern, das Mehrere aber für sich zu behalten und für Privatzwecke auf ihren Wanderungen auszugeben. Doch gewährt bei so großen Mängeln die Frömmigkeit der transdanubischen Slaven noch häufig Trost.

Was die innere Verwaltung betrifft, genießt dieser kleine dem Sultan tributäre Mönchsstaat denselben Grad von Unabhängigkeit, wie die Fürstenthümer Serbien und Moldo-Wlachia. Athos ist eigentlich das älteste freie Gemeinwesen im türkischen Reich; kein Muſulman, ja nicht einmal ein weltlicher Christ darf sich im heiligen Bezirke niederlassen, und selbst

der Bostandschi in Karyäs hängt gewissermaßen von den Mönchen ab. Man findet hier wie in einem europäischen Staate eine durch freie Wahl jährlich zu erneuernde Regierungsjunta, ein jährlich zu votirendes Budget, Steuerumlage, Deficit, Polizei und Schulden. Diese letztern hauptsächlich in Folge des Aufstandes und der schweren Contributionen, die man nach der Unterdrückung desselben erlegen mußte. „Mönch gib Geld (Keschisch para ver)!" riefen die unersättlichen Albanesen den ganzen Tag. Zuerst gab man die Baarschaft hin, verkaufte dann silberne und goldene Kirchengefäße, Perlenschmuck und Edelsteine, und nahm zuletzt noch Kapitalien zu wucherischen Zinsen auf, woran man, besonders in Laura, heute noch zu zahlen hat. Wie es jetzt steht, soll der öffentliche Dienst jährlich eine Million Silbergroschen oder 500,000 türkische Piaster erheischen. Die Hälfte dieser Summe geht als Tribut nach Stambul. Mit der andern bestreitet man die kleinen Gratifikationen an die Regierungsmitglieder, bezahlt die üblichen Geschenke an den ökumenischen Patriarchen, an die heilige Synode, an den Wesir in Saloniki, an den Bostandschi und seinen Schreiber in Karyäs, besoldet die christliche Municipalmiliz und die auswärtigen Agenten, und gibt wo immer zum Vortheile der Republik durch Klingendes nachzuhelfen ist.

Diesen jährlichen Bedarf nach Köpfen auf die einzelnen Klöster, auf die Anachoreten und Zellenleute

umzulegen, meint Vater Beſſarion, ſey kein leichtes Geſchäft und führe oft zu ſonderbaren Auftritten in der heiligen Verſammlung, weil jeder Deputirte, wie weiland im heiligen römiſchen Reich, die Intereſſen ſeiner Committenten mit Wärme und Standhaftigkeit zu verfechten hat. Unter ſolchen Umſtänden ſind den Athosvätern, wie Sie wohl ſelbſt ſehen, von der Welt zwar nicht die Genüſſe, aber doch die Sorgen und die Bedrängniſſe geblieben. Mitten in der Andachtsgluth ſtört fromme Klausner der Gedanke, wie bei gehemmtem Abſatz der heiligen Fabrikate ihre in Karyäs zu erlegende Steuerquote zu erſchwingen ſey. Deßwegen können die heiligen Büßer, auch wenn ſie wollten, Geprägtes noch immer nicht mit gehöriger Verachtung behandeln, und dürfen auch im Examen zellenpachtender Weltüberwinder nicht gar zu kritiſch ſeyn.

Sie erinnern ſich noch aus dem vorigen Fragment des Ausdrucks „Heſychaſten", wie man die Waldeinſiedler des Hagion-Oros vor der Athanaſiſchen Reform nannte. Das Wort bezeichnet jenen unausſprechlichen, europäiſchen Weltleuten nicht leicht zu erklärenden Zuſtand völligen Verſunkenſeyns des geiſtigen Vermögens in Gott, jenen moraliſchen Opiumrauſch des Orients mit ſeinem Gefolge unnennbaren Seelenentzückens, die Frucht indiſcher Sonnen und der ſchauerlichen Gräberwüſte hinter dem ägyptiſchen Theben. Die Einſiedeleien des Hagion-Oros ſind der

westlichste Punkt, bis wohin die mystische Praxis der heißen Zone gedrungen ist. Um dieser gesteigerten Vision und Ascese des obersten Grades zu genießen, setzt sich, nach Angabe eines in der christlichen Mystik bekannten Tugendmeisters aus dem eilften Jahrhundert, der Eingeweihte in einen Winkel der verschlossenen Zelle, senkt das Haupt auf die Brust und blickt, alles Irdische vergessend, unverwandten Auges, Anfangs verworren und trostlos, bald aber mit ineffabler Seligkeit so lange auf die Brusthöhle und die Nabelgegend, bis er den Platz des Herzens und den Sitz der Seele entdeckt. Und wie dieses gelungen, umfließt den Geist ein geheimnißvolles ätherisches Licht, welches die Hesychasten auf Hagion-Oros in schwärmerischer Ueberschwänglichkeit für das reine und vollkommene Wesen der Gottheit hielten und mit fast buhlerischer Zärtlichkeit verehrten. Mosheim in seiner Kirchengeschichte philosophirt über diese Scene, Gibbon lacht und denkt an Bedlam; ich sage nichts, weil die fürchterliche Einsamkeit der libyschen Wüste in meiner Seele einen Klang angeschlagen hat, den gute Laune und Witzspiel europäischer Gelehrten weder erzeugen, noch ersticken können. Nur meine ich, der „Mönch von Iwiron" schwinge sich vielleicht selten und nicht ohne Gewalt aus seinem Pomeranzenduft zu dieser Höhe geistiger Seligkeit empor.

Der Keim lebt heute noch in den Zellen des Kastanienwaldes und in den selbstpeinigenden Enthu-

ſiaſten in Simópetra und Sanct Dionys; aber wie man dieſes Kapitel berührt, werden die Mönche ſtumm, weil ſie entweder ſelbſt nichts wiſſen oder weil ſie nichts ſagen wollen. Ohne Zweifel gibt es, wie in den Myſterien von Eleuſis, asceticſche Grade für die himmliſche Lichtviſion, von der mit Nichteingeweihten zu reden geſetzlich verboten iſt. Doch einer der gewandteſten Metaphyſiker und Diſputirgeiſter ſeiner Zeit, der lateiniſche Mönch Barlaam, wußte bei ſeinem Erſcheinen auf dem Hagion-Oros um die Mitte des 14. Jahrhunderts durch Verſtellung und Beredſamkeit einem Asceten des oberſten Grades die Geheimlehre des Lichtgottſchauens abzulocken. Statt die Sache mit gaſtlicher Schonung als ein Curioſum hinzunehmen, machte ſich der Italiener über die Athosmönche luſtig und erklärte die Behauptung, man könne mit materiellem Auge das körperloſe Weſen der Gottheit ſchauen, oder die göttliche Eſſenz ſey eine materielle Lichtſubſtanz, für heidniſche Thorheit und läſterliche Häreſie. Der Streit machte damals großes Aufſehen und erfüllte zuerſt den heiligen Berg und am Ende Konſtantinopel ſelbſt, den kaiſerlichen Hof und den Reſt des von den Osmanen noch nicht verſchlungenen Reiches mit Aufruhr und Tumult.

Hier iſt nicht der Ort über ſolche Dinge zu ſprechen; aber um dieſelbe Zeit verglichen die Hofjuriſten Karls IV. die ſieben Kurfürſten in der goldenen Bulle mit den ſieben Hauptſünden, proklamirte Cola

Rienzi die römische Republik, erklärte eine Kirchenversammlung in Konstantinopel die Identität des ekstatischen Athoslichtes mit dem unerschaffenen Licht des Berges Tabor, drangen die Türken in Europa ein und mähte der „schwarze Tod" verderbenbringend durch die ganze Welt. Byzanz ging zwar unter, aber die Athosväter hatten gegen den lateinischen Gegner den Prozeß gewonnen und glaubten ungestört an die Ewigkeit ihres Nabel-Lichtes. Dem Occident gegenüber sind sie heute noch was sie damals waren. Vater Gerasimus, in allen Dingen polirt und nachgiebig, wollte nur im Dogma von keinem Vergleiche hören, und beinahe hätte ich durch eine einzige Rede seine gute Meinung verscherzt. Glücklicherweise aber fehlten mir mit Barlaams Gelahrtheit auch seine fanatische Impertinenz und seine Schonungslosigkeit.

Von Außen — das darf man sich in Europa merken — sind alle Angriffe auf griechische Nationalität, die gleichbedeutend mit anatolischem Dogma ist, vergebliches Bemühen. Die Gefahr kann nur eine innere seyn, wie sie einst dieselben Athosmönche einer spätern Epoche in der berühmten Akademie von Vatopädi erkannten. Körperschaften, die von der öffentlichen Meinung leben, unterscheiden mit wunderbarem Takt schon entfernt, was ihrem Interesse förderlich oder schädlich sey. Von einer romantisch bewaldeten, gegen das Meer steil abfallenden Höhe schaut eine moderne Ruine, weißliches Gemäuer mit

zwei langen Fensterreihen, massivem Unterbau und einer Wasserleitung in hochgesprengten Bogen, aber ohne Dach und vom wuchernden Gestrüpp des immergrünen Buschwaldes überwältigt, melancholisch auf Vatopädi herab. Der Bau ist etwas über hundert Jahre alt und ward für Unterweisung der Hagion-Oros-Kandidaten im Kirchengriechisch auf gemeinsame Kosten der heiligen Republik aufgeführt.

Hier trat der berühmte Corfiot Eugenius Bulgari in den ersten Jahren der Kaiserin Katharina II. als Vorstand ein, und fand in den weiten Räumen nur sieben Schüler.[1] Der Mann war vollendeter Meister im Hellenischen und hatte philosophische und historische Studien im europäischen Sinne betrieben. Die Anstalt hob sich schnell, der Ruhm des Lehrers, der Geist des Jahrhunderts, die reizende Lage der Schule zog junge Leute aus allen benachbarten Ländern der Türkei, aus Rußland und Italien in die Akademie nach Vatopädi. Bis an 200 Zöglinge hatte Eugenius im Moment der Blüthe in 170 Zellen untergebracht. Die weite Fernsicht über das Meer, die gesunde Höhenluft, die entzückende Scene des grünen Laubwaldes und die Abgeschiedenheit von weltlicher Aergerniß und Zerstreuung mußte die Empfänglichkeit junger Gemüther für besseres Wissen wundervoll erhöhen.

[1] Eugenius Bulgari lebte von 1716—1806.

Was sind die schönsten Musensitze Europas im Vergleich mit der bezaubernden Waldakademie des heiligen Berges? Aber wie unlängst in Kaïri und seiner Androsschule, glaubte man auch bald in Eugenius Bulgari und seinem Institut die Keime gefährlicher Neuerung, anarchischer Gährung und einer das griechische Morgenland kirchlich umwälzenden Geisteremancipation zu erkennen. So hatten es aber die Mönche bei ihrem Stiftungsakte nicht gemeint. Philosophie und freie Gymnastik des Geistes — das fühlten sie wohl — könne neben der alten Mönchspraxis des Hagion-Oros nicht bestehen. Sie fürchteten für den Glauben an das unerschaffene Taborlicht, für die Pilgerkaravanen, für den geistlichen Kredit und die jährlichen Opfergaben nicht weniger als für die Bande ihrer eigenen Disciplin.

Bulgari und seine Schule waren dem Untergang geweiht. Anfangs neckte man den gelehrten Meister, untergrub das Ansehen, verdächtigte endlich die Moral des Lehrers und der Schüler, berichtete nachtheilig an das geistliche Oberhaupt der griechischen Nation in Konstantinopel, und ruhte nicht eher bis der Mann aus Ekel seinen Posten selbst verließ, um nach kurzem Aufenthalt im Fanar einem glänzenden Loos in Rußland zu begegnen, wo er als freiresignirter Erzbischof von Cherson mehr als neunzigjährig zu St. Petersburg (1806) verschied. Mit dem Vorstande war auch der Geist entwichen; die Zöglinge verloren

sich, das Institut verkümmerte und wurde endlich als „gefährlich für Religion und Sittlichkeit" durch ein Rescript des ökumenischen Patriarchen völlig aufgehoben. Voll Freude über den Sieg trugen die Mönche das Hausdach ab, brachen die Sparren weg und hoben die Thüren aus, um dem flüchtigen Feind auch die Hoffnung für die Zukunft abzuschneiden. Durch das offene Portal dringt heute in üppiggedrängtem Pflanzentrieb der Wald, und statt blühender Jugendgesichter schaut immergrünes Gestrüpp und Lianengeranke zu den leeren Fenstern heraus.

Die griechische Kirche duldet keinen Unterricht und schlägt besonders Weltweisheit und Dichtkunst mit unauflöslichem Bann. Aber sie bekennt ihr System unverhohlen, und wo immer ein Magister über den Gesichtskreis von Sanct Chrysostomus und Sanct Paphnutius in das freie Gebiet des Denkens und geistigen Schwelgens hinüberschweift, legt sie laut ihr Veto ein und schließt die Schule zu. Ueber das „europäisch-heidnische Treiben" in Griechenland hört man auf dem Hagion-Oros mancherlei Besorgnisse, und von den Folgen der neuen Ideen für das Athosinstitut reden die alten Väter und der jüngere Nachwuchs schon in ganz verschiedenem Sinn. Diese Frommen haben zwar Unrecht, aber sie glauben nicht an Fortdauer und Bestand anti-anatolischer Staats- und Kirchenordnung des neuen Königreichs, und ihnen schien türkisches Regiment für das Seelenheil

weit gefahrloser als die (damalige) Halbfrankenwirthschaft eines Maurokordatos in Athen. Es ist nicht gleichgültig was man über solche Dinge auf Hagion-Oros denkt. Hagion-Oros ist eine Macht, deren gute Geneigtheit nicht Jedermann geringe achtet und übersieht. „Wir haben Fremde aus Rußland im Kloster," sagte man irgendwo, „aber sie lassen sich nicht viel sehen und gehen nur Nachts zu Zeiten aus den Zellen." Schöbe man zufällig die Nordgränze des hellenischen Staates bis an den Strymon vor, möchte ich sehen wie sich die Ordonnanz einer durch Franken geschaffenen Monarchie mit der uralten, volkverwachsenen, mächtigen Körperschaft des heiligen Berges setzen würde.

Wer nur Classisches sucht, gehe ja nicht auf Hagion-Oros, von dessen ärmlichen Sammlungen das Werthvolle schon längst verschwunden und nach Europa gewandert ist.[1] Hier ist nur für Byzantinisches Gewinn zu hoffen. Aber wie z. B. ein der Botanik gänzlich Unkundiger die schöne im Herbst blühende Amaryllis am Felsenriff von Xeropotamo nicht bemerkt, eben so werden auch in byzantinischen Studien und Historien Unbewanderte nur grämlich und mit Verachtung an den Mirakelbüchern und Kirchen-

[1] Die Klosterbibliothek zu St. Dionys, dem Range nach etwa die vierte des Berges Athos, zählt nur 388 Nummern, unter diesen nicht mehr als 139 Handschriften, das übrige sind in Europa gedruckte Bücher ohne Werth.

Legenden der Athosbibliotheken vorübergehen. Was hätte wohl ein ehrenwerther Variantensammler zu den 48 Folioseiten griechischer Fest- und Staatsreden auf die Mirakel des Stadt- und Landespatrons Sanct Eugenius von Trapezunt gesagt? Das Opus ist im Katalog nicht einmal genannt und, wie es häufig geschieht, mit einem andern von ganz verschiedenem Inhalt zusammengebunden. Nur zufällig erblickte ich die Worte Ikonium, Melik Sultan, Alatines, Basilevs Trapezuntos, Andronikos Gidos, Sinope, und fand am Ende ein historisches, in Europa nicht gekanntes Fragment von Wichtigkeit für die politische Geschichte des Sultanats Ikonium und des Imperiums Trapezunt.

Die Sache ist freilich nur für die historische Literatur von Werth, und kann hier nicht umständlich verhandelt werden. Genug, daß man jetzt die eine der beiden großen Lücken der trapezuntischen Geschichte vollständig auszufüllen und nebenher manche neue Notiz über die Küstenländer des Pontus Eurinus, über die griechischen Pflanzstädte in der Krim, über Topographie von Trapezus und der nächsten Umgebung aus den Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts in Umlauf setzen kann. Ein historisches Dokument von solcher Bedeutung in einem Bande griechischer Kirchenfestreden zu finden, wird nur dann befremden, wenn man nicht bedenkt, daß im byzantinischen Imperium die Kirche der Staat war und das politische

Faktum ganz im Kultus aufgegangen ist. Sacristei und Handelscomptoir sind hier die einzigen Archive der Weltgeschichte. Dieser Gedanke hat mich auf den Hagion-Oros geführt und durch die gewonnenen Resultate Eigenliebe und wissenschaftliches Bestreben zu gleicher Zeit befriedigt. [1]

Sie wollten nur „De Situ et Moribus" des heiligen Berges hören, und ich bin Ihrem Wunsch nach Kräften begegnet, habe Eindrücke, Bilder und Scenen gezeichnet, habe Gegenden, Menschen und Leidenschaften geschildert und halte es für nutzlos die flüchtige Bücherschau, das späte Bemühen den Bergkegel zu erklimmen, die kurzen Klosterbesuche und die wiederholten Tändeleien in Karyäs und Chilantari mit allen Kreuz- und Querzügen nach der Abreise vom gastlichen St. Dionys chronologisch aufzuführen, weil das vorangeschickte Sittengemälde selbst nur Ergebniß dieser Wanderung und ihrer Einzelheiten ist. Die Pointe der Reise liegt im trapezuntischen Originalfragment und im Conterfei des Athosmönches und seiner Hütten. Bei Grisebach ist es die Besteigung der Athospyramide und die Scala ihrer Vegetation. Wie diese Pointe überschritten, ist in beiden das Epos der Handlung auf dem Höhepunkt, das Blut wird kälter, die Erzählung matter, der Leser schläfriger,

[1] Sieh Abhandlungen der hist. Cl. der K. B. Akad. d. W. III. B. 3te Abthl. ff. 1843.

das Ende erwünschter und der kürzeste Epilog der beste. Ob sich die Mönche ihres Gastes heute noch erinnern, ist freilich ungewiß; in meiner Seele aber hat die Melancholie der Weltüberwinder und das zaubervolle Bild des immergrünen Paradieses einen tiefen und bleibenden Eindruck zurückgelassen. Doch

Nicht allein der Glauben ist es, der die Welt besiegen lehrt,
Wißt daß auch die Kunst in Flammen das Vergängliche verzehrt.

XI.

Fünf Wochen in Theſſalonika.

„Viele Kreuze auf der Stirne und viele Teufel in der Bruſt", [1] ſagte halblaut der griechiſche Begleiter im Einkehrſtalle zu Langavich, wo wir auf dem Rückwege vom Hagion-Oros nach Theſſalonika das letztemal die Nacht blieben und von unſerm Platze aus dem Abendeſſen ſeiner ſich unabläſſig bekreuzigenden Glaubensgenoſſen zuſahen. Drei rüſtige Palikaren mit einem halbgewachſenen Jungen ſaßen um die runde Scheibe auf dem Lehmboden und verzehrten ihre Freitagskoſt aus Poriſtengeln, Oliven, Käſe und Honig. Sie tranken der Reihe nach aus der hölzernen Flaſche, die rhythmiſch in die Runde ging. Aber kein Zecher ſetzte den Kürbiß an den Mund oder gab ihn nach dem Zuge ſeinem Nachbar hin, bis er nicht jedesmal ſowohl vorher als nachher drei Kreuze geſchlagen und mit einem raſchen Blick nach Oben

[1] *Πολλοὶ σταυροὶ 'σ τὸ μέτωπον καὶ πολλοὶ διάβολοι 'σ τὸ στῆθος.*

ſich geiſtig geſammelt hatte. Sieh einmal, könnte einer denken, das ſind fromme Wirthsleute; da wird man gewiß billige Rechnung machen. Ich hatte noch weit andächtigeren Tafelſcenen orthodoxer Griechen beigewohnt und allzeit gefunden, daß frommes Eſſen nicht jedesmal fromme That bedingt. Vater A...s, der Grammatikos der Heiliggrab-Epitropie in Jeruſalem, verſchlang große Brocken Geſottenes und Gebratenes, legte nach jeder tüchtigen Einfuhr die Inſtrumente nieder, kreuzte andächtig die Arme über die Bruſt, ſeufzte tief und drehte zu merklicher Erbauung der heiligen Erzbiſchöfe und der fremden Gäſte aus Occident die großen Augen himmelwärts. Aber nach dem Tiſchgebet war der junge wohlbeleibte Vater A...s wieder vollendeter Weltmann und erſter politiſcher Intriguant, giftiger und gefährlichſter Gegner der lateiniſchen Sache in Jeruſalem. Wir kennen ja alle Fontenelle's Spruch: *Boileau dévot et méchant, Racine plus dévot et plus méchant.* Dieſer Spruch gilt natürlich nur von den Griechen, die in Jeruſalem unſere Feinde ſind.

Wir hatten nach der erprobten und jedem Fremden in jener Gegend zu empfehlenden Gewohnheit eine Henne zum Sieden aufgebracht und aus der Brühe eine dichte nahrhafte Reisſuppe mit Citronenſaft angemacht, Grünzeug, getrocknete Früchte, Salzoliven, Eier und Honig im Wirthsladen gekauft und wegen der friſchen Novembernacht beſtändig Feuer

aus dürren Baumästen neben dem Lager unterhalten.[1] Geflügel am Freitag verrieth schon den Ausländer; Feuer neben dem Nachtlager und ein Diener, der nicht mit dem Herrn ißt, ließen (irrig) auf Rang und Wohlstand schließen. „Vielleicht ist es gar ein Milordos", d. i. ein Franke, der alte Steine ansieht und das Geld nicht achtet. Im Grunde darf man sich also auch nicht verwundern, wenn des andern Morgens, hauptsächlich des Brennholzes wegen, eine für das ärmliche Lokal ganz unverhältnißmäßige und erst nach einiger Unterhandlung bis zum Niveau der Billigkeit ermäßigte Rechnung zum Vorschein kam. Die Maulthiertreiber, um uns über die gewöhnliche, zu früh erreichte Station Zagliberi und ihre bequeme Einkehr weiter gegen Saloniki fortzubewegen, hatten die Rast in Langavich als ebenfalls sehr reizend und elegant geschildert. Es war aber zum größten Verdruß nur ein gewöhnlicher Dorf-Han für vierfüßige Gäste, d. i. vier dünne durchlöcherte Wände aus Röhricht und Lehm mit einem Hohlziegeldach ohne Decke; der Boden aus festgestampfter Erde, mit zwei Feuerstellen, einem Backofen und einer Auslage

[1] Wir bitten den Leser die wiederholte Beschreibung unseres Reiseküchenzettels nicht für überflüssig zu halten. In dieser klugen und romanischen Lüften angemessenen, gleichmäßigen Diät liegt das Geheimniß, unter allerlei Umständen einer zweijährigen Wanderschaft keine Minute lang krank zu seyn und gesünder heimzukommen als man ausgezogen ist.

für griechiſchen Küchenbedarf. Das Bett, wie Sie wohl wiſſen, iſt in ſolchen Fällen auch nur eine Binſenmatte neben der kniſternden Flamme, und folglich nach zehnſtündigem Ritt durch unwegſames zerriſſenes Bergland Grund genug zu murren und betrübt zu ſeyn. Ich dachte an die ſchönen Säle, an die weichen Divane und die freundlichen Mönche von St. Dionys, von Vatopädi und Chilantari, und verglich die gegenwärtige Noth und herabgekommene Lage mit den Vorzügen des Hochfleckens Laregovi, wo wir die Nacht vorher geblieben waren, und deſſen Lieblichkeiten ich Ihnen ſchon bei Gelegenheit der Hinreiſe und des mit uns einkehrenden Biſchofs und ſeines Mundſchenken aus Polyhiero, im vorausgehenden Bruchſtück geſchildert habe.

Das Alles — ich weiß es wohl — ſind Kleinigkeiten, an deren Kunde dem Leſer wenig liegen kann. Aber was ſoll ich Ihnen von Langavich erzählen? Ich bin ja nicht Botaniker und Geolog wie Dr. Griſebach, wie Copeland, Weiſe, Smith und Friedrichsthal, nicht Statiſtiker wie Ami-Boué, nicht Prophet wie Blanqui. Oder meinen Sie gar, ich ſey in den Maulthierſtall nach Langavich gekommen um den Einwohnern Geſetze zu ſchreiben, ihre Prozeſſe zu ſchlichten oder gar die Armeen der 32 alten Städte von Chalkidike zu kommandiren, von denen man bei Ariſtoteles lieſt? Und wenn ich das Alles wäre und verſtände, wie jener berühmte Archäolog,

käme ich doch zu spät. Die Partien sind ja alle schon besetzt und die Rollen ausgetheilt. Warum ich in das Byzantinische gekommen bin und was ich dort suche, brauche ich nicht mehr zu wiederholen. Der Mensch, die Sitte, das Bauerndorf, die gemeine Rede, der Streit, der Widerspruch und die Vergangenheit sind meine Thesen und haben mich wiederholt unter diesen Himmelsstrich geführt. Empfinden will ich, Gefühle wechseln, entbehren, schwelgen, fürchten, hoffen, was man bei der Glätte und gleichförmigen Geschwindbewegung des öffentlichen Lebens in Europa bald nicht mehr kann.

Nähmen Sie es den Leuten übel, wenn ihnen zuweilen selbst die Herrlichkeit, die Philosophen, die Lügen, die falsche Gerechtigkeit und das scheinheilige Thun des Occidents zuwider wären und Langeweile machten? Im Sittengemälde hat aber auch der kleine Strich sein Verdienst. Warum gibt man uns im luftigen, wasser- und pflanzenreichen Laregovi keinen Kohl? „Kohl wird hier nicht gepflanzt, weil hier *Κλεψία* (Dieberei), nicht *Νόμος* und *Τάξις* (Gesetz und Ordnung) regieren und jeder stiehlt was der Nachbar säet". Die vielen Kreuze und die starke Rechnung in Langavich und die „Klepsia" von Laregovi sind aber das einfachste und kennbarste Bild der öffentlichen Zustände im Orient: Jeder stiehlt was der Andere säet; die Regierungen aber nehmen hier Allen Alles weg, und den Frieden hat nur wer Bettler ist.

Während meine Vorgänger sorgfältig die Gränzscheide der immergrünen Gebüschvegetation bei Nisvoro erspähen, die Wiesenkräuter im Muldenthale vor Laregovi zählen und vom Gipfel einer Waldkuppe des Cholom Strich und Höhe der Gebirgsketten Macedoniens überschauen und ergründen, fragte ich mich selbst auf meiner Binsenmatte: warum etwa in diesem Theile Chalkidike's die Orte, die Seen und die Berge so sonderbare und ganz ungriechische Namen, z. B. Cholom, Nisvoro, Zagliberi, Laregovi, (Jaruga), Rawa, Ravanikia, Chortiat, Galatista, Langasa und Langanichia trügen? Die Beantwortung solcher Fragen ist zwar weniger lohnend und auch weniger unterhaltend als ein botanisches Bild der Kräuterwiesen von Hieriſſo, als der Buchenhain von Nisvoro und die Ueppigkeit der Grasnarbe unterhalb Laregovi. Das Schlimmste scheint noch, daß man in diesem einzigen Punkte bei uns ganz und gar nicht neugierig ist, ja Grund und Erklärung dieser ethnischen Anomalie gar nicht einmal hören mag. Man wendet sich verdrießlich weg, blickt nach der Stelle wo Stagira stand und fragt: wo sind die Ruinen von Olynth?

Das bittere Gefühl des zu erduldenden Ungemaches; Hunger, Ermattung, Unheimlichkeit des Ortes, endlich der Gedanke an unbelohnte Arbeit und an die vielleicht fruchtlos versplitterte Errungenschaft beschlichen die Seele und trübten auf kurze Zeit den Sinn.

Aber die unerwartet kräftige Kost und die warme Luft der Hütte versöhnten bald den Widerspruch. Die Fremden, die Führer, die Wirthsleute und die Maulthiere aßen zu gleicher Zeit, alle, wie es schien, vergnügt und zufrieden mit dem Geschicke. Wir schliefen kräftig, verließen des andern Morgens eine Stunde vor Sonnenaufgang den Stall, ritten im Herbstnebel zum Bergsattel von Chortiat hinauf, rasteten um Mittag am Brunnen und erreichten sonnenversengt noch vor zwei Uhr Nachmittags das obere Festungsthor von Saloniki, durch welches wir vier Wochen vorher ausgezogen waren. Gegen ein Geschenk von vier Silbergroschen blieben Gepäck und Pässe ungeöffnet und eine halbe Stunde später hatte ich wieder das vorige Zimmer bei der Doktorswittwe Georgi mit jener Empfindung innerer Zufriedenheit bezogen, wie sie nur der Gedanke an den glücklichen Ausgang einer zweifelhaften und waglichen Unternehmung unserem Herzen entlocken kann. Mit Pilgerstaub bedeckt (denn man gönnte keine Zeit für nöthige Toilette), mußte ich mit Hrn. v. Mihanowitsch im nahen österreichischen Consulat zu Tische gehen.

Dreißig Tage Pönitentenkost auf Hagion-Oros hatten die Nervengeister gewaltig herabgestimmt und der Sehnsucht wieder in den europäischen Lebenscyklus einzutreten einigen Drang verliehen. Wenn dem Sittengesetze nur um solchen Preis zu genügen wäre, stünde ich, aufrichtig bekannt, bei aller

Geringachtung raffinirter Genüsse noch auf sehr niedriger Stufe zur Gerechtigkeit. Im Gegensatze mit den griechischen Katholiken und ihrem thierischen Mandat wagen wir lateinische Christen kräftig zu essen und dennoch tugendhaft zu seyn. Wenn sich auch beide Kirchen am Ende über Ambition der Priester, über streitige Rechte der Anciennität und über die natürlichen und ewig unausgleichbaren Antipathien zwischen Morgen- und Abendland möglicher Weise je verständigen könnten, so würde das Fastengebot allein Hoffnung und Möglichkeit des Vergleichs zertrümmern. Sicher liegt der Wandelscala unserer Kirchendisciplin ein philosophischerer Gedanke unter, als dem starren Tugendsystem und dem unerbittlichen Fastenrigorismus der Anatolier, „cui jam pares non sumus.“[1]

Die Klausner-Atmosphäre des heiligen Berges und der enggezogene Ideenkreis der Selbstpeiniger mit ihrem kindischen Gerede täglicher Mirakel und himmlischer Erscheinungen hatten in kurzer Frist so vertrocknend und lähmend auf Geist- und Redefluß gewirkt, als wäre ich nicht Wochen, sondern Jahre lang dem Verkehr europäisch civilisirter Menschen entrückt gewesen. Freilich wird die Wirkung in solchen Fällen von der Wärme des Blutes, vom Grade der Hingebung und der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke

[1] Wenn wir von lateinischen Christen reden, so sind alle Europäer gemeint, die nicht dem griechischen Bekenntniß angehören.

und von dem Umstande abhängen, ob einer unmittelbar oder mittelst eines Dritten mit den vespernden Legendenmönchen verkehrt. Aber drei Jahre auf Hagion-Oros könnten wohl ein neues Kapitel zu Ovids Metamorphosen liefern.

Der geographischen Nähe ungeachtet ist die Kluft zwischen uns und der Griechenwelt viel weiter und viel tiefer als man glaubt. Jedoch soll eigene Unwissenheit die Hagion-Oros-Mönche hoffentlich nicht hindern, kostbare Ueberbleibsel alter Literatur in ihren staubigen Bücherkammern zu besitzen? Mit besonderem Interesse sucht Hr. v. Mihanowitsch, der gelehrte und patriotische Slave, die Kunde der alten Zustände der illyrischen Halbinsel zu erweitern, und hatte mir besonders aufgetragen im Kloster Vatopädi ein von Zachariä bezeichnetes Prachtmanuscript Strabo's durchzusehen, ob sich in demselben vielleicht das in unsern Ausgaben fehlende, die Beschreibung von Corcyra, Süd-Epirus und Macedonien mit Chalkidike, Athos und den übrigen Chersonesen bis an den Hellespont enthaltende Ende des siebenten Buchs finde. Bei den Mönchen in Chilantari aber sollte ich über die angebliche Existenz einer in glagolitischen Schriftzeichen verfaßten Biographie des großen Bulgaren- und Morawenapostels Cyrillus aus Thessalonika Erkundigungen anstellen, zu Nutzen und Ruhm der neu erwachten und energisch betriebenen Studien des alten Slaventhums. Leider war das Ergebniß für

beide Fälle ein verneinendes, da die Athoshandschrift des Strabo mit derselben Phrase: *Κινέας ἔτι μυθοδέστερον . . .*, wie unsere europäischen Drucke schließt, die Chilantari-Mönche aber selbst nicht einmal zu sagen wußten, ob sie das Verlangte haben oder nicht. Die guten Väter gestanden aufrichtig, daß bei ihnen außer den Akoluthien und Gebeten in der Kirche das ganze Jahr Niemand ein Buch ansehe oder je einer aus ihrer Mitte das Wort „Glagolitenschrift" auch nur gehört habe. Es wäre ihnen wohl bekannt, daß St. Cyrillus ihrem Volke das Evangelium zuerst gepredigt habe, aber weiter wüßten sie von der Sache nichts. Man ließ mich später nach Belieben in der kleinen Sammlung selbst herumsuchen, die ich in dem Wachsmagazin mit dem Eingang durch Küche und Speisekammer fand.

Die Gierde, mit welcher ich in den ersten Zeiten nach der Athosreise den politischen Inhalt der Journale aus Augsburg, Paris, Malta und Smyrna verschlang, die wissenschaftlichen Revüen durchlief und in der ausgewählten Bibliothek des gastfreundlichen Consuls herumgriff, zeigte klar, wie leer und genußlos das Leben außerhalb des europäischen Ideenkreises wäre. Mit welcher Empfindung glauben Sie wohl, daß ich in der Allgemeinen Zeitung die Berichte über den eben zu Bonn versammelten Philologencongreß und Prof. Kreysers kluge Rede „von völligem Erlöschen alles griechischen Wesens" sammt der Ent-

gegnung eines bekannten Eiferers für ungeschwächtes, heute in Idee, Kunst und Sprache nicht weniger lebendig als vor Troja gährendes Hellenenthum, mitten unter „slavisch" redenden Macedoniern las?

Die Größe der Stadt, ihre Lage an der See, der milde Himmel, die schnelle und sichere Verbindung mit dem Occident, der lebhafte Verkehr, der Zusammenfluß von Fremden, der duldsame Sinn der Bewohner aller Sekten, die Leichtigkeit des Erwerbes und des Lebens verleihen dem Aufenthalt in Thessalonika einen Reiz, wie ihn sicherlich keine Stadt der europäischen Türkei besitzt. Die Luft selbst hat an dieser Küste etwas Weiches, Jonisches und zum frohen Genuß des Daseyns Einladendes, was man weder in Trapezunt noch viel weniger in Athen oder Konstantinopel gefunden hat. Viel glücklicher als andere Reisende, die immer Eile haben und gleich anfangs schon mit der halben Seele bei Katheder, Ambition, gelehrter Coterie, Handwerkszeug und Gewerbe in Europa zurückgeblieben sind, gehörte ich ganz mir selbst an, überließ mich, aller Bande ledig, zwang- und sorglos dem Freudenstrom und blieb noch einen vollen Monat in der Stadt des üppigen leichten Sinnes. Viel fehlte nicht und ich wäre den ganzen Winter geblieben. Von 8 Uhr bis Mitternacht und noch länger saß ich jeden Abend im Consulat; wir lasen Altes und Neues und von Allem das Beste, redeten, recensirten, trieben Slavica, Kritik und Philosophie.

Ich lernte viel; denn Hr. v. Mihanowitsch gehört sicher in die Klasse jener Männer, in welchen die größte Summe theoretischer Kenntnisse und praktischer Erfahrungen über politisches Leben, Geist und Physis des illyrischen Continents verborgen liegt. Zu Hause las und excerpirte ich wieder, ordnete die Kolchis-Papiere, die Athos-Notizen, bemaß die Beute, berechnete die Kosten und analysirte noch einmal das ganze Hagion-Orosleben, Chalkidike und meine Tour. Diese hatte — was man vielleicht nicht ungerne hören wird — mit Inbegriff der Maulthiere und Dardaganis Sold bei einer Dauer von 31 Tagen ungefähr 1166 türkische Piaster oder Grusch, d. i. 291 Franken oder 116 Gulden C.-M. gekostet.

Schon in Europa hatte ich mich bei einem griechischen Geistlichen, der lange auf Athos lebte und mit den Gebräuchen des Instituts, sowie mit der Arithmetik der Weltüberwinder vollkommen vertraut war, sorgfältig erkundigt, wie viel ein gewöhnlicher occidentalischer Gentleman, der nur mit einem Bedienten den Hagion-Oros besucht, für Bewirthung und Pflege billiger Weise geben soll. Vier Franken täglich, meinte der Kalógeros, würden den Erwartungen der Väter ganz entsprechen und dem Geber ein rühmliches Andenken am heiligen Berge sichern. Sie begreifen wohl, daß diese Taxe nur von solchen Athosreisenden zu verstehen ist, die ihre Mittel zu Rathe halten

müssen wie ich, und sich nicht auf Milordis beziehe, die „alte Steine suchen und das Geld nicht achten." Ich schlug eine Mittelstraße ein und würde allen Hagion-Oros-Besuchern desselben bescheidenen Ranges rathen eben so zu thun.

Bei längerem Verweilen in einem Kloster, wie z. B. in St. Dionys, wo ich zwölf Tage blieb, legte ich obigen Calcül zu Grunde und übergab dem heiligen Abte bei der Abschiedsvisite 200 türkische Grusch (ungefähr 48 Franken) für sein „Gotteshaus", drückte aber dem bulgarischen Laienbruder, der uns als bestellter Koch so gut verpflegte, noch aparte 25 Grusch als eigenes wohlverdientes Honorar in die Hand, vergaß auch seinen Gehülfen Leonidas mit der Kleinigkeit von 5 Piastern nicht und erfreute zuletzt am Thore noch den „heiligen Pförtner" mit einem mäßigen Tribut von vier γρόσσια (1 Frank).

Als Regel gelte: die Spenden, wenn sie auch mäßig sind wie die meinigen, unter Viele und zwar eigenhändig zu vertheilen, besonders aber den „heiligen Pförtner" nirgend zu vergessen. Will oder muß aber ein Fremder seine Reden und Ausgaben durch einen Dolmetsch besorgen lassen, muß er auch gespicktere Kassen führen und über größere Mittel gebieten als der mäßig begüterte Tourist. Kostspieliger dagegen ist es, wenn der Aufenthalt nur 1—2 Tage dauert und das Kloster ein republikanisch regiertes ist. Theils um die Neugierde des Lesers zu befriedigen,

theils auch um ein beiläufiges Maß für solche Fälle aufzustellen, will ich den eintägigen Aufenthalt im Kloster Chilantari an der Ausgangsstation des Hagion-Oros finanziell genauer auseinandersetzen.

Vom heiligen Regierungssitz in Karyäs kommend ritten wir Abends in den Klosterhof und wurden von einem dienenden Bruder ohne viele Umstände in die neu und elegant gebaute Fremdenwohnung eingewiesen, mit Wasser versehen und eine Zeit lang allein gelassen. Man hielt uns wahrscheinlich für Orthodore, d. i. für Leute die große Ansprüche machen, seitens der Mönche Alles für Schuldigkeit halten und am Ende Nichts bezahlen. Schon war ich im Begriff über den ungastlichen Sinn dieser Chilantari-Slaven verdrüßlich zu reden, als auf ergangene Meldung der Grammatikos des Klosters in das Zimmer trat, um den Fremden zu bewillkommnen, und nebenher mit der den Orientalen eigenthümlichen Feinheit nach Bedeutung und Herkunft des Gastes zu forschen. Der Grammatikos — wie er selbst erzählte — war in Chilantari fremd wie wir und erst ein Jahr im Dienst dieser Mönchsgemeinde. Als geborner Moraït habe er zu Ikonium in Kleinasien, wo er zur Zeit des Aufstandes seiner Heimath lebte, unter den fanatischen Türken Lebensgefahr auszustehen gehabt und sey endlich nach vielen Abenteuern und langem Herumirren auf den heiligen Berg gekommen, um gegen fixen Lohn auf Ruf und Widerruf

den Chilantari-Mönchen als Geheimschreiber und Interpret zu dienen.

Durch Zufall oder als Klephte im Kampfe hatte er die eine Hand verloren, verstand aber neben dem Bulgären auch das Hochgriechische, sprach geläufig türkisch und citirte Verse aus Hesiodus. Ich citirte so viel mir einfiel entgegen, strebte nach besonders guter Diktion, sagte woher des Landes und was ich in Chilantari suche, und rückte auch meinerseits möglichst breit mit dem in Stambul erlernten Türkisch heraus. Nach einer Stunde etwa empfahl sich der Grammatikos, um den Vorständen zu hinterbringen, daß der Gast ein Franke sey, die Landessprachen rede und (mit Verlaub) allerhand wisse.[1] Auf dieses hin kam einer der Vorstände selbst — ein Bulgar aus Sischtow, der schon die höchsten Würden in Chilantari bekleidet hatte und jetzt als Mit-Igumenos im Ausschusse saß — um den Gast von neuem und noch wärmer zu bewillkommnen und als Gesellschafter die Honneurs zu machen. Nach byzantinischer und überhaupt morgenländischer Etikette darf man achtbare Fremde so wenig als möglich sich selbst überlassen. Der Mann aus Sischtow war vielleicht andächtiger und heiliger, aber sicherlich viel weniger gewandt und unterhaltend als der vielgewanderte Grammatikos mit Einer Hand.

Wer gerne Martials Epigramme liest, findet bei

[1] *Παλλαιά τε πολλά τε εἰδώς.*

aller Geduld und Höflichkeit die endlosen im Bauerngriechisch vorgetragenen Erzählungen der Klosterlegenden und ihrer täglichen Mirakel und Heiligenerscheinungen am Ende doch etwas langweilig und einschläfernd. Besonders während der türkischen Occupation des Hagion-Oros habe sich die Panagia beinahe jeden Abend zum Schrecken der Albanesen im Klosterhofe wandelnd und schwebend sehen lassen. In Iwiron hatte man mir schon dasselbe erzählt. Wie aber nach dem Frieden von Adrianopel die islamitischen Besatzungen den Berg verließen und die Noth vorüber war, endete auch der abendliche Spuck in Hof und Corridor und die Besuche der Panagia — sagte der Mönch — haben jetzo gänzlich aufgehört. Das Kloster kultivirt mit Kunst und Erfolg besonders den Gartenkohl, der alles Ackerland rings um die heiligen Mauern bedeckt. Auch bestand das Abendessen, wobei Igumenos und Grammatikos Gesellschaft leisteten, nur aus einer Kohlsuppe und einer Platte Reis und noch vier andern Platten, sämmtlich aus Kohl, aber alle kalt: kalte Kohlblätter in Oel geschmort, Salat aus Kohl, zum Nachtisch wieder Kohl. Die Mönche in Chilantari leben sparsamer und armseliger, dachte ich, als die Frösche bei Homer,

Οὐ τρώγω ῥαφάνας, οὐ κράμβας, οὐ κολοκύντας·
Οὐδὲ πράσοις χλοεροῖς ἐπιβόσκομαι, οὐδὲ σελίνοις. [1]

[1] Ich esse nicht Rettiche, nicht Gartenkohl, nicht Kürbiß; verzehre weder grünen Lauch noch Eppich.

Vom Glagolit des heiligen Cyrillus wußte natürlich keiner von beiden Tischgenossen Auskunft zu geben. Der Grammatikos verstand ja nicht slavisch und der Igumenos las gar kein Buch; man vertröstete mich auf die Conferenz mit dem Gemeinderath, dem ich des andern Morgens nach dem Gottesdienst mein Anliegen persönlich vorzutragen hätte. Von Büchern reden macht griechischen Mönchen allzeit Langeweile, und die frommen Proëstotes sprachen in der Sitzung lieber von allerhand politischen Dingen, vom Czar, von Abdul-Medschid, vom Papst und von Griechenland, lasen auch das Circulare der Karyäs-Junta der Reihe nach, bis es der letzte, ein hochgewachsener kraftvoller Serbe, der unter Milosch gefochten hatte, mit Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit einiger Geringschätzung dem Inhaber zurückgab und alles Suchen nach dem fraglichen Objekt voraus für unnöthig erklärte. Auf diese Bemerkung nahm ich das Circulare, stand auf, dankte für die gastliche Aufnahme und fragte: *ποῖος εἶναι ὁ ἅγιος δικαῖος;* (Welcher ist der heilige Rentmeister?) *Ἐγώ,* antwortete der hochgewachsene kastanienhaarige Serbe, dem ich im Beisein des Rathes sogleich 20 Piaster türkisch (5 Franken) *διὰ τὴν ἐκκλησίαν* (für die Kirche) übergab. Plötzlich — ach wären Sie doch im Saale gewesen! — plötzlich erglänzten alle Gesichter von Heiterkeit, man begleitete mich feierlich durch die Corridore in die Fremdenwohnung zurück, ernannte eine Commission

um die Herrlichkeiten des Klosters, die Fresken und die Bibliothek hinter dem Kochzimmer zu zeigen und bereitete in der Zwischenzeit ein treffliches Mahl, für welches durch besondere Fügung der Panagia die Fischer verwichene Nacht einen ungewöhnlich reichen Fang im Meere thaten. Wahrscheinlich hatten die armen Väter vom ärmlich gekleideten Fremdling wohl glatte Worte, viel höflichen Dank, aber kein Geld erwartet, während sie selbst bei aller Wohlhabenheit des Ganzen persönlich doch nur von Entbehrungen leben und allzeit und überall und jedermann geben sollen.

Wir aßen mit Heiterkeit und großem Appetit. Zugleich ward die Freigebigkeit gegen das Gotteshaus freimüthig belobt, und auf die vertrauliche Frage, wen ich schicklicher Weise noch bedenken sollte, deutete der Grammatikos auf den nebenan sitzenden heiligen Igumenos (Alt-Prälaten) aus Sischtow, der uns gestern und heute mit seiner Gesellschaft bewirthet habe; jedoch sey auf die reichliche Kirchengabe auch hier nichts weiter nöthig und nur für die Küche u. s. w. eine Kleinigkeit noch beizufügen. Er selbst nahm nichts. Bei der Abreise begegnete uns außerhalb der Zimmerthüre zuerst der Oberkoch, dann bei der ersten Stiege das Unterküchenpersonale, unten im Hofe standen die beiden bedienenden Mönche und am Thore der „heilige Pförtner" mit seinem Substituten. Unter diese vertheilte ich auch noch zusammen 25

Grusch, im Ganzen also 45 Grusch türkisch oder 4 Gulden Conventionsmünze für zweimal Essen und eine Nacht. Ich sage dieses nur, damit Athoswanderer künftig wissen, was in diesem Punkte schicklich ist, besonders aber daß sie nicht etwa aus falscher Scham den Gesellschaft leistenden Prälaten (in den freien Klöstern) zu beschenken unterlassen, wie es mir selbst in Iwiron erging, wo ich das verhältnißmäßig beträchtliche Honorar dem Oberzimmerwärter übergab, der es wahrscheinlich ganz oder theilweise zu bestellen vergessen hat. Die beiden Tischgenossen begleiteten uns sogar noch eine Strecke außerhalb des Mauerumfanges auf dem Weg zum Platanenwald und dem Isthmus von Chalkidike. Wir begrüßten uns mit Wärme, ich versprach das Wiederkommen und einen Thermometer für den Grammatikos als Gastgeschenk.

Der Name „Chalkidike" bedeutet, wie Jedermann weiß, auf deutsch Erzdistrikt, Minengegend, ist aber heute im Lande selbst nicht mehr üblich und durch den halbtürkischen, halbgriechischen Terminus „Mademochoria", d. i. die Bergwerksdörfer verdrängt.[1] Der Naturreichthum an edlen Metallen, besonders an Gold, hat schon in den ältesten Zeiten die Hellenen in das Land geführt, Reichthum durch Handelsbetrieb gegründet und in

[1] معدن Maden heißt im Türkischen die Mine, das Metall, und χωρία auf griechisch die Dörfer. Streng grammatikalisch sollte man Madenochoria schreiben.

Folge deſſelben civiliſirten Luxus und politiſche Freiheit zum Bedürfniß gemacht. Ohne die drei Cherſonese Kaſſandria, Sithonia und Athos, die man niemals zu Chalkidike rechnete, beträgt nach Griſebach die Länge des Minendiſtrikts von Weſt nach Oſt nicht mehr als etwa 10, die Breite aber durchſchnittlich gar nur 6 geographiſche Meilen. Und doch blühten auf dieſem kleinen Raum nach Ariſtoteles 32 freie Städte, der ſogenannte Staatenbund von Chalkidike, von denen wir aber nur Chalcis, Olynthos, Akanthos, Apollonia, Stagira, Mekyberna, Torone, Angäus und Singus mit Namen hiſtoriſch kennen. Das ſchöne und reiche Olynth galt als Hauptſtadt und Sitz des Bundes.

Bis zur Eroberung durch Philipp den Macedonier gehörten die chalcidiſchen Städte zu Thracien,[1] und obgleich von den 32 Bundesnamen ſich nicht ein einziger aus den Stürmen des byzantiniſchen Mittelalters retten konnte, iſt dem Ländchen doch bis auf den heutigen Tag, nach allen Wechſeln, ein höherer Grad bürgerlicher Freiheit als eine gleichſam dem Boden und der Luft inhärente Modalität geblieben. Es theilt ſich in die zwei großen, dem Sultan zwar Tribut zahlenden, aber ſich ſelbſt ariſtokratiſch freiregierenden Municipalitäten Siderókapſa auf der Oſt- und Chaſſiá auf der Weſtſeite. Beide zählen

[1] *Τοῖς ἐπὶ Θράκης χαλκιδεῦσι καὶ Βοττιαίοις.* Thucyd. I. 57.

miteinander noch 27 Gemeinden und eben so viele Großdörfer, deren zwei wohl den Rang, aber nicht die Schönheit und den Glanz von Städten haben. Hauptort des Ostdistriktes, des eigentlichen Minenlandes, ist Nisvoro mit 12, wie es Polyhiero oberhalb der Ruinen von Olynth mit 15 freien Burgflecken im Westdistrikte ist. Meinen Vorgängern Cousinéry, Leake, Urquhart und Grisebach ist der vortheilhafte, die in Thracien und Macedonien üblichen Physiognomien an Schönheit auffallend überragende Typus der Griechen von Chalkidike, besonders im Distrikt Chassiá nicht entgangen, und man ist deßwegen allgemein geneigt — und glaubt sich aus besondern Gründen sogar berechtigt — hier ein „fast noch reines und unvermischtes" Fragment der alten griechischen Bevölkerung zu erkennen. Am eifrigsten nimmt sich Cousinéry (Ende des vorigen Jahrhunderts) des chalcidensischen Hellenismus an.[1] Die Provinz sey zwar den Calamitäten der Slavenstürme nicht entgangen, habe aber Dank der dichten Waldregion, die als Asyl diente, immerfort eine Art Unabhängigkeit behauptet und zugleich die Reinheit des alten Blutes bewahrt. Bei den Männern von Laregovi fand Herr Cousinéry „sentimens visibles de leur antique noblesse", und bei den Weibern „traces des anciennes habitudes domestiques," elegante

[1] Cousinéry, Voyage en Macédoine, II. 134.

Kleidung und regelmäßige Züge. Aber viel wärmer als das reinliche weiße Gewand mit der blendend weißen Fustanella und rothen Plattmütze der Albanier spricht die verständigere Bodenkultur, das Profil, der kluge Sinn und besonders das klare Ursprungsbewußtseyn dieser Waldleute für das Alterthum ihrer Race. Weder Türke, noch Bulgar, noch Albanit, noch Jude, sagten sie Hrn. Cousinéry, habe sich unter ihnen häuslich niedergelassen und „wir alle in diesen Bergen bilden uns etwas ein auf unsern Griechentitel, auf unsere Tempel, auf unsere Bischöfe, auf unsere Priester und auf unsere Schulen.“ [1] Das Alles ist sehr erbaulich zu hören, und wie die Sachen seit dem Erlöschen des Minenbetriebes daselbst stehen, zum Theil auch ganz richtig; nur ist hier von der alt-chalkidischen Bevölkerung keine Rede, sondern von einer byzantinischen Colonisation nach der Wiedereroberung der Provinz durch die Imperatoren der Heraklius-Dynastie und ihrer Nachfolger im 7ten und 8ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Auch so viel ist einzugestehen, daß nach den historisch begründeten Metzeleien und Verheerungen auf Kassandria und in ganz Chalkidike während des 6ten und 7ten Jahrhunderts n. Chr., im besagten Chersonese sowie am ganzen Küstenstriche, hinauf bis Saloniki einerseits und bis Polyhiero im

[1] Ibid. pag. 143.

immergrünen Walde anderseits, sich keine slavische Niederlassungen gebildet haben und somit der westliche Distrikt mit dem größern Theil der 15 Freidörfer und der Halbinsel Kassandra dem byzantinischen Griechenblute zu vindiciren sey. Der Ostdistrikt dagegen, das eigentliche Erzgebirge mit den Gold- und Silbergruben, ward vollständig slavinisirt. Der Stamm der Runchi-Slaven hatte das Gebiet vom Xerres-Kanal bis zur Bolbe-Mündung, wo ehmals Stagira, bis zum See von Langasa überschwemmt und darin alles neu gemacht; nicht eine einzige Ortschaft, nicht ein einziger Name aus griechischer Zeit ist geblieben. Führt der Kanal am Isthmus des Hagion-Oros nicht heute noch den slavischen Namen Probjati (Durchstich)? Besonders auffallend und die Natur der Oertlichkeit bezeichnend ist aber das von griechischer Kehle noch nicht bis zur Unkenntlichkeit entstellte Nizvoro, der Hauptflecken der eigentlichen Mademochoria, mitten unter (erloschenen) Schmelzöfen und verwitterten Schlackenhaufen am steilen Ostrande des hohen Tafellandes. Izvárak nennt der illyrische Slave heute noch die „Schlacke.“ [1]

Laregovi (Jaruga) und Cholomón (Cholm) haben wir im vorigen Fragmente schon erklärt. Ra-

[1] An die fremden Wörter setzt der Grieche häufig einen Vorschlag, z. B. Nezero (See) für Ezero. So hier Nizvoro für Izvoro (z wie ein weiches s gesprochen).

vana und sein Diminutivum Ravanichia, vom slavischen ravna, ravnina, ravnitza (wir zogen durch beide Dörfer) bedeutet „Ebene"; in Langaza aber und Langavichi ist das (polnische) Lengi, die „Wiese" nicht zu verkennen, in Zagliberi und Longomat aber wird selbst der fanatische Eiferer keinen hellenischen Laut entdecken. Gegen dieses Argument ist nichts einzuwenden, und man muß sich im Grund Glück wünschen, daß die Herren Cousinéry, Leake und Grisebach in botanischen, geologischen und politisch-geographischen Forschungen versenkt, Dinge dieser Art nicht berechnen mochten. Was wäre sonst über Chalkidike noch zu sagen übrig gewesen? Die Slavenniederlassungen reichen tief in den Buschwald bis dicht an Polyhiero und herab bis zur Seeküste des westlichen Athosgolfes. Aber warum reden sie heute in Laregovi, in Nizvoro, in Longomat, in Libiada griechisch und nicht mehr illyrisch? Wir fragen entgegen, warum man zu Stargard in Pommern und zu Bergen (Gora) auf der Insel Rügen heute deutsch und nicht mehr slavisch rede?

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die byzantinischen Imperatoren nach Bewältigung der slavischen Eindringlinge auf der großen Heerstraße von Konstantinopel nach Thessalonika (via Egnatia) die Barbaren überall in Masse nach Anatolien deportirten und dagegen kleinasiatische Colonien an ihre Stelle setzten, besonders aber die Seeküste und die

Hafenorte von Barbaren entweder gänzlich säuberten, oder doch dem griechischen Element daselbst das Uebergewicht zu verschaffen suchten. Man kann wohl denken, daß bei diesen Heilmaßregeln der reiche, vorzugsweise von den Slaven besetzte und ausgebeutete Minendistrikt von Chalkidike nicht übersehen wurde.

Die alten Ortsnamen blieben; nur für den Hauptsitz des Erzbetriebes schuf das wiedereindringende Byzantinerthum den neugriechischen Terminus „Siderókapsa" d. i. Eisenschmelze.[1] Aber das Slavische erhielt sich viele Jahrhunderte neben dem Griechischen was jetzt allein noch übrig ist. Wenigstens fand Belon (1549) unter den Bewohnern der Bergwerksdörfer noch nicht das reingriechische Element der Laregovioten des Hrn. Cousinéry. Es wohnte damals in den Dörfern ein Gemisch von Slavisch, Bulgarisch, Griechisch, Türkisch und Albanisch redenden Menschen,[2] ja das Slavische war noch das verbreitetste und die Arbeiter selbst waren der Mehrzahl nach Bulgaren; die Dorfleute in der Runde aber Serben, denen zugleich das Griechische geläufig war.[3]

[1] Eigentlich *Σιδεροκαύσια. Σιδεροκαύσια, ὁπου̃ μέταλλα χρυσου̃ καὶ ἀργύρου* schreibt Zygomalas bei Dü-Cange.

[2] »Ceux qui habitent aux minères de Siderocapsa sont gens ramassez, et usent de langage different, comme Esclavon, Bulgare, Grec, Turc, Albanois,« Belon, Observat. chap. 49.

[3] Les ouvriers metallaires qui y besognent maintenant, sont pour la *plus part de nation Bulgare.* Les

Belon erscheint als sehr kluger und scharfer Beobachter, weil er in Uebereinstimmung mit den Byzantinern überall eine der zweiten, der sogenannten Bulgarenschicht vorausgehende und von ihr verschiedene, gleichsam erste und primitive Slavenschicht auf griechischem Boden anerkennt. Diese primitiven Slaven des sechsten Jahrhunderts sind die wahren Väter, Schwäger und Blutsverwandten des heutigen griechischen Bauernvolkes in Macedonien, Thessalien, Hellas und Peloponnes. Länger als 900 Jahre redete das Volk in den benannten Landschaften griechisch und slavisch zu gleicher Zeit, wie die heutigen Böotier, Attiker, Korinthier und Argiver neben dem angelernten Neugriechisch noch immer ihr heimathliches Albanisch bewahren. Das Slavische ist erst während der letzten vierhundert Jahre, mit Ausnahme der Nordspitze von Akarnanien, auf alt griechischem Boden als Volkssprache erloschen und ausgestorben. Daß es aber auf den beiden entgegengesetzten Endpunkten Griechenlands, nördlich in der Chalkidike und südlich im Taygetos im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert noch in vollem Gange war, ist durch zwei unverwerfliche Zeugen, Chalkokondylas und Belon, erwiesen. Um die Spuren dieser Slaven-Antiquitäten aufzufinden, muß

Paysans des villages circonvoisins qui viennent au marché, sont Chrestiens et parlent la langue *Servienne* et *Grecque*. ibid. chap. 50.

man nicht die Vorträge auf der Hochschule zu Athen, wohl aber die Phraseologie des Landvolkes, besonders der Weiber als Substrat unterlegen. Den Markassit (Substanz aus der Verbindung des Schwefels mit was immer für einem Metall), sagt Belon, nenne man in den Minendörfern von Siderokapsa allgemein Ruda; die Gold- und Silberglätte aber Leskena. Beides ist slavisch; nur wird statt Ruda „Truda" zu schreiben seyn, wie man es im Illyrischen heute noch findet. Damals (1549) waren noch 5—600 Schmelzöfen mit 6000 Arbeitern in Thätigkeit, und der Reinertrag der Münzstätte Siderokapsi belief sich ohne Rücksicht auf den Privatgewinn der Arbeiter (Verschleuderung, Veruntreuung und Dieberei im Großen und Kleinen) für Rechnung des Großherrn allein monatlich auf 18- bis 30,000 Golddukaten und auch noch darüber.[1] Urtheile man wie hoch der Ertrag der Chalkidike-Minen im Alterthum, in den ersten Jahren der Bearbeitung gewesen sey, und ob man sich

[1] Car ce que le Grand Turc reçoit chasque mois de sa part, sans en ce comprendre le gaing des ouvriers, monte à la somme de dix huit mille ducats par moys, quelquefois trente mille, quelque fois plus, quelque fois moins. Belon, chap. 50. Doch scheint der nächste Satz den Sinn dieser Stelle wieder zweifelhaft zu machen: Les rentiers m'ont dict n'avoir Souvenance qu'elles ayent moins rapporté depuis quinze ans, que de neuf à dix mille ducatz par mois, pour le droict du dict Grand Seigneur.

über Philipps Drang die Goldquelle in seinen Schatz zu leiten verwundern soll.

Was Ural und Altai den Russen heute sind, waren die Erzgruben von Chalkidike und Philippi den macedonischen Fürsten im Alterthum, ein unerschöpfliches Potosi, wo die Schlüssel zu allen Akropolen und der Preis für alle griechischen Gewissen zu Tage gefördert wurden. Ohne Gold ist selbst das Genie gelähmt. Die Adern der edlen Metalle, behauptet man, seyen schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erschöpft gewesen, und seit der Insurrektion von 1821, zu der sich Chalkidike in seinem unglücklichen Stern fortreißen ließ, ist auch die Bearbeitung der Eisengruben auf Befehl der türkischen Regierung eingestellt. So viel ich in Laregovi hörte, wurden von den zur Strafe der Felonie sämmtlich niedergebrannten Flecken und Dörfern nicht alle wieder hergestellt. Namentlich ist Siderokapsi so gänzlich verkommen, daß die Mademochoria-Municipalität ihren Sitz gegenwärtig zu Nizvoro aufgeschlagen hat.[1]

Die zwölf verbrannten Burgflecken mit ihren Dependentien bilden die bischöfliche Diöcese Hierisso,

[1] Dr. Grisebach möchte Nizvoro und Siderokapsi ursprünglich für einen und denselben Ort halten. Aber den sichersten Nachrichten zufolge ist Siderokapsi ein für sich bestehender Flecken und liegt in einem Seitenthale, aus dem ein Bach in das Aestuarium des Beschik-Sees hinausrinnt, in gerader Richtung nördlich von Nizvoro und Laregovi.

deren jeweiliger Ordinarius aber nicht mehr im Titularflecken dieses Namens, sondern gleichfalls zu Rizvoro auf der luftigen, baum- und quellenreichen Halde, mit der Aussicht auf den blauen Golf von Stellaria und auf die über den heiligen Wald hinausragende Steinpyramide des Hagion-Oros-Kegels residirt.

Der Leser erinnert sich noch aus dem vorausgehenden Fragment, wie uns auf der Hinreise der „Engel von Hierisso" im Einkehrhause zu Laregovi begegnet ist und wir Sr. Heiligkeit geistliches Quartier und Abendessen beschrieben haben. Vom Athos kommend sahen wir bei unserm warmen Mittagsritt durch Rizvoro nun auch Dom und Residenz des byzantinischen Despotis, wenn man das gemauerte Heumagazin außerhalb des Ortes, ohne Thurm und Glocke, einen Dom, und das bescheidene mit hölzernem Söller versehene, den übrigen Dorfbauten vollkommen gleiche Wohnhaus des Prälaten eine Residenz nennen will. Leider hat die republikanische Verfassung der morgenländischen Kirche der allen Südvölkern, insbesondere aber den geistlichen Funktionären und Dienern Gottes eingebornen Liebe zur Ostentation und äußeren Pracht nur innerhalb der vier Tempelwände vollen Spielraum gelassen. Ein byzantinisches Patriarchal- oder auch nur Episcopalhochamt, schien mir immer, müsse diesem Volke wie ein Feentraum die Sinne berauschen und es wenigstens auf

Augenblicke das bürgerliche Elend und die verlorne Herrschaft vergessen lassen.

Wenn der demüthige Diener Gottes in vollem Ornate der alten Kaiser des Orients, in goldgestickten Purpurhalbstiefeln, in goldener Tunika, mit golddurchwirktem kaiserlichen Mantel, mit Scepter und blitzendem Diadem hoch über der erstaunten Menge und der glanzvollen Levitenschaar halb in Weihrauchwolken verhüllt auf dem Throne sitzt, wie könnte er noch an die Schmach seiner Kirche, an den Stolz des Islam oder auch nur an die schweren Summen denken, um die er seine berauschende Herrlichkeit erstanden hat? Mit dem Rang einer herrschenden (Staats-) Religion hatte die griechische Kirche auch ihren weltlichen Besitz verloren und ward auf Almosen und Stola der Gläubigen angewiesen. Hat der griechische Geistliche wie immer eine „Eparchie" an sich gebracht, so hält er nach dem ersten Gottesdienste unfehlbar seine Antrittsrede oder bischöfliche Homilie an die Gemeinde, wobei im ganzen byzantinischen Reiche ein und dasselbe Thema zu Grunde liegt: „Greifet der heiligen Kirche unter die Arme, tröstet die weinende verfolgte Braut Christi durch reichliches gottgefälliges Almosen!" Natürlich geht kein Gläubiger zur ersten Episcopalfunktion des neuen Despoten mit leeren Taschen in die Kirche; denn unmittelbar nach der Anrede — so erzählte mir ein Gläubiger von Laregovi — setzte sich Monsignore von Rizvoro

in vollem Ornat unter die Kirchthüre; ihm zur Seite stand ein Diacon mit weitem silbernen Teller, auf welchem der Reihe nach langsam und kenntlich die ersten Wirkungen apostolischer Beredsamkeit niederklangen. Nachher war große Sitzung des Municipalrathes des Minendistriktes, um die Summe zu berathen, mit der sie die „weinende Braut Christi" trösten wollten. Der Beschluß hat Gesetzeskraft und darf, im Weigerungsfalle einzelner Dörfer oder Familienväter ihre Quote zu erlegen, selbst auf dem Wege der Exekution vollzogen werden. Da ist keine Rente, keine Stiftung, kein Stipendium und auch keine geistliche Funktion, ausgenommen auf Bestellung. Kein byzantinischer Priester, kein Bischof, celebrirt, und selbst am Sonntag ist kein Gottesdienst, wenn ihn nicht Jemand aus der Gemeinde vorausbestellt und nachher bezahlt.

Welche Unordnung, um nicht zu sagen gänzliche Auflösung bei einem solchen Zustande durch die freidenkerischen Lehren des Priesters Kaïris über die griechische Kirche hereinbrechen müßte, kann man sich leicht vorstellen, und man muß es dem anatolischen Clerus als solchem verzeihen, wenn er im Interesse der Selbsterhaltung den gefährlichen Neuerer und seine Saat zu vernichten strebt. Die beständige Furcht durch das Eindringen occidentalischen Geistes Ehren, Einkommen und Macht zu verlieren, erstickt im byzantinischen Clerus alle Sympathie für Deutschland,

seine Weisheit und seine Regierungskunst. Denn geschlossene Corporationen halten jenen Zustand des Vaterlandes jedesmal für den glücklichsten und patriotisch besten, der ihnen in Gegenwart und Zukunft die größte Summe an Autorität und Genuß verbirgt. Von uns Deutschen will man im Strömischen in keinem Falle etwas wissen. Jedoch haben seit dem grausamen Zerfahren des letzten Freiheitstraumes die byzantinischen Christen nicht etwa nur in der Chalkidike, sondern überall in der Türkei auch die Zuversicht auf die eigene Kraft verloren und somit alle Hoffnung, sich je zu wahrer Unabhängigkeit aufzuschwingen, gänzlich abgelegt. „Selber können wir uns nicht mehr helfen, und da es auch mit dem „neuromäischen Reiche" nicht vorwärts will, so bleibt uns nichts übrig als in Demuth und Geduld zu warten, bis die Russen kommen und der türkischen Oekonomie in Stambul ein Ende machen."

Wenn man selbst in der quasi unabhängigen Chalkidike solche Reden führt, was werden sie erst in Thessalien sagen, wo sich die Parteien stündlich gegenüberstehen und wo das Joch unmittelbar auf dem Nacken liegt? Pflanzen und Gebirgszüge haben Andere mit kundiger Uebersicht und mit umfassender Kenntniß geschildert; weniger hat man auf die religiösen und politischen Vorstellungen der Romanien (Rumelien) bewohnenden Völkerschaften, auf die Reden des gemeinen Volkes und auf die mittelalterlichen Geschicke jener

Länder geachtet. Großentheils um hierin einigen Nutzen zu schaffen und die nicht überall correkten Begriffe unter den deutschen Landsleuten hie und da wenigstens theilweise zu berichtigen, bin ich durch Romanien gezogen und so viel als fünf Wochen in Thessalonika geblieben. Aber aufrichtig gestanden, es lagen auch andere Motive mit im Spiel. Ist denn nicht, wie Prokesch sagt, das Reisen selbst ein Genuß? Während Andere meiner Ordnung in Deutschland bleiben und täglich mit der Censur, mit tückischen Recensenten und mit ihrer eigenen Eitelkeit in bitterm Kampfe liegen, athme ich friedlich und frei die macedonischen Lüfte und höre zu, wie der bulgarische Priester das acht Tage anhaltende St. Nikolausfest mit der seinem Volke eigenen Gemütlichkeit beschreibt.

„Sollte Gott je sterben," sagen die nahe an fünf Millionen zählenden Bulgaren, „so wählen wir St. Nikolaus an seiner Stelle als unsern Gott." Wie weit ist es doch von diesen, den St. Nikolaus zum Weltregiment erhebenden Bulgaren bis zu Feuerbach und den Philosophengöttern in Frack und Pantalon zu Berlin![1] Gebt diesen Leuten plötzlich Dr. David Strauß und die deutschen Jahrbücher in die Hand

[1] *Φρίσσω δέ σε δερκομένη*
μυρίοις μόχθοις διαχναίσμενον . . .
Ζῆνα γὰρ οὐ τρομέω
ἐν ἰδίᾳ γνώμῃ σέβει
θνατοὺς ἄγαν, Προμηθεῦ.

Aeschyl

und sehet selbst, ob sie dann zufriedener und glücklicher sind, als in ihrer Slaveneinfalt und mit ihrem Nikolaus? Solche Fragen und Vergleiche — ich weiß es wohl — soll man lieber gar nicht thun; aber in Thessalonika fällt einem mancherlei ein, woran man in Deutschland gewiß nicht denkt. Und zuletzt hält man es für ein großes Glück, wenn man nichts zu befehlen und nichts zu verantworten hat.

Während die Bulgaren von ihrem St. Nicola so Großes denken und ihre Popen nur von Rußland kommende Ausgaben des Neuen Testamentes und der Liturgie für philologisch correkt und dogmatisch orthodox erklären, schleudert Monsignore Hillereau, päpstlicher Generalvikar des Orients, den Bannfluch vom Perahügel herab und bezeichnet durch amtlich ausgefertigten, von allen Kanzeln feierlich verkündeten und durch die Journale des Orients verbreiteten Erlaß „Mildthätigkeits- und Menschlichkeitsakte außerhalb katholischer und französischer Autorität geübt für Abfall vom Glauben und Rebellion gegen den apostolischen Stuhl zu Rom."

Offenbar ist die Stellung der lateinisch-katholischen Kirche auf dem Boden des byzantinischen Reiches eine höchst ungünstige, und — was man anderswo nicht bemerkt — ihre äußere Erscheinung hat dort beinahe etwas Peinliches, etwas Unerquickliches, ja fast etwas Niedriges und Unehrenhaftes, das sich überall an die Sohlen besiegter Minoritäten hängt,

nicht etwa weil es ihren Agenten an Geschicklichkeit, an persönlicher Tugend, an Standhaftigkeit und jener indefiniſſabeln, nur vollendeten Diplomaten inwohnenden Geiſteselaſticität und caſuiſtiſchen Geſchmeidigkeit gebräche, die in Europa ſo große Erfolge gibt. Es liegt vielmehr in der byzantiniſchen Atmoſphäre ſelbſt gleichſam ein deleteriſcher Stoff, der unſere Sache nicht Wurzel ſchlagen läßt oder doch die Saat vor der Reife ſchon erſtickt. Die allgemeine römiſche Kirche macht im Byzantiniſchen nicht nur keine Fortſchritte; ſie verliert offenbar Terrain, was man dagegen immer ſagen, ſchreiben und berichten möge. In Jeruſalem, in Tiflis, in Kolchis, am Bosporus, in Athen, im Balkan, am Dnieper, an der Weichſel, überall ſind wir geſchlagen und zurückgedrängt; aber der Ruin hat erſt begonnen. Immer hatte ich das Unglück, in Sachen des öſtlichen Europa's eigene und zu Zeiten etwas abweichende, aber deßwegen nicht allezeit irrige Meinungen aufzuſtellen, und würde auch dieſes Mal die Theſis gerne weiter verfolgen, wenn es ohne Gram und Kränkung andächtiger Deutſchen geſchehen könnte.

So lange Oſtrom dem Weſen nach griechiſch war, begegneten ſich der Katholik von Byzanz und der Katholik von Rom, wenn auch etwas froſtig, doch immer noch als Brüder und ὁμόπιστοι.[1] Das Band ward erſt zerriſſen und der Bruch unheilbar

[1] Die Leute Eines Glaubens.

gemacht, nach der Ueberschwemmung Romaniens durch die Slaven. Erst mit diesem uns überall entgegenstehenden Volke kam ein Element unausgleichbaren Widerspruchs in den Schooß der anatolischen Christenheit. Um das Gedeihen lateinischer Sache ja desto sicherer zu hindern, ist das kleine Häuflein der Katholiken am Bosporus, zum größten Aergerniß der Ungläubigen, auch noch unter sich selbst im Krieg. Die auf der linken Seite des goldenen Horns wohnenden Handels- und Gewerbsleute aus den österreichischen Staaten, aus Italien, Frankreich und Spanien wollten ein steingebautes Versorgungshaus für verunglückte und erwerbsunfähige Familien ihrer Genossenschaft errichten. Sultan Mahmud gab das Terrain, das Wasser und 1000 fl. Conventionsmünze als milde Beisteuer. Die Genossen selbst leisteten pro rata monatliche Beiträge; eine Wohlthätigkeitsjunta, Monsignore Hillereau an der Spitze, übernahm die Leitung; Pater Nicola wanderte in das Abendland und erpredigte Summen von Belang; das Gebäude war vollendet und sollte während meines Aufenthalts in Stambul (1841) seinem Zwecke geöffnet werden.

Schon rauchte es aus den Schornsteinen und Bedrängte hatten ein Asyl, als über die Frage, wer das Institut dirigiren und welcher christliche Gesandte es beschützen soll, Streit entstand. Der Generalvicar des Orients meint, der katholischen Kirche, d. i. ihm selbst stehe allein die oberste Leitung zu und

Protektor könne Niemand als der Gesandte des Allerchristlichsten Königs seyn. Dagegen erhob sich zahlreicher Widerspruch: „man wolle die Früchte eines durch gemeinschaftliche Anstrengung erzielten Gutes den Franzosen allein zum Genuß vindiciren; das Institut sey christliches Gemeingut und jeder Gesandte lateinischen Bekenntnisses müsse Coprotektor seyn, die Verwaltung aber in den Händen des von sämmtlichen Beisteuernden zu ernennenden Ausschusses bleiben, damit die Wohlthaten gleichmäßig vertheilt und parteiische Begünstigungen verhindert würden.“ Das katholische Pera ging in zwei Parteien auseinander. Beide hielten Sitzungen in getrennten Lokalen, die Gesandten thaten Sprüche und berichteten nach Europa; man gab Erklärungen, es fielen Reden, es erschienen Artikel, es kam selbst zu Auftritten und die „Liberalen“, ihrem Führer folgend, waren schon mit Knitteln bewaffnet, um gegen Monsignore Hillereau und seine Anhänger Gewalt zu brauchen. Monsignore excommunicirte seine Gegner, die Griechen spöttelten und selbst die phlegmatischen Türken verzogen höhnisch die Gesichter: „Seht nun einmal diese dummen Giaur, wie sie sich über nichts vertragen können!“ „Wann hat aber auch ein Giaur je einen vernünftigen Gedanken gehabt?“ Keine Partei wich, die monatlichen Beiträge hörten auf, die armen Refugiés verloren ihr Asyl und ein türkisches Piket von 10 Mann besetzte das Gebäude, damit sich die katholischen Christen nicht

auf der Schwelle ihres eigenen Wohlthätigkeitstempels selbst unter einander erwürgten.

Um den Eindruck dieser ärgerlichen Scenen zu verwischen, ging ich Sonntags (12. December 1841) in die Kirche und hörte Messe und Homilie des frommen Vaters *Va-con-Dio*, apostolischen Missionärs von Thessalonika. Vater Va-con-Dio ist ein katholischer Grieche aus Santorin, hat in Rom gelernt, zu Rodosto und zu Prusa für Mehrung des katholischen Glaubens bedeutend gewirkt und namentlich durch salbungsreiches Vorbeten des Vaterunsers in der Umgegend benannter Stadt ein griechisches Mägdlein bekehrt, ja den Türken selbst Respect eingeflößt, was er mir Alles zur Ehre Gottes und seiner Kirche in Demuth selbst erzählte. Vater Va-con-Dio predigte italienisch, warm und zum Herzen dringend; auch verstanden wir den Sinn seiner geistlichen Ermahnungen fast durchweg und fanden nur den Satz: Noi abbiamo obligo di crocifissare Gesù Christo sotto il titulo di San Giovanni etwas dunkel. Wir besprachen noch im Consulate alle zusammen in gemeinschaftlicher Abendberathung den Vortrag, konnten jedoch über den Sinn besagter Phrase nicht in's Klare kommen. Beredt an Pater *Va-con-Dio* ist eigentlich nur sein Beispiel, seine Milde, seine Menschenliebe, sein Wohlthätigkeitssinn, seine Geduld und sein untadelhafter Wandel. Sünder zur Reue mag er durch sein Exempel bewegen, aber griechische Mägdlein

wird er in Theſſalonika keine in den Schooß der lateiniſchen Kirche führen. Indeſſen nimmt ſich Don Leonardo mit vorzüglichem Eifer der Kinderſchule an und entwickelt überhaupt einen weit höhern Grad apoſtoliſcher Thätigkeit als ſeine geiſtlichen Amtsbrüder in der armeniſch-katholiſchen Gemeinde von Stambul. Dieſe Gemeinde zählt weniger als 8000 Seelen und ernährt zur Wahrung des Heiles außer dem Patriarchen-Erzbiſchof noch 80 geiſtliche Seelenhirten, von denen aber keiner je eine Predigt hält oder eine Schule beſucht. Auf Befragen gottesfürchtiger Männer, warum in dieſen wichtigen Dingen ſo wenig geſchehe, machte der Erzbiſchof in der Synode eine ſo pathetiſche Beſchreibung der Amtsmühſeligkeiten ſeiner Collaboranten, daß es wirklich ſchien, es bleibe den armen Geplagten für Predigt und Schule keine Zeit mehr übrig.

Näher beſehen aber gehen dieſe armeniſchen Vertabet (Doktoren der Theologie) in ihrer hohen, breiten, viereckigen ſchwarzen Kopfbedeckung den ganzen Tag von einem Hauſe ins andere, machen Beſuche, erzählen und hören Familienneuigkeiten, intriguiren, eſſen Süßes, trinken Kaffe und ſorgen ſo für geiſtliches Wohl der anvertrauten Herde. Daß aber dieſe Beſuche in der Regel nur auf die Häuſer der Reichen fallen, hat ohne Zweifel auch ſeinen Grund, da die Seelen der Reichen allenthalben größere Gefahren zu beſtehen haben als die der Armen, und folglich die

geiſtliche Ernte bei den erſtern weit ergiebiger als bei den letztern iſt. Ueberhaupt kann man nichts Kläglicheres und Erfolgloſeres denken als dieſe apoſtoliſchen Miſſionen im griechiſchen Orient, wenn ſich hier um mehr als Erhaltung des Beſitzes, wenn ſich um Eroberung und Fortſchritt handeln ſoll.

Oft habe ich mich ſelbſt gefragt, ob man in Rom noch immer an die Möglichkeit einer Verſtändigung zwiſchen der morgen- und der abendländiſchen Kirche, d. i. an die Unterwerfung der erſtern unter die Herrſchaft der letztern ernſtlich glaube? Die Frage iſt keine müßige, ſie gewinnt täglich an Bedeutung und an Dringlichkeit. Müßte ſich ein beſchränktes Individuum nicht ſcheuen der erprobten Klugheit, Menſchenkenntniß und Standhaftigkeit unſerer oberſten Kirchenbehörden ſeine Privatmeinung entgegenzuſtellen, ſo möchte ich den Vätern der Propaganda nur auf dieſem einzigen Felde zurufen: »Lasciate ogni speranza!« Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß man dieſe Bemerkung nicht in feindſeligem Sinne macht, ſondern daß man nur über den Stand einer Sache berichten will, gegen welche in Europa Niemand gleichgültig ſeyn kann.

Uebrigens iſt Theſſalonika im Grunde ebenſowenig als Konſtantinopel ſelbſt eine griechiſche Stadt, weil die griechiſch redende Bevölkerung auch mit Einrechnung der gräko-ſlaviſchen Haushaltungen in beiden die Minderzahl bildet und gleichſam nur als Kolonie

und Fremdenansiedlung zu betrachten ist. Der Volksmasse und dem allgemeinen Charakter nach wäre Thessalonika eigentlich eine Stadt Israels und sollte mit Recht Samaria heißen, weil von den im äußersten Falle die Zahl von etwa 70,000 Seelen nicht überschreitenden Insassen 30- bis 36,000 Juden (in 6200 und einigen Familien) sind.

Der Verkehr im Allgemeinen, die Börse, der Cours, die Sensarie (Wechselsensale), der Detailhandel und besonders die Domestikenstellen zu Platz und Haus in der ganzen Stadt sind in jüdischen Händen. Auch ein großer Theil der Hafengondoliere und fast alle Lastträger sind Juden. Es gibt zwar ein eigenes Judenviertel, aber die Abrahamiten durchbrechen überall die Schranken. Die ehemals viel gerühmte hohe Schule der Rabbiner mit 200 Lehrern, wie man in Büchern liest, hat schon lange aufgehört und kein Thessalonika-Jude wollte je von einer solchen Anstalt etwas vernommen haben. Sie fabriciren auch keine Teppiche mehr wie zu Chalfa's Zeiten im siebenzehnten Jahrhundert. Hochzeit halten und Nachwuchs schaffen, möchte man sagen, ist ihr einziges Geschäft.

Kein Mensch in diesem Volke, sey er reich oder arm, darf ledig bleiben. Kaum ist der Junge in die Jahre der Mannbarkeit getreten, wird er vor die Gemeinde citirt und bedeutet ein Weib zu nehmen; die Sorge für den Unterhalt des neuen Familienstandes bleibt seiner eigenen Betriebsamkeit anheim-

gestellt. Stirbt die Frau und ist der Wittwer noch nicht über die Schwelle des Alters getreten, so muß er von Obrigkeitswegen in möglichst kurzer Frist zu einer neuen Verbindung schreiten. Nur Kindheit, Tod oder Altersschwäche befreien von der Last. Wie es aber auch in Saloniki von Judenkindern wimmelt mit schwarzen Augen und ausdrucksvollen morgenländischen Gesichtern! Aermere Familien ernähren die Knaben nur bis zur Vollendung des zehnten Lebensjahres, von welchem an sie selbst für ihre Nahrung sorgen müssen. So viel man zu Turnovo in Thessalien und anderswo bemerken konnte, gilt diese Praxis auch bei den untern Klassen der christlichen Bevölkerung wenigstens in den Städten und stadtähnlichen Flecken allgemein. Das schärft nun freilich die Sinne, es führt aber auch zu Unordnungen und Leichtfertigkeiten, die — selbst mit Inbegriff von Stambul — nirgend bedenklicher als in Saloniki sind. Denn was äußere Sittenpolizei betrifft, ist Trapezunt eine Trappistenklause und Stambul selbst beinahe ein Nonnenkloster im Vergleich mit Salonik! Dagegen ist das brüderliche Zusammenstehen der Israeliten gegen die Mitbewohner der Stadt in vielen Dingen musterhaft. Entläßt ein Christ oder Muhammedaner seinen jüdischen Domestiken ohne Grund, so mag er sich selbst bedienen; um keinen Preis findet er einen andern, bis er sich mit dem vorigen verglichen hat. Kann sich einer im Reden selbst

vertheidigen und will er sorglos und wohlfeil lebend umfassende moralische Studien machen, so bleibe er ein Jahr in dieser Stadt, vorausgesetzt, daß er Erfahrung und Phlegma genug besitzt, sich nicht am Ende selbst der lauen Strömung hinzugeben.

Numerisch nicht viel schwächer als die Juden sind die Osmanli, deren nicht weniger, vermuthlich aber mehr als 25,000 die Stadt bewohnen und an Reichthum, Ansehen, Phlegma, Stolz und Macht natürlich den ersten Rang behaupten. Die Besitzer ausgedehnter, gewöhnlich an christliche Kolonen verpachteter Ländereien im Vardargrunde, unter andern die Abkömmlinge jener Bege und Feldherrn, die zur Zeit der ersten Eroberung unter Murad I. und Bayesid I. in das Land gekommen sind und große Lehen erhielten, haben sich sämmtlich als Bewohner prächtiger Seraï in Saloniki eingebürgert und hauptsächlich die luftigen, das flache Franken-, Juden- und Griechenviertel überragenden Stadttheile eingenommen. Vor den Metzeleien und Verfolgungen zur Zeit des Aufstandes sollen 8 bis 10,000 Gräken in der Stadt gewesen seyn; heute findet man deren kaum 3000, und diese noch großentheils von fremden Gegenden der Türkei eingewandert. Den vierten Rang in der Bevölkerung nehmen die Franken und den letzten die Zigeuner ein.

Alle diese Nationalitäten haben ihre eigenthümliche Sprache, deren man um seine Geschäfte in

Saloniki mit Vortheil zu betreiben, wenigstens fünf: das corrupte Judenspanisch, italienisch, bulgarisch, griechisch und türkisch verstehen soll. Mit Ausnahme der Türken gibt es auch selten einen gewerbsamen Saloniker, der vom Bulgarischen nicht wenigstens die nothwendigste Markt- und Handelsterminologie verstände, da das Landvolk der im Südwesten der Stadt sich bis an den Olympus hinziehenden Fruchtebene, die die Hauptstadt mit Lebensmitteln versorgt, vorzugsweise slavisch ist. Türkisch redet ohnehin jedermann.

Man könnte fragen, wie es um die Bevölkerung von Thessalonika stünde, im Falle sich durch fremden Arm die Revolution auch hier befestiget hätte und in Folge der Schlacht von Navarino Macedonien an Griechenland gekommen wäre? Juden und Türken, über 60,000 Menschen, wären mit einem Zuge aus dem Mauerumfang verschwunden und hätten eine unter den gegenwärtigen Verhältnissen unausfüllbare Lücke gelassen. In Romanien wäre ja Niemand, um eine so große Erbschaft zu übernehmen. Hat man denn nicht Chalcis, die große Festung und ihre Wälle ohne Kanonen, ihre Courtinen ohne Vertheidiger, ihre Arsenale ohne Waffen, ihre Magazine ohne Vorräthe, ihre Thore ohne Angel und ihre Häuser ohne Menschen gesehen? Ob es mit Akrokorinth, Vonitza, Zitun, Monembasia und Modon besser stehe? Der Bankerott der Sache,

nicht der Menschen, ist in Hellas überall und zwar in Permanenz.

Wenn ich nur auch so glücklich wäre wie Andere! und könnte ich, wenn auch nicht die phantastischen Luftgebilde politischer Visionäre, doch wenigstens die Möglichkeit selbstständiger Kraftentwicklung auf romanischem Boden entdecken! Wie oft saß ich in sonnigen Decembertagen einsam bei der magern Baumgruppe auf der halbcirkelförmigen, ausgebrannten, die obern Festungsmauern Saloniki's überragenden Hügelreihe und blickte über die Stadt in den blauen Golf hinab, auf den schneereichen Olympus, auf den waldigen Ossa und auf die dunkle Tempespalte hinüber, oder auf die alten Städtchen und Weiler der Dorogobuten, der Sagudaten und anderer Slavenstämme in der nächsten Umgebung der Stadt! Ich durchlief ihre Geschicke von Ottfried Müllers Makednern bis zu den „Solun" zu Wasser und zu Lande bestürmenden Darogobuten, Runchinen und Sagudaten der Byzantiner, ging aber jedesmal mit des Dichters Vers in die Stadt zurück:

Καὶ δὴ δοῦρα σέσηπε νεῶν καὶ σπάρτα λέλυνται[1]

Das Gefühl, ihre Sache sey aus sich selbst nicht mehr zu reproduciren, ist bei den byzantinischen Griechen allgemein verbreitet. Freilich sieht man dieses

[1] Und das Holz der Schiffe ist verfault und das Tauwerk fällt auseinander. Hom.

nicht im Vorbeigehen oder im Wechsel herkömmlicher Redensarten mit Leuten ohne alle Kenntniß der Vergangenheit. Jedoch reicht Erinnerung und historisches Wissen selbst bei den „Philosophen" des Landes nirgend über die letzten Zeiten des byzantinischen Reiches hinauf. Für uns aber ist es ein Gegenstand ernster Betrachtung, wenn sich heute die große Masse des macedonischen Bauernvolkes mit ihren Popen und Staroſten gleichsam ohne Dolmetsch mit ihren Glaubensgenossen, den Moskowiten von Kijow, Dorogobusch und Nowgorod unterreden kann.

Wie das geschehen konnte und wozu es führe, ist eine Frage, der man bei uns noch immer ausweicht, die sich aber wie ein Gespenst überall unserm Blick entgegengestellt. Orthodoxes Slaventhum ist mit Blut und Leben der Süd-Donauländer so innig verwachsen, daß man sich ein Romanien ohne Slaven-Element gar nicht mehr denken kann. Ein „Weiser" in Turnovo zweifelt gar nicht, daß Alexanders Feldherrn slavisch geredet haben. Im Occident ist man allerdings — was diesen Punkt betrifft — besser unterrichtet und weiß, daß sich einst Alt-Macedonier und Hellenen ohne Vermittler eben so wenig unter einander verstanden als sich heute Tzakonen und Neugriechen verstehen können. Wie weit sich aber das Alt-Macedonische vom eigentlichen Hellenischen entfernt habe, vermochte bisher keine Gelehrsamkeit und Schärfe abendländischer Archäologen zu

ermitteln. Daß es aber ein verwandter, wo nicht gar ein und derselbe mit dem in der Chalkidike, auf dem Athos-Chersonese und den benachbarten Strymonländern gesprochener Dialekt gewesen seyn müsse, hat auch Niemand bezweifelt. Nur hat uns — so viel ich weiß — die ganze klassische Erbschaft des Alterthums keinen vollständigen Satz dieser macedonisch-thrakischen Mundart aufbewahrt. Daß sie aber mit griechischen Lettern geschrieben wurde und auch nicht radikal, wie z. B. das Albanische, von der gemeinen Sprechweise des übrigen Griechenlandes verschieden war, ist ebenfalls angenommen. Wenn der „Stein" im Attischen *πέλλα*, im Macedonischen aber *πέλλα* hieß, so deutet dies auf nahe Beziehungen und engen Zusammenhang beider Sprachen. Ist aber das heute im Peloponnes hausende und von Niemand verstandene Völkchen der Tzakonier wirklich aus der Athos-Halbinsel dahin übersiedelt worden, wie es die Klosterurkunden oder vielmehr Ueberlieferungen des Hagion-Oros besagen, so hätten wir ein noch lebendiges Fragment der thrako-macedonischen Sprachen aufgefunden.

Wie in der Urheimath zur Zeit des peloponnesischen Krieges, sind diese Tzakonier auch jetzt noch ein Mischlingsvolk, welches zwei Sprachen redet, das gewöhnliche Griechisch und den Urdialekt, d. i. das Pelasgisch-Tyrrhenische mit thracischen (chalcidischen, krestonischen, bisaltischen, hedonischen)

Elementen gemischt. Die Sache verdient wohl ernste Erwägung, und es wäre keine gering zu achtende Frucht einer Hagion-Oros-Fahrt, wenn in der verwickelten und vielseitig gedeuteten Tzakonensache einmal ein fester Ausgangspunkt gefunden wäre.

Wer es aber unter diesen Umständen noch für einen Gewinn hält, daß sich nach dem Untergang alles macedonischen Gepräges doch wenigstens das byzantinische Griechenthum am Küstenrande gegen slavisches Uebergewicht erhalten habe, mag es den Schutzgeistern der Festung Thessalonika danken. Ich betrachtete sie oft und lange diese prächtigen, weißen, hohen Mauern von Solun,[1] wie sie sich amphitheatralisch über die Hügelkämme und am Hochrande tiefer Erdeinschnitte mit byzantinischen Streitthürmen und Zinnen hinziehen, eine den Slaven des Mittelalters unbezwingbare Schutzwehr. Sechsmal erschienen sie innerhalb 130 Jahren (580 — 710 n. Chr.) mit Heeresmacht, öfter mit barbarischem Belagerungszeug zu Wasser und zu Lande vor der Stadt, wie es Tafel in seiner merkwürdigen Schrift aus unverwerflichen Quellen zum ersten Mal historisch nachgewiesen hat. Mit besonderem Interesse verweilte ich aber bei der jetzigen Derwisch-Einsiedelei, ehemals Kirche und Kastell der heiligen Blutzeugin Matrona außerhalb der nordwestlichen Ausbeugung der Festungs-

[1] Dies ist der slavische Name für Thessalonika.

mauer, wo die Slaven im ersten und zweiten Kriege den Sturm anlegten und durch ein Legendenmirakel des Stadt-Heroen Demetrius bei einem nächtlichen Ueberfalle verblendet wurden.[1] Der hartnäckige und am Ende siegreiche Widerstand der Seehauptstadt Illyricums gegen das slavische Element ist eine eben so merkwürdige als in den Folgen wichtige Begebenheit. Von Solun drang ja die christliche Lehre mit Alphabet und milderer Sitte hauptsächlich in die slavischen Landschaften des Innern der großen Halbinsel bis an die Save und an den Ister vor. Wären aber zur Zeit des Slavenheldenthums auch Thessalonika und Konstantinopel gefallen, hätte die byzantinische Kultur wahrscheinlich schon damals einen ganz verschiedenen Entwicklungsgang gefunden und müßte nicht erst in unsern Tagen zu gemeinsamer Unruhe des Occidents nach ihrer Vollendung ringen. Die Nationen haben ihr Horoscop und die Welterereignisse ihr nothwendiges Gesetz. Beide Begriffe auf das byzantinische Reich, auf seine Vergangenheit und seine Zukunft angewendet, sollen allen politischen Urtheilen und Handlungen in Beziehung auf jene Länder zu Grunde liegen, wenn man nicht aus einem Irrthum in den andern fallen und die erste Thorheit durch eine zweite noch größere verbessern will.

[1] Tafel, de Thessalonica ejusque agro, pag. LXII. Prolegom.

Man ist dieser hellenischen Mummereien als eines unfruchtbaren und nutzlosen Kinderspieles in Europa herzlich satt. Wir möchten einmal im Gegensatze mit den landesüblichen Schul- und Phantasiegemälden nach der Natur gezeichnete Bilder der jetzo in Romanien lebenden Menschen sehen; möchten das Maaß ihres Geistes, die Syntax ihrer gemeinen Rede, den Grad ihres Selbstvertrauens, ihre Vergangenheit, ihre Hoffnungen und ihre Sehnsucht kennen, um mit Hülfe dieser Prämissen künftige Möglichkeiten auszurechnen. Nicht was werden *soll*, sondern was werden *kann* und folglich *wird* und *muß*, ist uns nützlich zu erfahren. Unsere Zeit ist nun einmal voll politischer Kümmernisse und die Wissenschaft selbst nur um diesen Preis geehrt.

Smyrna ist auch eine große Stadt, in welcher Tugend und Sittenstrenge eben nicht die vornehmste Rolle spielen; aber der Gedanke was etwa in der nächsten Zukunft das Loos von Smyrna seyn werde, fällt einem dort gar nicht ein, während man sich in Thessalonika dieses Gedankens nie erwehren kann und selbst bei der eingebornen Bevölkerung ein dunkles Vorgefühl, eine vorüberstreifende Gemüthsunruhe bemerkt, als stünde ihre Stadt auf wankendem Boden und hätte die gegenwärtige Ordnung der Dinge keine lange Dauer zu erwarten. Aber was wird geschehen? Macht es die Lage des Emporiums auf dem Durchschnittspunkt des großen Heerweges (via Egnatia) von

Rom über Dyrrhachium nach Konstantinopolis, und von Nowgorod über Belgrad nach Alexandria und Indien, daß es die Ereignisse früher und empfindlicher berühren als andere Orte desselben Himmelstrichs? Wenn schon zur Zeit des Apostels unter der christlichen Gemeinde von Thessalonika dieselben Besorgnisse herrschten und gleichsam das Tagesgespräch bildeten, so möchte man das politische Unruhegefühl dieser Stadt beinahe für endemisch halten. Das Uebel, d. i. die Furcht vor dem Antichrist und dem Sturz des Cäsarenthrones erreichte damals eine solche Höhe, daß St. Paulus mit einem Trostschreiben helfen mußte. Den Antichrist erwarten sie zwar heute nicht, aber an die Kraft Abdul-Medschids glauben in Saloniki selbst die Osmanli nicht mehr und im Griechenviertel rechnen sie den Zeitpunkt aus, wann St. Konstantin mit Kanonen und Grenadieren über die Donau geht. Wenn ihnen aber St. Paulus schrieb, sie sollten „allzeit lustig seyn und beständig beten, sich aber der Lüderlichkeit und des Betrügens in Handel und Wandel" enthalten,[1] so befolgen sie von diesen Moralien heute noch die erste vollkommen, die zweite zum Theil, die dritte und vierte aber — wenn es nicht zu hart geurtheilt ist — gar nicht

[1] *Πάντοτε χαίρετε. Ἀδιαλείπτως προσέυχεσθε.* Epist. I. cap. 4, v. 16. 17. . . . . *ἀπέχεσθε ὑμᾶς ἀπὸ τῆς πορνείας . . . . . μὴ ὑπερβαίνειν καὶ πλεονεκτεῖν ἐν τῷ πράγματι.* Epist. ad Thessal. I, cap. 4 v. 3. 6.

mehr. Von salonikischer Ueppigkeit zu reden erlaubt die gute Sitte nicht, obgleich diese Seite des Lebens allen Katecheten und Fastenpredigern zum Trotz für den Beobachter fremder Tugendscala wenigstens hier noch immer die ergiebigste Ernte liefert. Weit schlimmer ist der absolute Mangel des Rechtsbegriffes, der zwar im ganzen byzantinischen Reiche nirgend in vorzüglichen Ehren steht, unter den Christen von Thessalonika aber, wie es scheint, nicht einmal als Antiquität zu finden ist. Wie ein Richter in Prozeßsachen das Urtheil nicht nach Parteirücksichten und eigenem Profit, sondern nach Sachlage und strenger Gerechtigkeit fällen, dabei noch in allen Handlungen Gewissenhaftigkeit und praktische Redlichkeit empfehlen könne, will hier Niemanden einleuchten.

Es hat das größte Aufsehen erregt und allgemein als unerhörte, der menschlichen Natur widersprechende und folglich utopische Neuerung gegolten, als Hr. v. Mihanowitsch seinem Tribunal diese Haltung gab und auf dem k. k. Consulate mit stoischer Unbeugsamkeit das Verill der Gerechtigkeit wehen ließ. „So war es in Saloniki nie;" so ist es in Saloniki nicht der Brauch! „Es ist ja ganz gegen das alte Gewohnheitsrecht unseres Platzes, und unmöglich können wir uns an ein Verfahren dieser Art gewöhnen." „Seht nur einmal den Richter, der keine Geschenke nimmt und dem „Vermöglichen und Stärkern" gegen unangesehene Leute nicht allzeit und unbedingt Recht

zuerkennt!" Man begreift auch gar nicht wie es solche Leute nur geben könne. Hr. v. Mihanowitsch und sein Kanzler, Hr. Dubrowitsch aus Ragusa, werden von den Eingebornen als Menschen höherer Art allgemein angestaunt und bewundert, von Niemanden aber nachgeahmt. Daß es um die Tugend, um strenges Recht, um uneigennützigen Sinn etwas Schönes sey, gestehen die Salonikier gerne zu, halten es aber zugleich für mährchenhaft und für unmöglich solche Praktiken auf *ihrem* Platze durchzuführen. Das Recht *üben*, nicht bestechlich seyn und den Beamten das Stehlen verbieten, gilt hier beinahe für engherzigen Pedantismus des Occidents und für lateinische Ketzerei, vor der sich ein Orthodoxer sorgfältig zu verwahren sucht. *Russische* Justizpflege und *russischer* Verwaltungsstyl als congenial und allein dem „alten Brauche Romaniens" angemessen, wird dagegen von Jedermann, besonders von den Vermöglichen gepriesen.

Wir mit unserm sittlichen Gefühle, mit unseren communistischen Mitleidstheorien und in Sonderheit mit unserer ärarialischen Gerechtigkeit sind den Byzantinern allenthalben ein Anstoß und ein Aergerniß. Ueberhaupt scheint gleiche Berechtigung Armer und Reicher im Staatshaushalt und vor dem Gesetz den byzantinischen Christen eben so unzulässig und monströs, als den Muhammedanern die Gleichstellung der Giaur mit den „Gläubigen" durch den kaiserlichen

Erlaß von Gülhane als unausführbare und verdammliche Neuerung galt.

Beide Versuche werden in dieser Weltgegend ewig unausführbar seyn und die Existenz jeder Regierung untergraben, die sich solchen Träumen überläßt. Sultan Mahmud hat sich getäuscht, wenn er den Islam für versöhnlich hielt; die Deutschen aber haben ebenso falsch gerechnet, wenn sie die aristokratische Pleonerie von Byzanz durch Reskripte und politische Katechesen zu übermannen hofften. Wohl stärkere Kräfte als man neuerlich in den Kampf gebracht, sind dieser diamantenen Hyder erlegen. Romanisches Terrain könnte nur eine Sündfluth für unsern Sittencodex empfänglich machen. Unkundige Schwärmer und Metaphysiker glauben freilich nicht was ich sage. Denn gleichwie der Deutsche, nach der witzigen Bemerkung eines Pariser Correspondenten, ein Kamel nicht nach der Natur, sondern aus der Tiefe seines sittlichen Gefühles construirt, so schuf er auch in seiner Phantasie für Ost-Rom politisch-moralische Zustände, die mit der Wirklichkeit im grellsten und oft lächerlichsten Widerspruche stehen und bei den fremden Nationen allerlei Bedenken gegen deutsche Weltanschauung und praktisches Geschick des großen Philosophenvolks erregen. Abendländisches Regiment und Wesen — das ist ein Axiom — kann sich im Byzantinischen nur mit Hülfe der bewaffneten Macht, der Polizei und des unablässigen Zwanges behaupten, wie die Gewalt der

Türken. Fruchtbare Herrschaft dagegen, innere Ruhe und nationales Gedeihen ist in diesen Ländern nur durch die sinn- und glaubensverwandten Russen möglich. Hier wird nicht capitulirt, nicht der Streit durch halbe Concessionen ausgeglichen wie bei uns, wo die Gemüther weich, die Sitten schmiegsam und die Charaktere flüssig sind.

In Byzanz sind die Formen starr, und geometrisch congruente Dreiecke die einzige Möglichkeit. Ich weiß es, wie ungerne man solche Reden hört. Nie kann sich unser Volk mit Slavenglorie und Slavenübergewicht versöhnen; aber wenn die Gewalt der Dinge das Gemüth ergreift, wenn Wahrheit und That lauter reden als edle Leidenschaft und selbst Nationalgefühl, kann das ein Gegenstand der Beschuldigung seyn? Politische Bedeutung und Kraft des uns anwidernden Slaven-Elementes erkennen und in seiner Wirksamkeit nachweisen, ist nicht Verrath an der eigenen Sache; es ist Intelligenz, es ist die natürliche Frucht der Erfahrung, es ist ein Dienst, den man nicht etwa Diplomaten und Regierungsagenten, die unsere Weisheit nicht nöthig haben, sondern allen in ihren Meinungen unabhängigen und nach deutlicher Erkenntniß ringenden Menschen geleistet hat. Man gebe wohl Acht, es wird nicht gesagt, daß Ueberwältigung des byzantinischen Imperiums durch die russischen Slaven ein für Deutschland nützliches und

wünschenswerthes Ereigniß sey und gefördert werden müsse. Im Gegentheile, es wäre viel heilsamer und deutscher Antipathie angemessener, wenn man es verhindern, wenn man die Scythen hinter ihrem Riphäischen Gebirge festbannen und auf dem ganzen Continent der Gräko-Slaven die lateinische Bildung einpflanzen und zur Blüthe bringen könnte.

Wenn aber das großartige Unternehmen in der Art wie es der Occident durchzuführen unternahm, auch bei innerer Möglichkeit des Gelingens dennoch scheitern mußte, was wird erst geschehen, wenn die Natur der Dinge selbst wider uns im Bunde steht? Lasse man es sich nicht verdrießen, unsere Rivalen haben im Byzantinischen überall den Vorzug und wir Deutschen sind dort noch etwas weit schlimmeres als blos verhaßt, wir sind — versteht sich mit Unrecht — geringe geachtet und ausgelacht.

Die Ereignisse sind in der Zwischenzeit weit genug vorgerückt um diesem bis jetzt unerträglichen Bekenntnisse selbst mitten in Deutschland wenn auch nicht Lob doch Duldung zu erzwingen — freilich kein sonderlich geeignetes Mittel sich bei den Leuten zu empfehlen und beliebt zu machen! Ob aber vielleicht nur Macedonien mit seinem Hagion-Oros, seiner Chalkidike und seinem Dorogobuten dem Fremdling so düstere Bilder vormale, und ob vielleicht unsere Sache in Thessa-

lien und bei den eigentlichen Hellenen zu Mali-Sina und Kolo-Petinitza jenseits der Thermopylen besser stehe, und ob wir daselbst mehr Kredit genießen und glänzendere Fortschritte machen, soll der freundliche Leser aus dem nächsten Fragment erfahren.

XII.

Reise von Thessalonika nach Larissa. Zweimonatlicher Aufenthalt in Thessalien.

Der Leser fühlt so gut wie ich selbst, daß der romantische Theil der Reise eigentlich in Saloniki geschlossen ist. Wir nähern uns der Sorge und dem Kampf. Europäische Lüfte wehen aus Hellas über den Olymp herüber und die melancholisch süßen Klänge, welche die Kolchisscenen und der Hagion-Oros in der Seele zurückgelassen, vertönen allmählig auf den einförmigen baumlosen Ebenen Thessaliens und verstummen völlig wie sie der Dunstkreis europäischer Leidenschaft in Zitun berührt. Hellas war nur schön so lange man es nicht kannte, und selbst das gepriesene Tempe sinkt im Preis, wenn man früher den unsterblichen Schmuck immergrüner Paradiese gesehen hat. Kann denn für die Sterblichen allzeit nur das Entlegene, das Unbekannte, das geheimnißvoll Verborgene seinen Reiz bewahren, und verwischen europäische Analysen überall die Seligkeit?

Ich gebe kein Diarium, kümmere mich auch nicht

viel um Längenmaß und Zahl zu mechanischer Verbesserung der Erdbeschreibung. Andere haben es vor mir und mit größerm Geschick gethan als ich es je vermöchte. Nicht um die Natur hochmüthig zu beherrschen und zu überwältigen, bin ich aus der Heimath fortgezogen; ein unwiderstehlicher Hang nach dem Sonnenland trieb mich hin; ich überließ mich duldend seiner Macht, ob ihr vielleicht ein erklärendes Wort über unsere Zukunft, ein Wahrzeichen künftiger Geschicke zu entlocken sey. Denn hier ist der Faden der Ariadne zum Labyrinth abendländischer Verwirrung und Politik. Unglückseliger Gedanke! Beklagenswerthes Loos die Menschen in einer großen Sache gegen ihr eigenes Interesse, gegen die natürliche Strömung der Selbstliebe, der Eitelkeit, der Schwärmerei und der geistigen Verblendung des Irrthums zu überführen! Ich hatte öffentlich und vor ganz Europa die Macht des germanischen Genius über Griechenland geläugnet und den Lebensquell für das wieder erstandene Hellas anderswo als im Occident erkannt.

Mußte ich nicht mit Besorgniß auf die thessalischen Berge hinüberblicken, hinter denen — weniger als 60 Wegstunden von Saloniki entfernt — die Marken des neuen Staates laufen? Vielleicht harren meiner daselbst Demüthigungen und Beschämungen mancher Art, und zeigen mir die Deutschen im Triumph die Schöpfungen ihrer Verwaltungskunst; nicht etwa bloß ihre Landstraßen, ihre Tribunale, ihre hellblauen

wohlgeschulten Bataillone, ihr Schreibercorps, ihre Tabellen, Registraturen und haushohen Aktenstöße, sondern den Volksgeist, den sie angefacht, das Gähren und Rauschen jugendlicher Lebenskraft, das ihr Genie hervorgerufen, das Ineinanderfließen und Zusammenwachsen zweier Nationalitäten zu einem neuen Volke voll Kraft, Munterkeit und Disciplin, wie man es nach solchen Opfern an Weisheit und Gold bei den erfindungsreichen Deutschen allgemein erwarten wollte!

Nur mittelmäßig beunruhigt durch Gedanken dieser Art verließen wir am 21. December (1841) um Sonnenuntergang den Ankerplatz von Saloniki. Zufällig hatte ich im deutschen Consulat die Bekanntschaft eines Herrn *** gemacht, der eines Processes wegen von Turnovo in Thessalien nach Saloniki gekommen war. Der Mann ward als Knabe zu einem reichen Oheim nach Temesvar gebracht, von wo er nach mehr als dreißigjährigem Aufenthalt, und nachdem er durch Unfälle (1837) ein bedeutendes Vermögen verloren hatte, als Wittwer mit zwei Töchtern wieder auf das Erbtheil seiner Familie in Turnovo zurückgegangen war. Neben dem Griechischen und Illyrischen war Herr *** des Deutschen vollkommen mächtig, und nicht ohne große Freude nahm ich den Vorschlag an mit ihm nach Turnovo zu ziehen und einen Theil des beginnenden Winters daselbst in seinem Hause zu verleben. Die Stadt sey nur drei Stunden von Lariſſa, der Residenz des Wessirs

Namik-Pascha entfernt, an den ich durch das kaiserliche Consulat bestens empfohlen war. Um Studien über Thessalien zu machen, sey kein Ort im Lande mehr geeignet als Turnovo, da es als Sitz weiland zahlreicher Türkisch-Garnfabriken jetzt noch eine starke zum Theil wohlhabende Christenbevölkerung und nur etwa vierzig mohammedanische Familien habe. Um der Mühseligkeit und Langweile des achtzehnstündigen Landweges über die angelaufenen Ströme und sumpfigen Niederungen des Golfes zu entrinnen, hatten wir den Abgang eines Segelschiffes erwartet, das eine Ladung Holz von Claritza herübergebracht und Waaren und Reisende als Rückfracht eingenommen hatte. Claritza (wird auch Karitza geschrieben und gesprochen) ist ein christlicher Küstenort am Fuß des wald- und quellenreichen Ossa, Saloniki gerade gegenüber und nur zwei Stunden seitwärts von der Tempeschlucht, durch welche der Weg aus Macedonien nach Thessalien führt.

Zu größerer Bequemlichkeit nahmen wir die Kajüte für uns allein und Herr * * * hatte, ohne zu sagen wer sein Begleiter sey, für je 20 Grusch Fahrgeld ausgehandelt. Wie aber kurz vor dem Aufbruch der Kapitän am Bord erschien und aus Anzug und Accent erkannte daß ein Franke in der Gesellschaft sey, erhob er allerlei Bedenklichkeiten über den eingegangenen Kontrakt: man habe ihn hintergangen; man hätte ihm vorher sagen sollen, wer die Kajüte miethe; die

Zeiten seyen ohnehin nur gar zu schlecht, der Mühe viel, des Gewinnes wenig und folglich müsse er je zehn Grusch weiter auf die ausbedungene Summe legen. Wir machten wohl einige Gegenbemerkungen; aber alles ohne Rohheit, ohne Geschrei und mit der größten Höflichkeit. „Ἡ ἐφεντειά σας, Eure Herrlichkeit behandelt uns gar zu hart; in solcher Weise ist noch kein Schiffspatron mit mir verfahren," sagte Herr *** zum Kapitän, der aber aller Erwiederungen ungeachtet auf seiner Forderung blieb, die ich im Grunde doch nicht übertrieben fand und gerne für mich allein übernahm. Zu Klarißa ist es eben wie in Trapezunt, „der Franke muß vermeintlicher Schätze halber überall mehr bezahlen als der Eingeborne."

Der Kapitän mit seinem Handel zufrieden aß und trank mit uns, während ein leiser Zephyr das Schiff über die ruhige Fläche trieb. Die Morgenröthe fand uns auf der Höhe von Platamona dicht am Fuße des schneebedeckten Olympus, dessen Ausläufer sich hier dem Strande nähern und die natürliche Gränze Macedoniens gegen Thessalien bilden. Hinter uns war das Schlachtfeld von Pydna, vor uns der lieblich runde, noch immer schneelose, bis auf den Gipfel waldbekleidete Ossa im Glanz der aufgehenden Sonne; rechts der hohe Olymp, das halbverfallene Kastell auf dem isolirten Platamonakegel, der Tempespalt, und zwischen Bäumen und Gebüsch einer fetterdigen Deltaniederung, die gelblich schlammige Fluth des

Peneios, an dessen Mündung das Schiff erst gegen Mittag unter mattem Hauch vorüberzog. Welche Erinnerungen in welch engen Raum zusammengedrängt! Um zwei Uhr Nachmittag waren wir am Ziel, hatten aber schon in weiter Ferne vom Meere aus gesehen, wie sich oberhalb des Dorfes auf der Halde mitten im Wald des Ossa die Rauchsäule eines romantisch gelegenen Mönchsklosters in die Lüfte schwang. Das gewerbliche Karitza hat weder Hafen noch Landungsplatz. Die Schiffer trugen uns über die seichte Uferstelle auf ihren Schultern an den buschreichen Strand und mehr als zwei Stunden angestrengter Arbeit bedurfte es, um mit Beistand sämmtlicher Genossenschaft und roher Maschinen das schwere hochkielige Fahrzeug aufs Trockene herauszubringen, da sich die Schifffahrt mit diesem Tage bis zum Frühling schloß.

Ein kleines Geschenk an die albanesische Zollstätte befreite von aller Untersuchungslast und die freundlichen Schkypetaren, die sämmtlich griechisch verstanden, fanden den türkischen Reiseschein vollkommen in Ordnung, obwohl sie ihn verkehrt in die Hände nahmen und thaten als wenn sie ihn lesen könnten. Sogar für möglichst gutes Unterkommen — es ward ja Abend — sorgte der Vorstand der Zöllner in einem leeren Hause. Trocken Holz in Fülle, Nachtlampe und etwas Küchengeschirr ward herbeigebracht und ein epirotischer Junge, der in Geschäften nach Lariſſa ging, rüstete nicht ohne Geschick das gemeinsame Abendessen.

Ein frischer Indian aus Saloniki, eine gebratene Schöpsenkeule, Reis, Wein und Früchte in Fülle gaben ein fröhliches Mahl am Fuße des einst von den Riesen aufgethürmten buschreichen Ossakegels. Das Glück begünstigte uns diesmal in Allem. Wir bedurften dreier Pferde und fanden sie um den geringen Preis von je zwölf Grusch (drei Franken) für den eilfstündigen Weg von Karitza nach Turnovo, aus dessen Umgegend die Eigenthümer der Thiere gebürtig waren. Hätte mich irgend eine magische Gewalt mit Aelians Beschreibung des Tempethales in der Hand unmittelbar von der Schulbank in die Hütten am buschigen Ossa versetzt, um bei anbrechendem Morgenroth durch das romantische Felsenthor in Thessalien einzudringen, hätten vielleicht unruhvollere Träume den Schlummer zu Karitza gestört. Wir schliefen ja am Thore der irdischen Glückseligkeit. Oder ist „Tempe" nicht im literarischen Occident Inbegriff und Sinnbild einer vollendet schönen Landschaft, eines irdischen Paradieses, über das die Natur ihren ganzen Reichthum an Pflanzenfrische, Waldschatten, vollsaftigem Wellenspiel, Blumenflor und immergrünem Schmuck in idyllenhaftem Frieden ausgegossen hat?

Schwärmereien dieser Art sind der Levante fremd. Man kennt wohl die Paßenge, den Schlund, „*τὸ* Boghasi," *τὸ στενὸν, τὸ δερβένι,* auf der Heerstraße von Platamona nach Larissa; aber ungewöhnlich schöne Naturscenen bemerken hier die stumpfen

Gebieter des byzantinischen Reiches eben so wenig als ihre gebeugten Unterthanen. Was ist Tempe? Ist es ein breites oder schmales, oder hoch eingerandetes, am Ende geschlossenes Wald- und Wiesenthal mit vollem Strom in der Mitte wie Kaschmir? oder ist es eine wasserreiche Baumoase wie Damaskus? oder eine vor dem Blicke des Wanderers verborgene Waldöde voll Quellen, voll Stille, voll Lieblichkeit und hochwipfeliger Cypressen wie Gargaphie? Nichts von alle dem ist Tempe. Tempe ist ein Heerweg, ist ein tief eingeschnittenes Rinnsaal, ist ein langes, hohes, busch- und schattenreiches Felsenthor ohne Decke; die Wolken schauen hinein und die Sonne, wenn sie durch die Mittagslinie von Thessalien geht. Doch muß das Bild dem Leser noch immer dunkel bleiben, wenn nicht zugleich ein anschaulicher Begriff des großen innerhalb dieser hohen Pforte liegenden Ringbeckens das Verständniß der romantischen Scenerie erleichtert. Schon das Wort „Ringbecken" erklärt die Natur des Landes, der ebenen, fetterdigen, in der Runde von Bergen eingeschlossenen Gartenmulde, die der Europäer Thessalien nennt. Nur denke man sich diesen thessalischen Bergring nicht glatt und senkrecht wie eine Wand. Es dacht sich nach Innen langsam ab, bildet Halden, streicht stellenweise in Form niedriger Hügel und steiler Vorsprünge regellos in die Ebenen hinaus; auch an Höhe und Massenhaftigkeit sind sich die einzelnen Bestandtheile des Ringes, Olympus,

Pindus, Ossa, Pelion und Othrys nicht einander gleich; nur die Wasser rinnen rund von allen Seiten mit ihrer reichen Gabe an Schlamm in den Mittelpunkt herab. Ein riesenhaftes Amphitheater, ein Colosseum im größten Styl hat die Natur aufgebaut und inmitten der Arena steht Larissa die Metropole am tiefen wellenreichen Peneios.

Der Peneios selbst stürzt vom westlichen Rand herab und wälzt sich in weiten Bogenkrümmungen der größten Länge nach durch die Ebene, aus welcher links und rechts alle Flüssigkeit des Ringes in diese gemeinsame Pulsader zusammenströmt. Das Becken müßte sich mit Wasser füllen und Thessalien wäre heute noch wie in der Mythenzeit ein großer Binnen-See, hätte nicht ein geheimnißvoller Werkmeister vergessener Jahrhunderte den riesig tiefen Spalt im festgekitteten Bergring durchbrochen und der süßen Binnenfluth die Bahn geöffnet. Dieser riesig tiefe Spalt, diese Bahn der süßen Binnenfluth ist das „Tempethal", die Naturnothwendigkeit, der fluthende Bosporus Thessaliens. Nach dem Gesetze der natürlichen Oekonomie muß der Bruch im Punkte der tiefsten Senkung des Terrains und zugleich der dünnsten Scheidewand, des kürzesten Abstandes vom Meere seyn. Diese Bedingungen erfüllen sich im nordöstlichen Theile des Bergringes auf der niedrigen Verbindungslinie des angeblich über 9000 Fuß hohen am Kamm tafelförmig gezogenen Olympus und der sanften

waldreichen Ossa-Pyramide, wo nach dem übereinstimmenden Maße der Alten die Dicke der Ringwand nur 5000 römischen Passus, d. h. 22,769 Pariser Fuß beträgt, die wir in etwas weniger als zwei Stunden in gleichmäßigem Karavanenschritt durchritten sind. Wenn wir nun auch noch bemerken, daß die beiden Riesenpylonen an der äußern Tempepforte, Ossa und Olympus zwar den Strand erfüllen, aber nicht senkrecht ins Meer niederstürzen, sondern wie die Mündung eines Trichters sich links und rechts in lieblichen weitausgreifenden Curven auseinanderbeugen, so läßt der kluge Leser auch ohne unsere Erinnerung durch den schlammreichen Peneios außerhalb des Felsenthores und zwischen den beiden Curven ein Delta von üppig strotzendem Pflanzentriebe bilden.

Von Saloniki kommend, waren wir an der Hypotenuse dieses Deltas vorübergeschifft, und am Morgen nach der Karitza Nacht zogen wir dem rundgeschweiften Fuß des Ossa folgend durch wucherisches Gestrüpp einer romantisch schönen Wildniß in zwei Glockenstunden zum Thor der Schlucht an der Deltaspitze hin. Das Delta ist ein dichter Busch- und Laubholzwald, von Bächen und Kanälen durchschnitten, und inmitten des Geschlinges und der riesenhaften Platanen-Decke überraschte uns der Peneios. Nichts verkündete die Nähe der großen, breit, voll und ruhig strömenden Wassermasse. Wie der Nil, wie Cäsars

Arar schleicht sie ohne Geräusch, ohne Fall und Ungestüm melancholisch durchs Gebüsch. Das unter Bäumen versteckte, von Griechen bewohnte Laspochorion (Schlammdorf) ist die einzige Ortschaft dieser beglückten Oede. Aber in umgekehrtem Verhältniß mit dem Reichthum des Bodens ist die Armuth der Laspochoriaten so groß, daß ihre Häuser nicht einmal aus Holz gezimmert, sondern in Gestalt langgezogener Bienenkörbe aus Weiden geflochten und von innen mit Schlamm verkittet sind. Nur der Pyrgos des türkischen Agha ragt aus Stein gebaut über die Rohrhütten seiner Knechte empor. Dagegen schauen hoch von der Rundhalde des Olympus die drei großen, ebenfalls griechisch redenden, wohl gebauten und freier athmenden Flecken Crania, Pyrgetos und Rhapsana in malerischer Lage auf dem herbstlich bleichen Delta-Wald und das ärmliche Röhricht von Laspochorion herab.

Herrschender Baum an Menge, Pracht und ungeheurer Größe sowohl außerhalb der Schlucht als in ihrem Innern ist die morgenländische Platane. Sie zieht durch den ganzen Tempe-Spalt, füllt alle leeren Räume, engt die Strömung ein und steigt, nicht zufrieden mit trockenem Continent, in üppiger Fülle selbst aus dem vollen Wasserspiegel. Wetteifernd mit diesem schönen Baum drängen sich die Terebinthe, die Granate, der gelbe Jasmin, die Esche, die Steinlinde, Iler die immergrüne Eiche, der Kermes, der

wilde Oelbaum, Arbutus Andrachne mit der röthlich feinen Rinde, Arbutus Unedo, Agnus Castus, besonders Lorbeer in ungewöhnlicher Fülle, Höhe und Pracht, ein unverwelklich grüner Blätterschmuck in die Uferdekoration und bilden beiderseits ein dem Sonnenstrahl undurchdringliches, von Weinreben und lianenförmiger Clematis (Waldrebe) malerisch umschlungenes Schattendach, unter dem der breite volle Strom, an vielen Stellen durch die Ueppigkeit des Pflanzentriebes verdeckt, die sanfte Fluth vorüberwälzt.

Die Platanen hatten zwar (22. December) ihren Blätterschmuck abgelegt; aber das Uebermaß der immergrünen Bäume und Gesträuche, duftendes Gebüsch, Geniste, Cytisus und hoher Rosmarin (nur die Myrte sah ich nicht), bewahrten den Eindruck ewigen Frühlings in der Tempeschlucht. Fluß und Straße füllen häufig die ganze Sole zwischen dem Ossa und Olymp; und doch behauptet der ungebändigte Pflanzentrieb auch hier seine Macht. Der Weg ist breit und sicher, stellenweise aufgemauert oder gar lebendig ausgemeißelt und mit Marmor bekleidet aus dem nahen Bruch. Doch matt und eben wie die 20 bis 30 Fuß unterhalb streichende Wasserfläche verläuft er nicht; er steigt und fällt je nach den Vorsprüngen des Ossa-Fußes wild romantisch, und auf dem höchsten dieser Felsenschwellungen, etwa fünfzehn Minuten innerhalb des Eingangs von Karitza her, blickten wir zurück und sahen durch das bogenlose

Felsenthor das Segment am wolkenfreien Himmel und über die gedrängten Wipfel des Delta-Waldes, die blaue See im Golf von Saloniki. Mehr noch vielleicht als Pflanzentrieb und Immergrün überrascht der Bach- und Quellenreichthum in der Schlucht. Aber nicht von der Höhe stürzt es herab, plätschernd über Wald und Felsenriff wie im kolchischen Melas-Thal; hier bricht es rasch und voll neben der Sole des Wanderers unter dem Gestein der Seitenwände, unter den Wurzeln der Platanen hervor und eilet breitströmend, diamanthell und kühle wie ich es nirgend sah, dem Peneios zu. Welcher Reichthum, welche Frische da vergessen und unbenützt verrinnt! Wo die Silberwelle über die Straße rinnt, blickt der Marmorgrund blendend weiß zwischen grün bemoostem Rand aus dem Spiegel der Flüssigkeit hervor. Die Ossaseite, an der die Straße zieht, ist waldschluchtig eingebrochen und bietet wiederholt deltaförmige Ruheplätze mit hellgrünem Rasen, Blumenflor, Quellen und Gebüsche.

Dagegen fällt der Olympus fast in der ganzen Tempelänge steil und wie durch Künstlerhände durchgesägt in den Fluß herab; doch fehlt auch hier nicht auf allen Punkten der immergrüne Pflanzenschmuck. Mäßig am Eingang wächst die Olympuswand nach dem Stadium an Höhe. Wundervolle Formen, runde Thürme, Bastionen, lange Curtinen, Festungswälle in kolossalem Styl ziehen vorüber bis zum Mittel-

punkt, wo die Schlucht am engsten, die Wand beiderseits am höchsten (man meint über 800 Fuß) und der Charakter der Landschaft am wildesten ist. Hier strichen kalte Lüfte, das Nadelholz erschien oberhalb der Steilwand, graues Gewölke zog eilend über die Gipfel und hoch über den dunkeln Spalt schwebten langflügelichte, fahle Aare des Olympus. In der furchtbarsten Oede der Schlucht ragt von der Spitze eines über 600 Fuß senkrecht hohen Ossafelsens ein zerstörtes Kastell als Thalsperre dicht über die Straße herein. Nur zwei bis drei Stunden, sagte man uns, dringe der Wintersonnenstrahl in diesen Theil der Felsenkluft. Desto lieblicher sind im Sommer das dunkle Pflanzengrün, die Einsamkeit und die Schattenkühle. Wie sich der Spalt von der macedonischen Mündung bis in die Mitte hinein trichterförmig verengt, dehnt er sich von dort gegen die thessalische Mündung im gleichen Maße wieder aus, so daß zwei lange an der Spitze sich berührende Hörner das treueste Bild von Tempe geben. Nur scheint die Tempenatur auf der thessalischen Seite noch reizender als auf der andern zu seyn. Milde, sonnenbeleuchtete Hügel schimmern am Olympusfuß zwischen hohen Bäumen herüber; entzückendes Wiesengrün, Platanenhaine, kühler Quellensprudel und dicht bewaldete Eilande im Peneios selbst bilden die Sommerluft der Leute von Baba, dem ersten Dorfe lieblich zwischen Laubholz, Pinien und Cypressen unmittelbar am

Thor der Schlucht gelegen. Selbst der Fluß verzichtet hier auf seinen schweigsam leisen Gang und wälzt die volle Fluth nicht ohne Gemurmel über das drei Fuß hohe, von Ufer zu Ufer den Strom schief schwellende Wehr hinab. Künstliche Höhlen und grünumranktes Geklüfte zu beiden Seiten des Thales deuten auf geheimnißvolles vergessenes Spiel des Alterthums.

Vor einer dieser Höhlen an der Olympuswand steht nach Erzählung der christlichen Begleiter jetzt noch eine Kapelle der Panagia und an jeder Seite des Eingangs ein hoher Lorbeerbaum. Daphne, sagt die Fabel, vor dem thessalischen Apollo fliehend, ward im Tempe in einen Lorbeerbaum verwandelt. Mit einem Kranz aus den Blättern dieses Baumes auf dem Haupte und mit einem Zweige desselben in der Hand, habe dann Apollo das Orakel zu Delphi übernommen. Zum Andenken kam alle neun Jahre eine delphische Gesandtschaft und opferte feierlich auf dem Altare am benannten Baum. Das war thessalische „Kirmeß" und Sommerfeier des lorbeerreichen Tempethales, vielleicht an derselben Stelle, wo jetzo die Kapelle mit dem ewiggrünen, breitbelaubten Doppelbusche steht! Im Vorübergehen pflückte auch ich einen Zweig und bewahre ihn heute noch neben fahlen Blättern des Thales Josaphat zur Erinnerung an den Temperitt.

Nicht mehr als dreißig Häuser und zwischen Baum-

dickicht eine Moschee zählten wir in Baba, hielten Mittagsruhe und sahen die schöne Landschaft am Tempethor und die malerische Lage ihrer Dörfer an.

Die Abhänge der zu beiden Seiten des Thores hügelicht auseinanderfahrenden Berg-Curven sind auch hier mit bewohnten Orten und mit Ruinen aus dem Alterthum geschmückt. Hier erblickten wir zuerst das berühmte und durch seine Türkisch-Garnfärbereien weiland auch in Europa wohl bekannte Ampelakia links ober uns auf der Ossa-Halde mit der Aussicht über die große thessalische Ebene einsam an Felsenwände hingelehnt.

Ampelakia sieht nicht in das Innere der romantischen immergrünen Schlucht herab, und in Baba selbst, obgleich schon innerhalb des Ringbeckens, ist der Blick noch eingeengt. Erst wie man die kleine, baumreiche, etwas über eine halbe Stunde lange und von niedrig streichenden Hügeln eingerundete Ebene von Makro-Chorion (Langendorf) überschritten hat, öffnet sich der weite Horizont und erscheint auf einmal in monotoner Majestät die ungeheure, länglichtrunde, spiegelglatte Binnenfläche Thessaliens, und wie Nebelschatten schwamm in dunkler Ferne das Minaregewirre von Larissa. Sieben gute Stunden hatten wir noch bis Turnovo. Wie die Sonne hinter Agrafa unterging, kamen wir unweit dem türkischen Dorfe Kastklar zur Peneios-Fähre und erreichten, im Zwielicht des halb verhüllten

Mondes über die Fläche ſtreichend, erſt nach acht Uhr Abends unſer Ziel.

Nach dem neueſten Stande der byzantiniſchen Studien weiß auch der nur mäßig unterrichtete Leſer ohne Mühe, daß Turnovo (*Τύρνοβος*) kein griechiſcher, ſondern ein rein ſlaviſcher Name ſey und auf Deutſch mit „Dornheim" zu überſetzen wäre. Zum Unterſchiede von der alten bulgariſchen Hauptſtadt gleiches Namens zwiſchen Balkan und Donau wird das nordiſche „Groß-Turnovo", das ſüdliche theſſaliſche aber „Klein-Turnovo" genannt. Zum Troſte vieler ſey es aber gleich voraus bemerkt, daß im Laufe der Zeiten und der Verwandlungen die griechiſche Rede in Klein-Turnovo zwar der Hauptſache nach die Oberhand gewonnen, aber nicht wenige Slavismen in die Familien- und Umgangsſprache aufgenommen habe. Hinter der nördlichen Abdachung des Olympus reden die „Römer", d. i. die Griechen noch diſtriktweiſe ſlaviſch; auf der ſüdlichen dagegen iſt nur noch ein ſchwacher Beiſatz geblieben, der in der Richtung gegen das freie Griechenland immer dünner wird; aber ſelbſt im Peloponnes und beſonders im Taygetos noch jetzt nicht gänzlich erloſchen iſt. Gleich in der erſten Nacht ſchwärmten junge Turnobiten ſingend durch die Straße an unſerm Haus vorüber:

Καθὲ χωριὸ καὶ ζαχόνη,
καθὲ μαχαλᾶς καὶ τάξι,

Jedes Dorf hat sein Gesetz,
Jeder Flecken seinen Brauch.[1]

Die Stadt selbst — denn ihre Gestalt und Lage zu erforschen war im Laufe des folgenden Tages das erste Geschäft — ist auf dem der Tempeschlucht entgegengesetzten nordwestlichen Saume der großen Ebene, auf spiegelflachem Terrain nur etwa 500 Schritte von dem nackten Steinhügel-Rand erbaut, der als Ausläufer vom Olymp herüberstreicht und das erste amphitheatralisch über die Central-Ebene gegen den Pindus aufsteigende Stufenland vermittelt. Längs dem Nordrand der Ebene, ungefähr drei Wegstunden von Turnovo, beginnen die mit Oleaster und Grüneichen bewaldeten Halden und Vorberge des Olympus, dessen kühner, lang gezogener, breiter Tafelkamm sich riesig über alle Berge des Ringbeckens hebt und im Winter den Glanz seiner Schneelager, im Sommer die erquickende Kühle seiner Alpenlüfte über die weite Ebene versendet. Neben diesem gewaltigen Bau spielt selbst der waldige Ossa-Kegel mit allen übrigen Rand-Kanten eine mehr als bescheidene Figur.

Turnovo hat eine mehr dem europäischen Style nahende Bauart, wie man sie unseres Wissens in keiner Stadt des türkischen Reiches wieder findet. Die Straßen sind meistens breit, gerade und durchschneiden sich mit Zierlichkeit in rechten Winkeln; sie sind oder waren vielmehr mit großen Kieselsteinen kunstreich

[1] Ζαχόνη ist slavisch und Μαχαλλᾶς türkisch.

gepflastert, selbst Hochpfade fehlen nicht und häufig laufen sogar offene Kanäle in der Mitte. Im Ganzen ist es etwa die Figur eines länglichten Vierecks, das mit seinem Ostende an das breite, hier aber meistens wasserlose Bett eines wilden Stromes reicht, den die Einwohner Xeraï, die Gelehrten Saranta-Poros (40 Furten) und die europäischen Commentatoren des Alterthums Titaresios nennen. Er kommt aus den Schluchten des Olympus über die Hochebene Alasona und hinter dem Steinhügelrand südlich von Turnovo auf die Ebene heraus, macht eine rasche Krümmung nach Norden zum Fuß des Olympus zurück und fällt durch neue Zuflüsse getränkt und perennirend weniger als eine Wegstunde außerhalb der Tempe-Schlucht in den Peneios.

Wann der Schnee im Gebirge schmilzt oder Wetter niederrauschen, wälzt er eine furchtbare Wasserfluth mit donnerndem Gebrumm an Turnovo vorüber. Zur Nachtzeit hörten wir den dumpfen Ton der rollenden Wogen bis in den entlegensten Theil der Stadt herein. Unter allen Umständen aber sichert eine Steinbrücke von sechzehn eleganten Bogen die Verbindung mit dem entgegengesetzten Ufer und mit der Straße nach Larissa. Der Eindruck der Stadt Turnovo auf das Gemüth des Fremden ist durchgehend luftig, heiter, leicht und offen, weil die Häuser der Insel-Vierecke meistens niedrig aber geräumig und durch Gemüsegärten, weite Höfe und lehmum-

mauerte offene Plätze mit großen Holzthoren von Nachbar und Straße geschieden sind. Ein erhöhtes Gelaß oder ein Stockwerk auf dem Erdgeschoß ist Regel der Turnobiten-Architektur. Romantisch ist das freilich nicht, denn auch an Schatten und Grün ist in Turnovo kein Ueberfluß. Hie und da eine Gruppe weißer Maulbeerbäume, eine Rebe auf der Gartenmauer, ein Aprikosenbusch, eine Platane am Brunnen ist der ganze Schmuck. Aber auch nichts beengt in Turnovo den Sinn, und der breite Olympus sieht überall in die Straßen herein.

Um vor der Brücken-Mauth unbelästigt zu bleiben waren wir vorigen Abend im Mondlicht durch das trockene Strombett geritten und durch einen weiten Mauerbruch über öde Plätze in unsere Wohnung gekommen. Ein Drittheil der Häuser, die im ersten Decennium dieses Jahrhunderts noch von wohlhabenden und gewerbfleißigen Griechen bewohnt waren, ist seitdem verschwunden und ganze Quadrate an der zum größern Theil geebneten Umwallung haben sich in Kürbisfeld und leeren Weideplatz verwandelt. Doch klage der Leser über diesen Verfall nicht die Türken an! Turnovo, von der Natur zum stillen Glück des Landbaues angewiesen, ward durch die Umstände ein Manufaktur-Ort und folglich war auch sein Glanz nur ein erborgter, sein Loos ein erkünsteltes und sein Reichthum vom Wechsel der Zeit, der Mode und der Industrie bedingt. Die englischen

Spinnereien und der Fortschritt der Chemie und ihre schwunghafte Anwendung auf die Künste des Lebens im Occident haben die Blüthe von Turnovo, Ampelakia und Tscharnitschena in Thessalien zerstört. Jedermann kennt ja Ampelakia und das roth gefärbte türkische Baumwollengarn, mit welchem noch während des Continentalsystems dieser zur höchsten Blüthezeit nur etwa 4000 Seelen zählende Flecken auf der Ossa-Halde ausschließlich nicht blos die benachbarten Provinzen der Türkei, sondern auch die westlichen Christenländer, besonders aber Deutschland versorgte. Pesth, Wien und Leipzig waren die Hauptniederlagen und Mittelpunkte des „türkischen" Garnhandels und unglaubliche Summen flossen aus den westlichen Landen nach Thessalien.

Beaujour in seinem *Tableau du Commerce de la Grèce* und aus ihm Urquhart haben Art, Epoche, Blüthe und Verfall dieser Ampelakia-Industrie weitläufiger besprochen, beide aber den Antheil vergessen, welchen Turnovo und Tscharnitschena, jedes unabhängig und für sich, am reichen Ertrag der Färbereien hatte. Der Vater des Hrn. ***, in dessen Hause ich einen Theil des Winters verlebte, hatte auf diesem Wege ein großes Vermögen erworben und die schöne Wohnung aufgerichtet, die unter Familienstreit, Prozeß, Unglück und Zwietracht seiner Kinder, wie alles in Turnovo, schon wieder zu Grunde geht. Der Boden von Thessalien hat sich nicht geändert,

er gibt heute noch wie damals jährlich an 3000 Ballen Baumwolle. Auch die Liebe zu Arbeit und Gewinn ist in Nord-Thessalien mit der Hand-Manipulation in Weben, Spinnen und Färben dieselbe geblieben wie sie vor fünfzig Jahren war; aber „die Deutschen kaufen unser Garn nicht mehr, sie färben es jetzt selbst," sagte ein Empiricus von Turnovo, der lange in Ampelakia gelebt und jetzt, versteht sich ohne Studien, die Heilkunst übt.

In Tscharnitschena, wohin ich später kam, ist dieselbe Klage: „Die Deutschen kaufen unser Garn nicht mehr, sie färben es selbst, wir müssen zu Grunde gehen, weil wir mit den Maschinen und Zauberkünsten des Occidents nicht zu concurriren vermögen." In Thessalien hat die Maschine noch nicht den Menschen vom Brod verdrängt wie in Europa; aber leider geht die Liebesgluth der Deutschen, ob sie gleich warme Philhellenen sind, doch nicht so weit, um die theure Handarbeit der Thessalier dem wohlfeilen Maschinen-Produkt der Britten vorzuziehen. Nicht blos Deutschland ist dem türkischen Gespinnst verschlossen, brittische Industrie hat es sogar in der Türkei selbst vom Markt verdrängt. Maschinengesponnene Seide verkauft man in Larissa zu unglaublich niedrigen Preisen, und doch weben sie zu Ampelakia (*ὑφαίνουν, ὑφαίνουν ἀχόμη*) noch immer fort, färben in Turnovo und haspeln Seide ab in Tscharnitschena, um den Triumph des ausländischen Nebenbuhlers wenigstens auf eigenem

Boden noch streitig zu machen. Kann man es diesen Leuten übel nehmen, wenn sie streng conservativen Prinzipien huldigen und sich leidenschaftlich gegen das maßlose Fortschreiten und ewige Verbessern der Künste erklären? Nach den Vorstellungen der Weisen von Ampelakia hätten die öffentlichen Zustände den möglichsten Grad der Vollkommenheit erreicht, sobald die Thessalier allein das türkische Garn färben und die Deutschen es zu sehr hohen Preisen bezahlen. In Turnovo ertragen sie den Umschwung mit Resignation, weil die Verletzten bereits verkommen oder weggezogen und ihre Häuser eingefallen sind. Aber in den beiden andern Orten schmollen sie auf den Trümmern ihres Glückes mit dem ganzen Occident in thörichter Empfindsamkeit; und namentlich werden zu Ampelakia fremde Europäer, kommen sie nicht des Handels wegen, häufig geschmäht und ausgetrieben. In Tscharnitschena jagt man sie zwar nicht fort, besonders wenn sie in guter einheimischer Begleitung kommen, begegnet ihnen aber allenthalben mit so viel Zurückstoßung und beleidigender Kälte, daß sie selbst gerne so schnell als möglich weiter ziehen, wie es mir in einigen der besten Christenhäuser des Orts begegnet ist. Ein häßlicheres Amphibium als der europäisirte Handels-Grieche auf seinem byzantinischen Boden besteht in der Natur der Dinge nicht.

Im Grunde ist es, wie ich mir zeigen und erklären ließ, der jetzo in Europa so allgemein ver-

breitete Krapp mit Ginster und der Kalipflanze für Pottasche, was lange fort das ausschließliche Glück der benannten drei Gemeinden Thessaliens machte.[1] Nur sind diese Farbekräuter nicht seit undenklichen Zeiten, wie ich es dachte, sammt der kunstreichen Benützung auf thessalischem Boden einheimisch, sondern erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch die Türken ins Land gekommen, was man nirgend besser wissen kann als in Turnovo selbst.

Die Stadt mit den weiten, geradwinklichten Straßen und der Färber-Industrie ist ein Bauwerk des klugen Häuptlings Turchan-Beg, unter dessen Anführung Thessalien bleibend unter türkische Botmäßigkeit gerieth. Die Annalisten beider Theile übergehen, wie allzeit wenn es sich um stille Werke des Friedens und der bürgerlichen Wohlfahrt handelt, den Einzug der Osmanli in Lariſſa und die Kolonisirung der Centralfläche Thessaliens durch seldschukische Türken aus Ikonium sammt ihrer asiatischen Industrie mit Stillschweigen. Aber das Andenken hat sich unter den alten türkischen Familien durch mündliche Ueberlieferung und eine noch bei der Hauptmoschee aufbewahrte Lebensbeschreibung Turchan-Begs bis

[1] Nach Leake ware es die auf den Bergen Kleinasiens wildwachsende und von den Einheimischen Λιζάρι genannte Wurzel, aus der man das schöne Roth gewinne. Dieselbe Wurzel, wenn künstlich angebaut, schade der Farbe und sey, wie die erkünstelte Andacht, ohne Kraft.

auf diese Stunde fortgepflanzt. Der alte, reiche, menschenfreundliche und gerechte Türke Hadschi-Oghlu von Turnovo erzählte oft und weitläufig wie Turchan-Beg mit seinen Begleitern von Lariſſa (Jeni-ſchehir) herausgeritten kam, wie er am Waſſerteich vom Pferde ſtieg, zuerſt ein Bethaus und dann die Stadt bauen ließ, die er von den Hechten des Teiches Turnavo,[1] d. i. „Hechtenheim" genannt habe. Der Civilgouverneur des Ortes will aus derſelben noch aufbewahrten Biographie Turchan-Begs wiſſen, daß die bleibende Beſitznahme des Landes durch die Osmanli und die Erbauung Turnovos unter Sultan Murad II. dreißig Jahre vor der Eroberung Konſtantinopels (1453) Statt gefunden habe. Daſſelbe hat man Hrn. Urquhart zehn Jahre früher mit dem Beiſatze erzählt: die Osmanli wären nur auf Bitten der chriſtlichen Bewohner Lariſſa's gekommen, um das Land von der drückenden Herrſchaft eines ſlaviſchen (ſerbiſchen) Häuptlings zu befreien. Weil aber Turchan-Beg mit ſeinen 5000 Streitern das Land gegen die feindlichen Slavenſtämme im Pindus und der nördlichen Gebirge nicht zu beſchützen vermochte, habe er fünf bis ſechs tauſend ſeldſchukiſche Familien

[1] طورنه *turna* heißt auf türkiſch allerdings „Hecht"; aber der Ausgang des Wortes gehört einer andern Sprache an, und die Byzantiner nennen lange vor dem Uebergang der Türken nach Europa in dieſer Gegend den Ort Τέρναβος.

aus der Umgegend von Ikonium in Asia Minor zur Auswanderung nach Thessalien bewogen und sie als Militär-Kolonien, mit der Fronte gegen den Olympus, in einer Reihe von zwölf neuerrichteten festen Dörfern auf der Centralfläche nördlich von Larissa angesiedelt. [1]

Im Rücken dieser permanenten kriegerischen Linie ward gleichsam als Hauptquartier und Sitz des Oberbefehlshabers Turnovo errichtet und auf Turchans Bitte vom Sultan Murad mit großen Freiheiten ausgestattet. Turchan war ein kluger, billiger und duldsamer Mann, der alle Glaubensbekenntnisse mit gleicher Gerechtigkeit behandelte und namentlich bedrängten Christen eine Freistätte in seiner neuen Stadt errichtete. Zehn Jahre bezahlten fremde Ansiedler keine Abgaben, und dann waren Kopfgeld und Zehnten die einzige Leistung, die sie dem Stifter und seinen Nachkommen auf „ewige Zeiten" zu entrichten hatten. Kein Pascha durfte in die Stadt, keinem türkischen Heerhaufen war der Durchzug gestattet, auch Frohndienste konnten nicht gefordert werden, und zu mehr Sicherheit wurden diese Privilegien unter den Schirm der Religion gestellt und

[1] Zwei von diesen ikonischen Kolonistendörfern, Balamur und Dereli (Thalheim) fanden wir gleich beim Eintritt von Tempe auf die Ebene, Baba gegenüber. Durch Tatar, Kasiklar, Tschaier (Wiesen), Missalar und Karadsch-Oghlan sind wir ebenfalls gekommen.

der Grundbesitz als Tempelgut, als Lehen (Vakuf) der islamitischen Metropolis von Mekka erklärt und so aller weltlichen Controle entrückt. Bis zum griechischen Aufstand und zu Sultan Mahmuds Reformen blieben alle diese Privilegien in der Hauptsache unangetastet, und die Nachkommen des Stifters sind heute noch im Besitz der ersten lokal-obrigkeitlichen Stelle. Aber Niemand würde jetzt dem Wesir Namik-Pascha den Eintritt verwehren, und die zuchtlose Soldateska hatte während des griechischen Freiheits-Kampfes oft in Turnovo Quartier genommen.

Turchan-Beg war aber nicht blos Soldat; er besaß die Kunst des Friedens, der Erhaltung, des Verwaltens und der Schöpfung bürgerlicher Glückseligkeit in nicht geringerem Grade. Er gehörte in die Zahl jener seltenen und bevorzugten Wesen, deren Trefflichkeit und geniales Wirken Jahrhunderte umfaßt, weil es unversiegbare Quellen des Segens und der Wohlfahrt auch den künftigen Geschlechtern öffnet. Nicht blos an Tapferkeit und kriegerischer Disciplin waren die Türken den byzantinischen Christen überlegen; die Türken übertrafen sie noch insbesondere in vielen nützlichen, einträglichen und das bürgerliche Daseyn verschönernden Künsten, die als altes Erbtheil des Orients zu betrachten sind. Am auffallendsten aber zeigte sich türkisches Uebergewicht, wenn man den genialen Blick, mit dem ihre Führer die praktische Seite des öffentlichen Lebens erfaßten, mit den

läppischen Concepten der blödsinnig im Labyrinth dogmatischer Spitzfindigkeiten herumfaselnden Staatsmänner von Byzanz vergleicht.

Mit den Farbekräutern und ihrer kunstreichen Benutzung brachte Turchan-Beg zugleich die übrigen Fertigkeiten nach Thessalien, die mit gewinnreicher Verarbeitung der Seide, der Baumwolle und des gemeinen Vließes verbunden sind. Und war Turnovo auch Mittelpunkt und gleichsam Lieblingsresidenz der neuen Pflanzenwelt und der neuen Industrie, umfaßte der intelligente Eroberer und Bildner in seiner Sorgfalt doch das ganze Land. Brücken, Einkehrställe, Brunnen, Kaufbuden, Bäder, steinerne Garnwäschen, Mühlen, Gotteshäuser und Schulen, wovon das Meiste heute noch besteht, wurden mit sicherm Takt inmitten der bankerotten Gräko-Slaven als frische Lebensknospen am rechten Orte angelegt. Nur weiß ich nicht ob die Turnobiten nicht gar zu selbstgefällig sind, wenn sie den weißen Maulbeerbaum mit dem Seidenblatt auf ihren Feldern für älter halten als die Anpflanzung desselben in Saloniki, um Adrianopel und sogar bei Prusa in Bithynien. Mit größerm Rechte vielleicht mögen sie auf die Schönheit ihres Baumes eitel seyn; denn sicherlich muß das ungewöhnlich breite, glänzende, dunkelgrüne Laub des thessalischen Maulbeerbaums, besonders auf den Feldern des von Turnovo etwa vier Stunden entlegenen Tscharnitschena, im Vergleiche mit andern

jeden Fremden überraschen. Auch kann man die Handfertigkeit im Spinnen und gewisse traditionelle Kunstgriffe in Behandlung der Seidenraupe und ihrer Pflege, wie man sie wegen der größern Weichheit und Vollendung ihres Produktes den Thessaliern vor allen Gegenden der Levante von jeher zuerkannte, sogar jetzt noch nicht läugnen.

Im Gegensatz mit europäischem Brauch — man hatte es vor mir schon Hrn. Urquhart erzählt — werden in Thessalien nicht die Blätter am Maulbeer-Baume gepflückt, sondern die jährlichen Sprossen abgeschnitten, weil in dieser Weise nach der gemeinen Vorstellung das Blatt an Saft und Fülle gewinnt und auch die Raupen lieber auf die Zweige kriechen, deren Reinhaltung erleichtert, Trieb und Schwellung aber gefördert werde. Unter solchen Umständen ist es gar nicht zu verwundern, wenn Turnovo um die Mitte des 17. Jahrhunderts, nach dem Bericht des Engländers Brown, „eine große und lustige Stadt mit achtzehn Kirchen und nur drei Moscheen gewesen ist," und sogar Mohammed IV. bezaubert durch die Pracht der grünen Ebene, mit dem ganzen Gefolge seines asiatischen Hofes wiederholt daselbst seine Residenz aufgeschlagen und Turchan-Begs alte Lieblingsschöpfung zum Tummelplatz der Serai-Intriguen, des Hofjurus, der Kranichjagd und der an der hohen Pforte unterhandelnden und hündelnden Diplomaten der Christenheit verwandelt hat. Das Hoflager des

Padischah war zu jener Zeit noch Mittelpunkt der europäischen Dinge und die türkische Monarchie für sich allein noch weit mächtiger als die Gesammtmasse der uneinigen, in gegenseitiger Eifersucht erbosten, geldarmen, zuchtlosen und schlecht regierten Staaten des christlichen Occidents. Christliche Ohnmacht war türkischer Kraft gegenüber so flagrant und die Rolle der stolzesten Nationen des Evangeliums vor dem „Chaliphen der Gläubigen" so ärmlich und hülflos, zugleich aber so bettelhaft und zudringlich, daß sie ein unaustilgbares heute noch fortlebendes Gefühl der Geringschätzung und Verachtung gegen alles Christenwesen im Herzen des türkischen Volkes zurückgelassen haben.

Ambassadeurs und *Ministres plénipotentiaires* des Imperators von Deutschland, des Königs »de France et de Navarre«, und des Czars von Moskovien wurden an der hohen Pforte offiziell beohrfeigt und zur Thüre hinausgeworfen, kamen aber, nach der mündlichen Bemerkung eines Türken, wie gepeitschte Hunde immer wieder schweifwedelnd gleichsam zu ihrem Gebieter und Brodherrn bei der andern Thür herein. Niemand wird vermuthen, Louis XIV. und die andern Potentaten der Christenheit haben die Verübung solcher Unwürdigkeiten an ihren Repräsentanten aus Mangel an Selbstgefühl verschluckt. Es war Machtlosigkeit und die alte Gewohnheit Europas vor dem Padischah und dem Allah-Ruf seiner streitgeübten

Miliz zu zittern, was ihren Arm lähmte und die verzagten Seelen der „Giaur" zu racheloſer Geduld ſchmachvollen Schimpfes zwang. Sogar ein dunkles Vorempfinden, als wäre die türkiſche Monarchie der Schlußſtein des neuern Staatenſyſtems, und würde mit ihrer ſchon damals geträumten Auflöſung zugleich das vermittelnde Element und der heilſame Damm zerſtört, der noch die giftigen Leidenſchaften der chriſtlichen Staaten in Schranken oder gleichſam in der Schwebe hielt, wollen kluge Beobachter in der europäiſchen Politik ſchon während der Herrſchaft Sultan Mohammeds IV. (1648 bis 1687) erkennen. Gilt Abd-ul-Medſchid für ſich und ſein Haus heute auch nur noch im gutmüthigen Glauben ſeiner Unterthanen, nicht aber dem Weſen nach wie ſeine Vorfahren im 17. Jahrhundert als Lenker und Mittelpunkt der politiſchen Bewegungen, ſo hat doch das byzantiniſche Reich objektiv von ſeiner univerſellen Bedeutung nichts verloren. Und könnte man, anſtatt mit einfältigen Projekten am todten Buchſtaben des türkiſchen Geſetzes zu rütteln, das regierende Haus zur alten Energie und Genialität erwärmen, ſo wäre auf dieſer Seite mit der kleinlichen Eiferſucht der Potentaten alle Noth der Zeit beſchwichtigt. Lieber noch als das Uebergewicht Seinesgleichen duldet man tyranniſche Laune, Druck und Schmach von fremder Gewalt, wenn ſie nur alle Rivalen mit gleichem Maße demüthiget und niederdrückt.

Kein Volk kann sich mit größerm Rechte über seine Fürsten beklagen als die Türken, weil alle Schuld verlorner Herrlichkeit des Reiches dem Abfall des regierenden Hauses von der alten Sitte, Zucht und Energie beizumessen ist. „Höre nicht auf die Einflüsterungen der Weiber; der Schatz sey allzeit gefüllt, selbst um den Preis der Volksbedrückung; der Sultan sitze allzeit zu Pferd und das Heer sey immer in Thätigkeit", war der letzte Rath des sterbenden Groß-Wesirs Mustafa Köprili an eben diesen Mohammed IV. den Kranichjäger von Turnovo. Zu Pferde saß er freilich das ganze Jahr, aber nicht an der Spitze der Heerschaaren, die Wien und Candia stürmten; *Mohammed IV. regnoit et ne gouvernait pas.*

Das Andenken an jene Zeiten des Glanzes und der Pracht hat sich durch mündliche Ueberlieferung in der jetzt so geräuschlosen öden Stadt zum Theil noch immer fortgepflanzt und man erzählt noch vom großen stadtähnlichen Zeltlager des Padischah, von den vergoldeten Kugeln, vom Drängen der Falkeniere, Jäger, Diener, Segbane (Hundewärter), Paschen und Gesandten sämmtlicher Staaten der Christenheit, von Ragusa bis zum römischen Imperator, mit ihrem Gefolge und in ihrer einheimischen Sitte und Tracht. Nur sind die 18 christlichen Kirchen in Turnovo jetzt auf zwei herabgekommen und dagegen die Moscheen von drei auf sieben angewachsen, obgleich der Ort heute wie damals überwiegend christlich ist.

So lange die hohe Pforte keine ernsthafte Gefahr von Seite der christlichen Völker witterte und besonders die Politik der Czare nicht kannte, war sie gegen die griechischen Unterthanen viel nachsichtiger und duldsamer als man gewöhnlich glaubt. Die Verfolgung und Verkürzung alt verbriefter Freiheiten begann erst mit dem Erscheinen der Moskowiter auf der Bühne, bis endlich der große Aufstand in unsern Tagen mit den Schöpfungen des langen einheimischen Friedens und der Industrie auch alle Verträge, Berate und Privilegien der frühern Zeiten in Thessalien wie überall in der Türkei zerstörte und zerriß. „Die Angli und die Nemtzii sind Griechenfeinde und hindern uns die Türken aus Thessalien zu treiben," sagte der Empiricus und stellte auf meine Frage um den numerischen Belang der beiden feindlichen Volksstämme das Verhältniß wie Eins zu Zehn bis Fünfzehn, indem er die thessalische Türken-Bevölkerung auf etwa 25,000 Familien, die christliche aber aufs zehn- bis fünfzehnfache berechnete, was eine offenbare Thorheit ist. Denn in Thessalien haben sich die Türken nicht blos in den namhafteren Städten, wie es allenthalben ihre Sitte ist, zum Nachtheil der alten Einwohner massenhaft zusammengedrängt; sie haben wegen der vorzüglichen Fruchtbarkeit und Schönheit des Bodens unter Anleitung des weisen Turchan-Beg das offene Land, d. h. die fette Central-Gartenfläche des Ringbeckens in Besitz genommen, so daß

den Christen nur die rauheren, zum Theil wasserlosen und magern Berg- und Hügeldistrikte übrig blieben.

Am allerungünstigsten stellt sich das Verhältniß begreiflicher Weise in der Hauptstadt Larissa heraus, wo man auf eine Bevölkerung von 36,000 bis 40,000 Türken-Seelen nur etwa 400 jüdische und beiläufig eben so viele griechische Familien zählt. Eben so, wo nicht noch schlimmer, ist es zu Pharsalos bestellt, das man mit gutem Gewissen eine rein türkische Stadt nennen darf. Bis zur Unterdrückung der Janitscharen wurde von den trotzigen Moslimen dieses nahe an 700 Haushaltungen fassenden Ortes kein Christ in ihrer Mitte geduldet, jetzt haben sich eine kleine Anzahl, wenn wir recht notirten, sieben oder acht arme christliche Familien der untersten Volksklasse als Pächter, Krämer, Handwerker und Pferdevermiether am äußersten Saum der Stadt und gleichsam in den abgelegensten Schmutz- und Kothgassen eingenistet.

In den beiden Städtchen Thaumako am Südrande und Alasona am Nordende Thessaliens ist die Bürgerschaft nach übereinstimmender Schätzung zur Hälfte griechisch und zur Hälfte türkisch; in Trikala dagegen, der zweitgrößten Stadt des Landes, wohin ich aber nicht selbst gekommen bin wie in die vorgenannten Orte, soll das griechische Element selbst jetzt noch unbedeutend seyn. Ausschließlich griechisch ist von bedeutenden Orten nur Ampelakia, dann das bulgarische Tscharnitschena, besonders aber das

Municipium der Halbinsel Trikkeri auf dem östlichen Abhange der Pelions-Kette, was dem alten Lande der Magneter entspricht und jetzt die slavische Benennung Zagóri trägt, obwohl die Sprache, der dieses Wort angehört, schon längst erloschen ist. Selbst im Hügelland zwischen Larissa und Pharsalus, was man im Alterthum die Hundsköpfe (Cynoscephalae) nannte, trafen wir ganz türkische Dörfer an. Das genaue Verhältniß beider Bestandtheile herzustellen, ist indessen für einen durchreisenden Fremden nicht leicht möglich, weil die Fragen nach Maß und Zahl in solchen Dingen überall schwer zu beantworten, in der Levante aber häufig auch noch verdächtig sind. Nur merkte ich bald genug, daß beide Parteien den Gegner verkleinern und nebenher sich selbst so hoch als möglich tariren. Für sich selbst kennt freilich jeder Ort die Zahl seiner Familien, die ganze Provinz umschließende Angaben aber bleiben immer schwankend und zweifelhaft.

Wer die christliche Bevölkerung Thessaliens auf das Doppelte der türkischen stellt, hat sie wahrscheinlich überschätzt. Hätte die Pest im vorigen Jahrhundert nicht wiederholt und ausschließlich die ikonischen Pflanzdörfer der Ebene heimgesucht und das sinnlose Rekrutirungsgesetz im gegenwärtigen die Reihen der thessalischen Türken kläglich gelichtet, so würde das Verhältniß für sie ein noch günstigeres seyn. Vor hundert Jahren, sagt die

Turnobiten-Tradition, wüthete die Seuche unter den „Koniarides" so stark, daß es schien als sollten diese Kolonien völlig von der Erde verschwinden. Mehrere Dörfer starben fast gänzlich aus oder konnten sich bis heute von ihren Verlusten nicht erholen. Das große Koniari-Dorf Mati auf dem Weg nach Alasona, unmittelbar am Fuße des Paßüberganges aus der Central-Ebene auf das Plateau, trägt die Spuren dieser „göttlichen Züchtigung" in auffallenden Zeichen an der Stirne: kaum der dritte Theil ist noch bewohnt, das Uebrige rasirt und mit Gestrüpp unter altem Gemäuer bedeckt. Das größte Hinderniß der Volksvermehrung liegt bei den Türken in der unerbittlichen Strenge der öffentlichen Moral, die keine Bastarden duldet und den Verkehr der Geschlechter überhaupt nicht mit derselben gegenseitigen Geduld und Freiheit, und mit derselben Rücksicht auf menschliche Gebrechlichkeit behandelt wie die mildere Sitte der Christenheit, wo nach der Lehre der Oekonomisten Macht und Reichthum der Staaten im geraden Verhältniß mit der Volksmenge steht.

Ehrenhalber konnten die besiegten Griechen hinter den Ueberwindern nicht zurückstehen, und so ward türkische Herrschaft, gegen die man in der Bücherwelt so mancherlei deklamirt, am Ende noch ein wahres Correctiv christlicher Unsitte und Liederlichkeit. Nur kommt den Griechen der Umstand zu Gute, daß sie unter allen Umständen und ohne alle weitere Sorge

für Pflege, Nahrung und Zukunft eine möglichst zahlreiche legitime Nachkommenschaft zu erzielen sich im Gewissen für verpflichtet halten. Im Grunde meinen sie, wie die europäischen Glückseligkeits-Krämer, Macht und Sieg liege in der Zahl. Der türkischen Bevölkerung Thessaliens dagegen brachte die Freierklärung Griechenlands einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs, da sich die Reste der albanesischen Muhammedaner nach Uebergabe der Festungen mit den Trümmern ihres Vermögens in das nahe Gränzland zurückzogen. In Turnovo hatten sich mehrere Familien aus Moraitisch-Lala niedergelassen und angekauft. Es sind lauter Albanesen die, wie die Sulibewohner, neben ihrem Schkypi alle das Griechische reden, türkisch aber erst nach ihrer Vertreibung in der neuen thessalischen Heimath gelernt haben. Ich ging mit den Leuten viel um und sie redeten nie ohne Sehnsucht von den luftigen, kirschen- und quellenreichen Höhen ihres Moraitischen Vaterlandes, welches jetzt zu ihrem größten Leidwesen „der Barbarese" besitze.[1]

Der Leser, besonders wenn er ein Gegner der neuen Thesis über die Verwandlung Griechenlands ist, kümmert sich vielleicht um die islamitischen Elemente Thessaliens nur mittelmäßig und möchte lieber vom klassischen Alterthum hören und von unparteiischen

[1] Ὁ Βαρβαρέζος (statt Βαναρέζος) τὸ ἔχει τώρα.

Augenzeugen vernehmen, was und wie viel von Theſſalien, wenn auch nicht der Iliade, doch wenigſtens des Strabo, des Plinius und des Lucian übrig geblieben iſt. Das Verhältniß des Alten zum Neuen iſt kurz und ſchnell anzugeben. Von den 75 Städten, die man zu Plinius Zeiten nur innerhalb des Ringbeckens oder Bergtheaters von Theſſalien zählte,[1] haben ſich nur die fünf Namen Lariſſa, Pharſalos, Thaumakos, Trikka und Olooſon (die letzten drei etwas verſtümmelt) erhalten, die übrigen ſiebenzig ſind alle verſchwunden.[2] Von den Bergen, deren die Alten in Theſſalien 34 kannten, hat nur der einzige Olympus, von den Flüſſen und Seen aber keiner ſeinen Namen auf unſere Zeiten gebracht. Auch über den kümmerlichen Reſt der fünf Stadtnamen, beſonders über Lariſſa und Pharſalos triumphire man nicht zu früh; denn es ſind von Türken und nicht von Griechen bewohnte Orte, die nur noch den antiken Namen tragen. Indeſſen iſt durch eine Ironie eigener Art ſelbſt der rieſige Götterberg der Profanation nicht entgangen und nennen die griechiſch redenden Theſſalier den See in einem Hochthal des Olympus noch immer Nezero, was

[1] Plin. H. N. lib. IV, cap. 15 der Pariſer Ausgabe von 1828.

[2] Selbſt das berühmte Pherä, der Sitz theſſaliſcher Intelligenz, Größe und Macht am Eingang der Pelions-Schlucht, iſt dem ſlaviſchen Veleſtina gewichen.

bekanntlich das ſlaviſche Appellativum für *lacus* iſt und auch im übrigen Griechenland, beſonders in Akarnanien, wiederholt gefunden wird.

Nach allem was über die Sache im gelehrten Deutſchland bereits verhandelt wurde, braucht man nicht erſt lange zu erklären, welchem Sprachſtamme Mezzovo, Kiſſova und Zagora, die heutigen Namen des Pindus, Oſſa und Pelion, angehören. Von Turnovo und Tſcharnitſchena war ſchon oben die Rede; Lipochovo, Lapovo, Strunitza, Gletſcheda, Klinovo, Gardichi, Selo und Kratzova aber werden eben ſo wenig angefochten als man den Wörtern Voliana, Dukliſta, Gunitza, Lepenitza, Smokovo, Meluna und Goritza ſlaviſche Form und Bedeutung ſtreitig macht. Da man die Ueberſchwemmung des griechiſchen Bodens durch eine Fluth ſlaviſcher Kolonien nicht mehr läugnen kann, ſo ſucht man das geſchichtliche Faktum wenigſtens ſo unbedeutend und wirkungslos als möglich hinzuſtellen. Hierin verfolgen die deutſchen und die griechiſchen Widerſacher zwei ganz verſchiedene Wege, indem die erſtern wohl das offene flache Land für ungriechiſch erklären, um wenigſtens die Städte und die Gebirge der alten Bevölkerung zu ſichern; die zweiten aber, wie es bei der türkiſchen Eroberung geſchah, den Eindringlingen ihrerſeits die Städte preisgeben, um das offene Land, d. i. den Kern des Volkes für ungemiſcht und rein zu halten. Unrecht zwar

haben gewissermaßen beide, doch stehen die deutschen Hypothesen der Wahrheit viel näher als die griechischen, weil sich in der That größere oder kleinere Bürger-Complexe griechischen Blutes in einer namentlich zu bestimmenden Anzahl von Städten inmitten des Sturms bis zur türkischen Invasion erhalten haben. Das freiheitsliebende, landbauende Volk der Slaven zog das Leben auf Feld und Dorf überall dem Drängen und Treiben großer Städte vor. Daraus allein erklärt sich die Unzahl slavischer Berg-, Fluß- und Dorfnamen auf der ganzen Oberfläche des griechischen Festlandes im Allgemeinen und Thessaliens insbesondere. Eben so richtig ist es, daß Reste der alten Bevölkerung hie und da in Gebirgsgegenden Rettung und Sicherheit gefunden haben.

Aber dieses an sich nicht unwichtige Argument stützt meine Thesis eben so kräftig als sie dem Satz der Gegner dient; nur ist nicht zu vergessen, daß der zuletzt Spielende den Preis gewinnt. Wie sich beim Andrang der slavischen Horden griechisches Volk in die Gebirge flüchtete, in derselben Weise suchten feldbautreibende Slaven der Ebene auch ihrerseits das Heil in den Bergen, sobald sich die christlichen Heere von Konstantinopel erobernd und bekehrend über das byzantinischer Hoheit und Sitte entfremdete Hellas ergossen. Aus diesem wohlzuerwägenden und ja nicht zu übersehenden Grunde sind die slavischen Namen sogar jetzt noch gerade in den rauhesten und

der Kultur ungünstigsten Gebirgsgegenden Thessaliens und Moreas am dichtesten gedrängt. Man vergleiche den Taygetus in Lakonien, den Gebirgsstock in Nord-Arkadien, Pindus mit Ossa und Pelion in Thessalien. Läugnen, klügeln und deuteln helfen hier nichts, Formen und Worte sind unerbittlich. Der Schlüssel zu diesem ethnographischen Problem liegt in den beiden Thatsachen, die erst in unsern Tagen durch Verbesserung der byzantinischen Studien zur Kunde des gelehrten Occidents gekommen sind: wir meinen die zum Theil friedlich, zum Theil gewaltthätige Besetzung des griechischen Bodens durch slavische Volksstämme und die allmählige Bändigung und Gräcisirung derselben durch die christlichen Autokraten von Konstantinopel. Das slavische Thessalien ward gleich dem südlichen Griechenland durch die Byzantiner in der Periode wiedererwachter Reichskraft recolonisirt und dadurch die byzantinisch redende Mischung erzielt, die unter dem Schatten türkischer Zucht auf unsere Zeiten herabgekommen ist. In Thessalien, scheint es, ist die slavische Sprache bald nach der Unterwerfung und Christianisirung der eingesiedelten fremden Stämme der byzantinischen Redeweise gewichen. Einige Andeutungen über die Construktion dieses thessalischen Griechisch, d. i. des im Munde des gemeinen Volkes lebenden Dialektes, so wie über die Namen und Sitze der weiland im Lande hausenden Slavenstämme hat man in einem besondern Fragment sammt einer

gedrängten Ueberſicht der ganzen Lehre über das ſlaviſche Element in Griechenland zu geben verſucht.

Die Angriffe der chriſtlichen Imperatoren auf dieſen Getreideboden der benachbarten Länder und Inſeln begannen ſchon in der zweiten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts und wurden mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit und Ausdauer ſo lange fortgeſetzt bis man endlich die fetten Triften der Peneus-Ufer, bis man das ſchattige Tempe und die traubenvolle Halde des Oſſa wieder gewonnen hatte. Fragt aber ein Eiferer und Widerſacher, warum das Slaviſche in Theſſalien ſo ſchnell verſchwand, da es doch im benachbarten Macedonien zu zwei Drittheilen des Landes noch jetzt als Mutterſprache gilt und im Mainatiſchen Gebirge erſt ſeit etwa 300 Jahren gänzlich ausgeſtorben iſt, ſo darf man um die Antwort nicht verlegen ſeyn. Wie nach der Beſitznahme Theſſaliens durch die Osmanli ſich in kurzer Zeit zahlreiche Türken-Kolonien bildeten, eben ſo drängten ſich nach der Reſtauration der byzantiniſchen Monarchie durch die beiden energiſchen Dynaſtien der Iſaurier und der Slaven unter Baſilius dem Makedonen, wegen der günſtigen Lage zum Handel und wegen der ausnehmenden Ertragbarkeit des Bodens ſchnell eine neue Chriſtenbevölkerung in das zwar von ſlaviſchen Barbaren beherrſchte und angebaute, aber von Griechiſchredenden ohnehin niemals ganz verlaſſene Land. Jedoch hat ein anderes Fragment der

alten Bevölkerung Theſſaliens, der Volksſtamm der Wlachen ſeine Sprache und ſeine althergebrachten Sitten mit mehr Standhaftigkeit als die im hohen Grade aſſimilationsfähigen Slaven vertheidigt und bis auf unſere Zeiten bewahrt, ſo daß neben Turko-Albanen und Gräko-Slaven heutzutage noch ein drittes von den beiden genannten gleich verſchiedenes Element in Theſſalien beſteht.

Die Wlachen Theſſaliens nennen ſich wie ihre Sprach- und Stammgenoſſen in den Donau-Fürſtenthümern ebenfalls „Romanen", ſprechen ein verderbtes Italieniſch und haben ihren Hauptſitz auf dem Kamm und den beiden Seitenabhängen des Pindus, in den Quellſchluchten des Peneios und ſeiner Nebenflüſſe, wo die byzantiniſche Geſchichte des eilften Jahrhunderts ihrer zum erſtenmal gedenkt. Ob ſie Reſte römiſcher Militär-Kolonien oder die latiniſirten Ur-Barbaren des Gebirges ſeyen, iſt für unſern Zweck gleichgültig. Auch können wir weiland ihre Verzweigungen längs der Gebirgskette durch Ober-Macedonien bis in den Balkan hinauf, ſo wie den einſtigen Zuſammenhang mit ihren Landsleuten auf dem nördlichen Donau-Ufer, hier nicht umſtändlicher berühren. Sie hüten und beherrſchen die Thore zwiſchen Theſſalien und Albanien; und Mezzovo, eine aus Stein gebaute Stadt von beiläufig tauſend Häuſern auf dem Scheidekamm zwiſchen den in entgegengeſetzter Richtung hinabſteigenden Paßengen, kann als

Hauptort der theſſaliſchen Wlachen gelten. Malacaſſi, Leſinitza, beſonders aber Kalarites, Kalaki und Klinovo mit einigen und zwanzig Dörfern in und an den Pindus-Schluchten gehören ebenfalls dieſem Volke, das ſich wegen der rauhen Lüfte ſeiner Heimath nur ſpärlich mit Ackerbau beſchäftigt, aber mit deſto größerem Erfolge Viehzucht und Alpenwirthſchaft im größten Style treibt und durch den Reichthum ſeiner Schafheerden in ganz Rumelien Bedeutung erworben hat. Zur Winterzeit, wenn Schnee die Gebirgshöhen deckt, werden die grasreichen Ebenen des milden Tieflandes ſelbſt bis in's freie Griechenland hinein nomadiſch abgeweidet, bis der wiederkehrende Frühling die ſchwarzen Zeltdörfer der wandernden Wlachi-Schäfer zurück auf die Alpen treibt.

An Nüchternheit, häuslichem Sinn und Induſtrie ſind die Wlachen den Griechiſchredenden eben ſo weit überlegen als ſie an Geſchliffenheit der Sitten, an Geiſt und Pfiffigkeit im Allgemeinen hinter den Gräko-Slaven zurückſtehen. Indeſſen haben dieſe einfachen und groben Viehhirten doch ein vorzügliches Geſchick in Metall-Arbeiten. Die mit Gold und Silber eingelegten Waffen und Rüſtungen, die wir an den Arnauten und Palikaren bewundern, gehen aus den Werkſtätten der Wlachen hervor, wie die unter den Namen Capa, Greco und Marinero in den Seeſtädten des Mittelmeeres wohlbekannten waſſerdichten

Kapuzenmäntel dem größern Theile nach als ein Erzeugniß wlachischer Woll-Industrie zu betrachten sind. Wlachische Krämer und Handwerker trifft man in allen Städten der europäischen Türkei, und sogar nach Ungarn und Oesterreich führt sie die Liebe zum Gewinn. Daß sie aber auch das Geschäft im Großen verstehen, beweist der reiche Sina in Wien, der ein geborner Wlache aus Klinovo, wenn wir nicht irren, oder doch aus einem der vorgenannten Orte im Pindus ist. Aus diesem Wanderleben erklärt sich auch die allgemeine Vertrautheit der wlachischen Männer mit der neugriechischen Redeweise, der sie jetzt auch kirchlich angehören und die bekanntlich als gemeinsames Verständigungs- und Bindemittel der verschiedenartigen Volksstämme zu beiden Seiten des ägäischen Meeres dient. Die Weiber dagegen verstehen in vielen Dörfern nur das Wlachische, wie sie auf Hydra früher auch nur das Albanesische verstanden. Wie die Gebirgsbewohner überhaupt kann auch der Wlache im fernsten Lande seine Heimath nicht vergessen, und sehr häufig kehrt er im Alter mit den Früchten der Lebensmühe in den Pindus zurück um in gleicher Erde mit seinen Vätern zu ruhen.

Das jetzt so friedliche und nur auf Arbeit und Gewinn bedachte Wlachen-Volk war indessen nicht jederzeit vor so ruhigem Geiste beseelt oder auf seine gegenwärtigen Sitze in der westlichen Gebirgsmark

Theſſaliens eingeengt. Die theſſaliſchen Wlachen hatten wie ſpäter ihre Nachbaren, die Albanier, auch ihre Periode des Glanzes und der politiſchen Größe, die zwar kurz und vorübergehend wie die Herrlichkeit der Thebaner, aber im byzantiniſchen Zeitalter nicht ohne Bedeutung war. Neben den heute noch beſtehenden Gemeinden *Vlacho-Libadi* und *Vlacho-Jani* in den ſüdlichen Ausläufern der cambuniſchen Berge unweit Turnovo nennt Anna Comnena (1082) einen Wlachiflecken Exebas in den Gebirgsthälern des Pelion am Oſtrande Theſſaliens, und nach Benjamin von Tudela, der im zwölften Jahrhundert durch Griechenland zog, war Zitun im Süden Gränz- und Eingangsſtadt des „Wlachi-Landes.“[1] Wie der Peloponnes hatte im Mittelalter auch Theſſalien in der gemeinen Sprache des illyriſchen Dreiecks den alten Namen verloren und ward eine Reihe von Jahrhunderten nur als *Μεγάλη-Βλαχία*, „Groß-Wlachei“ bekannt, im Gegenſatze von Akarnanien und Aetolien, die man nach einer Unterſcheidung beim Byzantiner Georg Phrantzes „Klein-Wlachien“ hieß. Georg Pachymeres, Hofhiſtoricus des erſten Paläologen Michael, ſagt es ja deutlich: Die vor Alters Hellenen genannten und von Achilles befehligten Theſſalier habe man zu ſeiner Zeit „Groß-

[1] והוא תחלת בלכיא i. e. Haec est Blachiae initium. Tafel l. c. p. 473.

Wlachiten" genannt.[1] Dagegen beschränkt Nicetas von Chonä den Begriff *Μεγάλη-Βλαχία* hauptsächlich auf den Gebirgsring und das über die Ebene emporsteigende Hügelland, während er die von verzagten und unkriegerischen Gräko-Slaven bewohnte Centralfläche noch gerne Thessalien nennt. Sagt aber nicht auch der benannte Rabbi Benjamin ausdrücklich, die Wlachen wohnen auf den Bergen und steigen in die Region der Gräken herab um zu plündern? An Gelenkigkeit vergleicht sie derselbe Wanderer mit den Gazellen; ihr kriegerischer Muth sey unbezähmbar und kein König habe sie noch zu bändigen vermocht.

Der Mann aus Tudela hatte die Eindrücke seines Zeitalters richtig aufgefaßt. Denn kurze Zeit nach der Durchreise des Rabbi Benjamin (1186) erhoben sich im Bunde mit den besiegten und mißhandelten Bulgaren sämmtliche Wlachen längs der Pinduskette bis in die Thäler des Balkan hinauf unter ihren Führern Peter und Asan wider die drückende, unredliche und diebische Herrschaft des byzantinischen Hofes und errichteten das sogenannte zweite Bulgaren-Reich mit der Hauptstadt Groß-Turnovo am Nordabhang der

[1] *Τοὺς γὰρ τὸ παλαιὸν Ἕλληνας, οὓς Ἀχιλλεὺς ἦγε, Μεγαλο-Βλαχίτας καλῶν (καλουμένους) ἐπιφέρετο.* G. Pach. in Mich. Palaeol. I, 30. Citate von Tafel, pag. 491, wo auch die übrigen Stellen aus Nicetas, Acropolita, der Frankenchronik, aus Cantacuzenus und Phrantzes gesammelt sind.

Hämuskette (Balkan). Die südlichste Landmark dieses wlacho-bulgarischen Reiches waren die thessalischen Berge mit einem unabhängigen Häuptling, der sich „Groß-Wlach", *Μέγα-Βλάχος* nannte und als solcher in den gleichzeitigen Chroniken der Franken und Byzantiner glänzt.

Allen diesen ehrgeizigen Bestrebungen, Gährungen und Unabhängigkeitsgelüsten der einzelnen Volksstämme des illyrischen Continents hat die klug und nachdruckvoll hereinbrechende Türkengewalt im 14ten und 15ten Jahrhundert endlich Stillschweigen auferlegt. Die Kunst, eine compakte politische Einheit als Kardinalpunkt des Occidents am Bosporus zu schaffen, wie es die christlichen Imperatoren von Byzanz mit allen Hülfsmitteln des Evangeliums niemals oder doch nur vorübergehend und sporadisch vermochten, haben die Fürsten aus dem Hause Osman bleibend und nachhaltend mit Takt und Energie mehr als 400 Jahre lang allein verstanden und durchgeführt, bis es endlich moskowitischer Standhaftigkeit gelungen ist, den Hebel der Zwietracht einzusetzen und das feste Bauwerk im Grunde zu erschüttern.

Die Nothwendigkeit einer großen illyrischen Einheit und Kraft liegt, wie jedes höhere Gesetz, im Instinkt der abendländischen Staatskunst; nur wird sie durch Kurzsichtigkeit und Privatverblendung in der Erkenntniß gehindert, daß diese illyrische Einheit

und Kraft, wenn sie nicht länger eine osmanische zu seyn vermag, nothwendig und gesetzlich eine moskowitisch-slavische werden muß. Das Illyrisch-Eine, scheint es, wollte man im gegebenen Falle plan- und ordnungslos durch ein Illyrisch-Vieles ersetzen und die Ironie hat schon ihr Spiel begonnen, da sie den Europäern das sonderbare Privilegium verlieh, mit kolossalen Mitteln im Orient kleine Wirkungen hervorzubringen und allerhand luftigen in sich selbst zerrinnenden Spuck für schön gegliederte, nervenstraffe Schöpfungen anzupreisen. Erlaubt ist es allerdings sich gegen das Schicksal zu sträuben, aber der Kampf muß würdevoll und tragisch seyn. Ob aber die Nachwelt über das Auftreten der Occidentalen auf byzantinischem Boden ein besonders günstiges Urtheil fällen werde, scheint jetzt sogar in dem tief betheiligten Deutschland schon Vielen zweifelhaft. So unwiderstehlich drängt sich die Erkenntniß hervor, daß man Instrumente in die Hand genommen, ohne deren Wirkung und Gebrauch zu kennen.

Die politisch gänzlich verfaulten und nur im Dogma lebendigen Christenstämme von Byzanz haben keinen Central-Lebenskern, aus dem sich, wie man mit mehr Phantasie als wahrer Kunde im Occident wähnte, je ein organisch selbstständiges und den Hauch der politischen Atmosphäre ertragendes Gebilde entwickeln könnte. Die griechischen Volksreste sind nur Material, nicht „*Causa finalis*“ (Zweckbegriff) der

künftigen Ordnung der alten Welt. Und in so weit hat auch der Empirikus von Turnovo nicht Unrecht, wenn er sich über die Hindernisse beklagt, welche die Angli und die Nemtzi der Vertreibung der Türken aus Thessalien entgegenstellen. Nur konnte ich nicht recht begreifen, wie die „Nemtzi" zur Ehre kommen, irgend etwas in der Welt zu hindern; es müßte denn der thessalische Politikus die Bemühungen Oesterreichs für Aufrechthaltung türkischer Gewalt, oder die secundären Hemmschuhe bezeichnen, welche auf Andeutung genannter Kabinete die deutsche Dynastie von Athen der eingelernten Bewegung der Gräken unterlegte. Daß übrigens Unterhandlungen im Gange seyen und durch zwei der griechischen Sache besonders gewogene Mächte mit Eifer betrieben werden, um Thessalien entweder auf dem Weg der Güte oder der Gewalt von der Pforte loszureißen und an das freie Griechenland zu knüpfen, ließ man sich in Turnovo um keinen Preis ausreden. Man spekulirte schon auf das Steigen der Realitäten, der Häuser, der Aecker, der Weinberge, und mancher Kauf ging zurück oder ward aufgehoben, weil man erst den Regierungs-Wechsel und die neue Ordnung erwarten wollte. Selbst Türken fingen im Vertrauen auf den Bestand ihrer Sache zu wanken an und Redschib-Beg, einer der reichsten Landbesitzer Thessaliens, dessen prachtvollen Palast ich in Larissa besah, hielt das Ereigniß so wenig für unmöglich, daß er schon auf Wege

ſann, wie er ſich den reichen Beſitz auch unter der neuen Herrſchaft bewahren möge. Redſchib-Beg iſt gegen die chriſtlichen Colonen ſeiner Ländereien viel humaner und freigebiger als die übrigen Gutsherren, beſonders die chriſtlichen, die an Begehrlichkeit, Wucher und ſchonungsloſer Härte gewöhnlich noch die Türken übertreffen. Der byzantiniſche Chriſt — das darf man ihm nachſagen — weiß nichts von Mitleid und Barmherzigkeit gegen den Mitmenſchen. Der Türke empfindet und übt beides ſogar gegen die Widerſacher und Nebenbuhler ſeines Glaubens und ſeiner Politik.

„„Aber Dimitri, du ſchuldeſt mir den Pachtzins ſchon ſeit ſo vielen Jahren; es wäre doch einmal Zeit zu kommen““! „„*Pek eji, Pek eji Efendim, birasdan gelirim* (ganz gut, ganz gut, mein Gebieter! nächſtens werde ich kommen).““ So lautete das Zwiſchengeſpräch des alten freundlichen Hadſchi-Oghlu mit einem ſeiner chriſtlichen Pächter, der uns auf der Straße begegnete und mit 3000 Gruſch ſeit Jahren im Rückſtand war. „Der Mann iſt gar ſo ſaumſelig“, fuhr der Türke ſich zu mir wendend fort, „doch man muß mit den armen Leuten Nachſicht haben, die Zeiten ſind hart, die Laſten groß und wenn er kann wird er wohl bezahlen.“ Der alte reiche Hadſchi-Oghlu kennt zwar den Buchſtaben des Evangeliums nicht, lebt aber im Geiſte deſſelben und übt die milden Gebote der Nächſtenliebe, aus der man nach

dem Spruch des Apostels hauptsächlich Christi Schüler erkennt, besser als der Christ. Gewiß ist Hadschi-Oghlu der Türke vor Gott ein Gerechter und vielleicht weit angenehmer als der orthodoxe, für sein anatolisches Bekenntniß glühende Archont***, der seine Pächter bis zum Verhungern preßt, und sein Geld auf 180 Procente bringt.

Die griechische Revolution, der man im Occident so schöne Farben leiht, so classisch erhabene und philosophisch tiefe Motive unterlegt, schrumpft in der Nähe besehen zur gemeinen und rohen Balgerei eines nach Urtel und Recht der Weltereignisse von Haus und Hof getriebenen, aber durch fremde Worte und Kräfte aufgehetzten Bankerottirers um das verlorene Gut herab. Von Kunst, Wissenschaft, Alterthum und Philosophie, wie man in Europa meint, ist und war nie die Rede. Auch um Herstellung einer gerechten Ordnung, um Hebung und Besserung der untern von Jedermann gedrückten und geplünderten Volksklassen handelte es sich nicht; am allerwenigsten aber blies Wahrnahme dogmatischer Interessen die Flamme des Aufruhrs an. Oeffentliche Verwaltung, Druck und Plünderung, Verderbniß und Käuflichkeit der Justiz, Monopol und Privilegium sollten bleiben wie in der Türkenzeit; nur sollten Raub und Profit und ungerechtes Gut ihre Strömung in andere Taschen nehmen. Die Sympathien der europäischen Politik gingen über den Tumult in Theile auseinander.

Das kühle und besonnene Staats-Element war dem gegenwärtigen Besitzer hold; Phantasie, Schwärmerei und Edelsinn taumelte für die Insurgenten: die Klugen und Feinen aber betrogen beide und lachten am Ende die einen und die andern aus. Alle Versuche den gefährlichen Hader durch Vergleich zu schlichten haben fehlgeschlagen, weil die einen stolz auf ihr Recht keinerlei Zugeständnisse machen wollen und ohne Gefahr das Ganze zu verlieren auch nicht machen können, die andern aber brutal durch sichern Hinterhalt mit weniger als mit *restitutio in integrum* nicht zu befriedigen sind.

Wenn man die Türken hört — und hören muß man sie doch, — fällt die ganze Schuld des glimmenden Streites und des gefährdeten Levantefriedens auf die Christenheit zurück, und wären alle Bemühungen die Parteien durch billiges Nachgeben zu versöhnen nicht durch türkischen, sondern durch christlichen Fanatismus fruchtlos geblieben. Wenn es ohne Aergerniß christlich-andächtiger Leser geschehen könnte, wollte ich die Bemerkung eines sehr hochgestellten Türken über diesen Gegenstand wortgetreu so hieherſetzen, wie ich sie im Tagebuch (Konstantinopel, 12. April 1841) verzeichnet finde. Der gegenwärtige Scheich-ul-Islam (Groß-Mufti) sagte bei Gelegenheit der traurigen Scenen, die im Frühjahr 1841 um Leskowatz und Nissa in Bulgarien vorgefallen, zu zwei besuchmachenden Europäern die merkwürdigen Worte:

„Wir kennen die christliche Religion recht gut, wir respektiren ihre Moral und wissen, daß sich das ganze Gebäude derselben gerade wie der Islam auf den Mosaismus stützt. Unser Widerwillen gegen die christlichen Unterthanen so wie die Verweigerung gleicher Rechte mit den Moslimen haben ihre Quelle nicht in religiösem Fanatismus, wie man in Firengistan glaubt; der Grund ist ganz und gar politischer Natur. Wir fürchten das „materielle" Umsichgreifen der „Pfaffen", deren blinde Werkzeuge die christlichen Raja sind. Die Fanatiker unter euch (es ist ein Türke, ein Ungläubiger, der da redet) erklären Christus für einen Gott, während ihn die Mäßigen (?) doch nur für einen Menschen halten. Rußland und Frankreich wirkt durch diese Pfaffen (man verzeihe dem blinden Heiden) um Stellungen, Einfluß und Macht inmitten unseres Reiches zu erlangen. Da wird eine Mühle, dort ein Acker, hier ein Haus, ein Weingarten moslimischer Besitzer unter allerlei Vorwänden angesprochen, bis sie uns im Namen ihres „Gottes" nach und nach außer Besitz bringen. Heute noch geben wir den Raja gleiche Rechte mit den Moslimen, wenn sie ihrem Russen- und Franzosenschutz entsagen und sich als loyale Unterthanen der Pforte ohne alle ungerechte Prätension geriren. Der Moslim-Prophet sey ein Lügner, der ihrige aber ein Gott, folglich gehöre Land und Herrschaft nicht den Türken, sondern ihnen, sagen sie, und

wie könnten wir bei solchen Gesinnungen diesen Christen-Leuten gleiche Rechte mit uns bewilligen?"

Auf diese Argumentation Sr. moslimischen Heiligkeit war nichts zu erwiedern; und wer immer mit Sinn und Treiben der christlichen Raja und ihrer Lenker in der Türkei nicht ganz unbekannt geblieben ist, oder in blinder Partei-Leidenschaft nicht alles Gefühl für Billigkeit verloren hat, muß die Wahrheit dieser Beschuldigungen vielleicht mit unbedeutender oder vielmehr mit gar keiner Beschränkung anerkennen. Das christliche Byzanz war verfault und durch die in genialer Frische aufkeimende Türkenherrschaft nach dem Gesetze des natürlichen Pflanzentriebes überwuchert und verdeckt. Solche Eroberungen sind nicht wie die vorüberbrausenden Weltstürme eines Timur und Napoleon; es sind Verwandlungen der Gattung, die kein Zauber lösen kann. Die Türken sind in natürlicher Progression nach demselben Gesetze an die Stelle der Byzantiner getreten, wie die Russen den Platz der gänzlich verwitterten Tataren eingenommen haben, und kein Verständiger wird an die Möglichkeit einer politischen Auferstehung des Chans der goldenen Horde glauben. Eben so thöricht wäre es von einer Wiedergeburt der Comnenen und der Paläologen zu träumen.

Auch war das Gefühl der Sicherheit, der Dauer und des unzerstörbaren Uebergewichts türkischer Nationalität und Macht bei der hohen Pforte so lebendig

und fest begründet, daß sie die überwundenen Christen zwar als Wesen geringerer Art behandelte, sie aber in voller Freiheit und Duldung gewähren ließ und kein Moslim sich ärgerte, daß zu Turnovo, an den Thoren der Hauptstadt Thessaliens, achtzehn Christen-Kirchen und nur drei Moscheen waren. Erst die Entdeckung, daß die Mächte der Christenheit, nicht zufrieden ihre Grenzen gegen das Anschwellen türkischer Gewalt zu schirmen, im Innern des türkischen Reichs selbst Einverständnisse zu gründen und die erstorbenen Reste der Byzantiner durch Restaurations-Ideen einer christlichen Monarchie zu erwärmen suchten, gab den Dingen eine andere Gestalt und ward die fruchtbare Mutter von Auftritten, die Europa abwechselnd zu Zorn und Mitleid reizten. „Uns hat der Boden ehmals gehört und wir wollen ihn wieder haben", sagen die aufgehetzten Christen griechischen Bekenntnisses. „Uns aber gehört er jetzt, wir haben ihn erobert und wollen ihn auch in Zukunft besitzen", anworten die Osmanli. Sultan Mahmud, im letzten Decennium seiner Herrschaft ohne Zweifel der liberalste und billigste Mann im Lande, hätte vollkommene Rechtsfreiheit gewährt; aber beide Parteien widersetzten sich seiner Versöhnungstheorie, und namentlich nannten die griechischen Primaten das Programm von „Gülhane" eine Maskerade, ἕνα μασκαραλίκι, über die man lachen müsse. „Nicht friedlich nebeneinander und mit gleichen Rechten

wollen wir mit den Türken leben; nein, unsere Knechte sollen die Türken seyn, wie unsere Hunde wollen wir sie halten.“ [1] So lautet das Gegenprogramm der auf fremde Macht und die Apokalypse pochenden, für sich allein aber verzagten, ohnmächtigen und ganz hülflosen Pfortenunterthanen anatolischer Glaubenslehre.

Noch weit unwürdiger aber und peinlicher, wenn man ohne Aergerniß den ganzen Gedanken ertragen kann, ist die Rolle des römischen Katholicismus im Orient. Zur Zeit seiner höchsten Blüthe durch den Genius und den Heldenmuth des Islam bei Hittin und Ptolemaïs vollständig erdrückt; auf Cypern, Rhodus und Candia aber nacheinander in riesenhaftem Streite überwunden und gänzlich aus dem Orient getrieben, sucht er sich durch List auf dem alten Boden wieder einzuschleichen und gleichsam auf landstreicherischen Umwegen wenigstens einen Theil des verlornen Gutes wieder zu gewinnen. An und für sich ohnehin überall in der Minderzahl und vom schwachgläubigen Occident auch lange ohne allen Beistand gelassen, sank er auf die unterste Stufe der Ohnmacht und Verachtung herab, bis endlich glücklichere Umstände im Heimathland der zwar eingeschrumpften, aber doch unzerstörbaren Lebenswurzel in unsern Tagen wieder frischen Trieb verlieh. Nur

[1] Wörtliche Aeußerung eines griechischen Klostervorstandes auf der syrischen Küste, vom Jahre 1831.

Schade, daß man die gute und heilige Sache der Religion selbst durch imbecille Niederträchtigkeiten fördern zu müssen glaubt! Einerseits den Griechen auf ihrem eigenen Boden in Verschmitztheit, Hartnäckigkeit, Rabulisterei und abgefeimten Künsten den Vorsprung abzugewinnen und andererseits die eifersüchtigen Bedenklichkeiten der islamitischen Obrigkeit zu beschwichtigen und am Ende beide zu übervortheilen ist im Allgemeinen die weitaussehende, verzweiflungsvolle Aufgabe der römisch-katholischen Levantemiliz, für deren Schirmvögte die Fürsten des Hauses Bourbon gelten. Dieses Spiel der religiösen Parteien in der Nähe besehen, verursacht jedem friedlichen, geraden Manne Ekel und Unwillen zu gleicher Zeit, und nichts fand ich — man verzeihe den Ausdruck — natürlicher und gerechter als den mit Verachtung gepaarten Trotz, welchen türkisches Regiment selbst in seiner Ohnmacht noch sämmtlicher Christenheit, besonders der abendländischen, entgegenhält. Eingreifend und systematisch thätig sind im türkischen Orient nur die lateinisch-katholischen Franzosen und die griechisch-katholischen Russen; doch letztere mit ungleich mehr Cohäsion, Geschick, Erfahrung und Erfolg als ihre Nebenbuhler. Die übrigen Großmächte thun nichts, wollen nichts und werden auch deßwegen als Freunde nicht ernstlich in Rechnung gebracht. Wenn man etwa glaubt, Oesterreich genieße in den Staaten des Padischah und insbesondere bei den katholischen

Christengemeinden daselbst bedeutendes Ansehen und übe großen Einfluß aus, so hat es mit diesem Glauben in Beziehung auf die türkischen Behörden seine volle Richtigkeit. Die Oesterreicher handeln ja wie sie sprechen, und zeigen sich unabänderlich als die redlichen, wohlmeinenden und standhaften Bundesgenossen, Rathgeber und Nothhelfer der Türken in allen Verhältnissen, unter allen Bedingungen und um jeden Preis. Selbst schmachvolle Beleidigungen von Seite der Osmanli können ihr deutsches Phlegma nicht in Bewegung setzen; sie ertragen alles, sogar das äußerste, natürlich blos des gemeinen Friedens und der Gerechtigkeit wegen, mit einer Uneigennützigkeit und Seelengröße, die selbst den fanatischen Musulman der türkischen Hauptstadt in Erstaunen setzt.

Um so frostiger dagegen lauten die Hymnen bei der katholischen Prälatur, am apostolischen General-Vikariat des Orients, in den Katholiken-Gemeinden der türkischen Monarchie. Denn die Oesterreicher geben nichts, schicken kein Geld, versagen selbst bei großen Calamitäten hülfreiche Hand, reißen auch keine türkischen Provinzen an sich und wollen insbesondere von Errichtung eines katholischen Kaiserthums im Orient weder etwas wissen noch für dieses phantastische Ziel das geringste thun. Statt zum Vortheil der katholischen Kirche zu intriguiren, mahnt Oesterreich überall zu guter Aufführung, zur Ruhe, zur

Unterwürfigkeit und zu christlicher Geduld: „es soll schon einmal besser werden, wenn auch nicht hienieden, doch in der andern Welt, wo alles ausgeglichen wird.“

Von alle dem thun die Franzosen publice und besonders privatim das Gegentheil, weil sie noch immer nicht vergessen können, daß sie einmal Könige von Jerusalem, Großherren von Athen und Imperatoren von Byzanz gewesen sind. Sie haben beständig die Hände offen und sind im rechten Moment auch zum Handeln bereit. Aber leider ist ihr Kampf ein doppelter und verzehren ihre Sendlinge und geistlichen Milizen den besten Theil der Kraft, um erst Boden und Menschenmaterial für ihre orthodoxen Projekte zu schaffen, was ihre christlichen Nebenbuhler in so reichem Maße schon besitzen. Daher die unglaubliche Rührigkeit, der nimmersatte Gewerbfleiß und Heißhunger der römischen Stationen den armenischen, syrischen, griechischen und chaldäischen Lehrbegriff zu befehden, schismatische Seelen individuell oder in ganzen Gemeinden zu gewinnen, überall neue Rechte, erweiterten Besitz, Consular-Einflüsse und künftige Hoffnungen und Aussichten zu erwerben und zu gründen durch Andacht, Lehre, Bestechung, falsche Versprechungen und — wenn es angeht — auch durch mittelbaren oder unmittelbaren Zwang. Doch wie weit ist man noch vom Ziel, und wie viele Generationen werden noch verrinnen, bis man die

Maske wegwerfen, Aufruhr predigen und der Centralgewalt am Bosporus offen Trotz bieten kann, wie die vom nordischen Koloß geschirmten Christen von Byzanz! Denn das ist doch am Ende bei den apostolischen Bemühungen im Morgenland *ratio sufficiens* und Hintergrund. Verständige Leute müssen lachen, wenn die römische Kirche über moskowitische Tyrannei, über schismatische Propaganda und teuflisches Umsichgreifen häretischer Wölfe jammert und öffentliche Gebete anstellt, um die Donnerkeile des Himmels auf das Haupt des neuen Diocletianus an der Newa herabzulocken.

Die Russen thun jetzt nur was die abendländische Kirche schon oft gethan hat, zu thun das Recht hat und auch wieder thun wird, sobald sie Kraft und Mittel hat. Das größte und unverzeihlichste Verbrechen der Russen besteht darin, daß sie ihr Handwerk besser verstehen und es im Orient mit glänzenderm Erfolge betreiben als ihre geistlichen und weltlichen Nebenbuhler im Occident. Wollt ihr den Russen das Spiel verderben und das „Handwerk" legen, so macht ihnen im eigenen Lande bleibend zu schaffen. Vermögt ihr aber dieses nicht, so laßt dem Verhängniß seinen Lauf und wißt vor allem, daß österreichisches Dulden und Verhätscheln sammt den hochtorystischen Katechesen eines Aberdeen den Osmanli eben so wenig zur Humanität und Energie verhelfen als fromme Saalbaderei andächtiger Pedanten im Bunde

mit germano-galliſchen Phantaſiegebilden den alten Geiſt von Byzanz in ein neues Rinnſal leiten. Und eben weil ich auf der einen Seite nur Schwäche und fehlerhaftes Beſtreben mit Schmach und Niederlage, auf der andern aber Kraft und richtigen Sinn bemerke, hat man ſich ſeine eigene von engherziger Andacht eben ſo freie als von ſpekulirendem Eigennutz entfernte Vorſtellung über die byzantiniſche Frage gebildet. Ein trauriges Geſchäft iſt es freilich in einer ſo großen Angelegenheit bei ſeinen eigenen Glaubens- und Staatsgenoſſen überall nur Thorheit und Irrthum zu ſehen; Sieg, Klugheit und wahres Verſtändniß dagegen nur auf Seiten des Nebenbuhlers zu entdecken und anzupreiſen.

Man iſt aber auch deßwegen noch kein „Slavophilos" und blinder Sektirer für eine mit Recht verhaßte Politik. Ich frage ſogar, ob die Entwicklung der byzantiniſchen Dinge, in wie ferne ſie ſich heute jedermann offen vor Augen ſtellt, die Anſichten der germaniſchen Adepten oder die herbe Kritik ihres Gegners zu beſtätigen ſcheine? Haben auch Einzelne der Gräko-Slaven den Occidentalismus (man verzeihe den Ausdruck) in ſich aufgenommen und als buhleriſches Symbol ihren Volksgenoſſen anempfohlen, ſo iſt er deßwegen noch nicht in den öffentlichen Geiſt Illyrikums eingedrungen, um lebendige Frucht zu bringen. Der Occidentalismus wird, kann und darf aber auch nicht eindringen; ein höheres Geſetz,

innere und äußere Gewalt hindern seinen Gang und tödten seine Kraft. „Die Ataktoi," sagte der Empirikus von Turnovo, „sind für uns Griechen besser als die Taktikoi." Das heißt: „mit eurer europäischen Ordnung in Krieg und Politik können wir uns nicht bewegen, können wir den Kampf gegen die Fremdlinge nicht durchfechten, unsere Bestimmung nicht erfüllen; wir sind ein anderes Volk als ihr, haben andere Geistes- und Seelenbedürfnisse, andere Meinungen, Wünsche und Ansichten als ihr, ihr und eure Sache paßt nicht für uns, zwischen uns und euch herrscht keine Sympathie." — In diesem Turnobiten-Spruch ist ein ganzes System, eine Zukunft, ein Schicksal vorausgesagt. Zur Zeit der Freistaaten, meinte derselbe Zwischenredner, habe das alte Hellas gegen das Ausland nichts Erkleckliches zu leisten vermocht; kaum hatten aber die Griechen an Philipp und Alexander von Macedonien tüchtige Archistrategen und monarchischen Zwang, als sie in kurzer Zeit die Herrschaft über die Welt gewannen. Wo die Gräken unserer Tage ihre Archistrategen, ihre Alexander und Philippe sehen und von wo sie jetzt den „monarchischen Zwang" erwarten, braucht man verständigen Lesern nicht erst zu sagen. Gewiß ist nur so viel, daß sie von uns, von unserer Protokollar-Schirmvogtei, von unserm politischen Hermaphroditismus und unserm provisorischen Schattenkönigthum am Ilissus für ihre Zukunft nichts

erwarten und daß ihre Hoffnungen anders wohin gerichtet sind.

Die Gräko-Slaven glauben heute selbst nicht mehr, daß ihr Stamm durch eigene Kraft und auf eigene Rechnung je in der Welt noch etwas bedeuten könne. Geheimster, innerster Gedanke und gleichsam der Brennpunkt, in welchem alle Strahlen der National-Hoffnungen und Ideen zusammenlaufen, ist die zwar langsam aber fest und ohne Pause anschwellende große Einheit der anatolischen Katholiken unter Archistrategie der verbrüderten Moskowiten zu Schutz und Trutz gegen das verhaßte Lateinerthum. Inzwischen nehmen sie unser Geld, greifen nach dem stützenden Arm, entlehnen auch etwa eine nützliche, d. h. gewinntragende Einrichtung, lachen aber unter sich weidlich über das Don-Quirotische Europa und seine unpraktischen Ideen, besonders über die „einfältigen Deutschen", die sich einbildeten, sie könnten durch Compendien, Collegien-Hefte und weintrinkende Präceptoren die Zeiten der hellenischen Mythologie und des Heroenthums heraufbeschwören und nebenher doch lateinischen Sauerteig an das Ikonostasium der anatolischen Kirche legen. — Schön wäre es freilich, wenn die humanen, christlichen und versöhnenden Ideen des Occidents auf griechischem Boden keimen und lebendig würden und zu politischer Bedeutung sich aufzuschwingen vermöchten, wie es unsere Staatsmänner hoffen und unsere Publicisten als gewiß

vorausſetzen, ja ſchon als bereits geſchehen annehmen, ich aber im Angeſicht aller Dorologien von Athen und allen philhelleniſchen Jubels der Occidentalen über die vollendete Conſtitution ohne alle Scheu vor brittiſch-galliſcher Staatsweisheit entſchiedener und herzhafter als je für eine praktiſche Unmöglichkeit und ſchülerhafte Täuſchung erkläre. Deßwegen ſage ich aber keineswegs, man hätte nicht thun ſollen was man that; ich lobe ſogar und preiſe die theoretiſche Weisheit der Concepte, die Reinheit der Abſicht, die Uneigennützigkeit der Ausführung, ſage aber nur, daß eure Bemühungen vergeblich und eure Rechnungen irrig ſind. Das eben iſt das Tragiſche in der Sache, daß ſich der lateiniſche Occident auch mit vollem Bewußtſeyn und klarem Erkennen in Niederlage und Irrthum ſtürzen muß, das gräkoſlaviſche Moskowitenthum aber dem Sieg und dem Ruhm nicht entfliehen kann, weil das Fatum den einen treibt und das andere hält.

Ohne Zweifel werden die deutſchen Gegner den Vorwurf phantaſtiſcher Weltanſchauung auf mein eigenes Argument zurückſchleudern und beſonders das Geſchrei über Verrath vaterländiſcher Sache und angeſtammten Glaubens nicht ſparen. Aber man gebe wohl Acht, die Conſequenz der That wie die Logik des Gedankens iſt auf meiner Seite und ich zeihe die Staatskunſt des Occidents eines Fehlers wider die Matheſis der politiſchen Scheidekunſt, da ſie

wider die Natur der Dinge mittelst dogmatischer Reagentien das moslimisch Eine in ein christlich Vieles zerfällen und dieses christlich Viele dem Prinzip seiner eigenen Genesis feindlich gegenüberstellen will, während doch nach allen Gesetzen der Natur das christlich Viele nur aus dem christlich Einen zu erzielen ist und dieses Eine zuerst sein volles Stadium durchlaufen und auf den Punkt der Reife gelangen muß. Dieses christlich Eine aber ist der leitende Gedanke des illyrischen Continents, den weder brittische Dreidecker noch kosmopolitisch-hellenisch-germanische Phantasmagorien in Athen ersticken können. Unter diesen Umständen schien mir die Frage eines turnabitischen Osmanli, „ob und wie viel die Niemetz (die Oesterreicher und sämmtliche Deutschen) an Moskovien Tribut zu zahlen und Rekruten zu stellen haben", viel weniger abgeschmackt als sie vielleicht einem deutschen Leser scheinen wird, der seine Meinungen über byzantinische Zustände nicht aus unmittelbaren Anschauungen und Erfahrungen schöpfen kann, sondern aus den übrigens höchst achtbaren Dr. Kindischen Kritiken der Berliner Jahrbücher entlehnen muß.

Nicht genug an Tribut und Rekruten, fragte der freundliche alte Türke auch noch „ob die Deutschen sehr große Furcht vor den Moskof haben." Ich erschrack nicht wenig über die sonderbaren Vorstellungen, die in Thessalien über die deutsche Nation und ihr Verhältniß zu Rußland umliefen, und suchte mit

patriotiſchem Sinn richtigere Begriffe von deutſcher Größe und Majeſtät aufzuſtellen und ſo das Thörichte levantiniſcher Begriffe nach Möglichkeit zu beſeitigen und zu verbeſſern. Erſt nach längerem Verkehr mit den Völkern des byzantiniſchen Reichs merkte ich, daß man uns Deutſche allgemein zwar für gute und redliche, aber für wenig zahlreiche, ja für einfältige, unkriegeriſche und verzagte Leute halte, die den Betſch-Tſchaſari (dem Cäſar von Wien) als ihren Gebieter erkennen und übrigens in der Welt nicht viel zu bedeuten haben. Man wollte mir gar nicht glauben, als ich von 40 Millionen Niemetz redete mit dem Bemerken, daß unſer Land mehr Leute habe als das Padiſchahlik von Stambul, mehr als die „Inkilis Adaleri" (brittiſchen Inſeln), ſogar mehr als das Reich des Bunabarde. Erſt wie ſie hörten daß Deutſchland nicht ſo wie Moskovien, wie Frankreich und das „Döblet Alije" (die hohe Pforte) einem einzigen Oberhaupte gehorche, ſondern durch 38 Köpfe von verſchiedenſter Größe, vom Koloß bis zur kleinſten Dimenſion herab, geleitet werde, war ihnen alles klar. „Da kann bei euch freilich nicht viel zuſammengehen" meinten die guten Osmanli und ſtrichen ungläubiger als je die Bärte über meine Verſicherung, daß man in Deutſchland allgemein dafür halte, in den 38 Nemtſche-Köpfen herrſche allzeit ein und derſelbe Sinn. Nur das Verhältniß dieſer vielen Köpfe zum größten und oberſten, den

es ja doch geben müsse, konnte ich den Leuten nicht verständlich machen. Mehemed Alis neuere Position und die alten Dere-Bege (Thalfürsten) Anatoliens schienen die Sache noch am besten zu versinnlichen.

Ich erzählte — versteht sich kurz und dem Ideenkreis der Zuhörer angemessen — wie es bei uns vor 1000 Jahren stand, welche Rolle einst Deutschland gespielt und wie und durch wen wir hauptsächlich aus dem Einen ein Vieles und aus einem starken Volke ein schwaches geworden sind. Denn in Thessalien hat man in solchen Dingen volle Freiheit zu reden und die Sachen bei ihrem rechten Namen zu nennen ohne Anstoß, ohne Hemmniß, ohne Bedenklichkeit. Rohe Umrisse an der Wand über Lage, Größe, Abstand und Macht der Landschaften in Beziehung auf Stambul als Mittelpunkt alles staatlichen Lebens der alten Welt halfen den Worten nach und gaben allerlei Gedanken. Türken, die früher niemals ein Christenhaus besuchten, kamen zu uns und saßen stundenlang auf dem Divan, um von den Zeitläuften reden zu hören und Fragen zu thun. Am meisten Freude machte ihnen die Nennung der ganzen Folgenreihe ihrer Sultane von Osman I. bis Abd-ul-Medschid herab, welcher als Urquell aller Herrschergewalt noch immer — wie die guten Osmanli glauben — Krone und Investitur an die „sieben Kral" der Christenheit verleihe.

Selbst eine Berichtigung dieses tröstlichen Vor-

urtheils ertrugen sie geduldig und ein Mekka-Pilger machte am Ende den traurigen Epilog: er sehe wohl, wie es jetzt stehe, *Schimdi Padischah dejildür Top schimdi tadsch verir*, d. i. „jetzt verleiht nicht mehr der Padischah, jetzt verleiht die Kanone das Diadem."

In dieser Weise entstand nach und nach — wenigstens mit einigen Türken — eine gewisse Annäherung und Vertraulichkeit des Umgangs, wobei man sich nicht selten den letzten Gedanken sagte und besonders über die gegenseitigen Nationalsitten weitläufig verhandelte. Als höflicher Gast erkannte ich den Osmanli in nicht wenigen Dingen den Vorzug vor uns Christen zu und richtete einmal gleichsam als Neubekehrter die Taschenuhr in ihrer Gegenwart nach morgenländischer Tagesrechnung, was den Kredit noch weit schneller hob als selbst die politischen Lektionen mit Schattenriß und Nomenclatur der Padischahe. Dieser „Niemetsch," hieß es mit Verlaub, ist ein Mensch von Geist, er weiß das Bessere schnell zu unterscheiden und sich anzueignen.

Herabgewürdigt und ohne Zuversicht ist in der Türkei nur die Regierung; das Volk hat weder von seiner fanatischen Energie noch von seinem Selbstvertrauen etwas verloren und fühlt sich dem meuterischen Sinn der christlichen Raja ohne fremde Dazwischenkunft sogar in der europäischen Hälfte des Reichs vollständig gewachsen. Bei uns denkt man sich die christliche Bevölkerung der Olympus Halden,

der Pelion-Abhänge, der Pindus-Schluchten so gern als ein Geschlecht antiker Helden, voll Kraft und hoher Gesinnung, als eine Gattung gefesselten und gebannten Prometheus, dessen Zauber man nur zu lösen brauche, um in Hellas eine neue Welt zu schaffen. Unglücklicher Weise rechtfertigten diese „Helden des Nordgebirges" unsere schwärmerischen Hoffnungen zur Zeit des großen Aufstandes eben so wenig als die unkriegerischen Bewohner der südlichen Distrikte. Unregelmäßige Haufen albanesischer Milizen und türkischen Landsturms der Ebene dämpften die Bewegung im ersten Anlauf, plünderten und verbrannten der Reihe nach die für unzugänglich gehaltenen Dörfer und Städtchen im Gebirge, das sich bis heute noch nicht vom Ruin völlig zu erholen vermochte. Dieser Mensch — denkt sich vielleicht der Leser — mit seiner prosaischen Nüchternheit zerstört uns noch alle Träume, verwüstet alle Poesie! Warum nicht auch etwas hellenisch-patriotische Metaphysik und scholastische Schwärmerei wie bei dem liebenswürdigen, talentvollen und scharfsinnigen Cyprian Robert und in den Parlamentsreden eines Palmerston und Guizot zu lesen ist? Zwei Dinge scheinen mir heute unmöglicher als je: einmal daß sich im großen illyrischen Dreieck irgend ein christlich-byzantinischer Staat durch sich selbst zu erheben und politisch selbstständig zu constituiren, durch eigene innere Kraft sich frei zu erhalten und fortzuleben

vermöge; zweitens, daß irgend eine bleibende Schöpfung genannter Art durch den Occidentalismus in jener Gegend zu erwarten sey. Die eine Hälfte dieser Thesis wird durch die Wendung der Dinge in den Süd-Donauländern nach und nach auch den verblendetsten europäischen Gemüthern klar, die Richtigkeit der andern aber muß sich erst in der Folge zeigen. Das Ganze soll sich ohne alle Kränkung und Verunglimpfung anderer Ansichten lediglich auf bessere Kenntniß der Seelenzustände jener Völker, sowie auf schärfere Wahrnehmung der Kräfte stützen, die sich feindselig und nebenbuhlerisch auf jenem Boden gegenüberstehen.

Während meiner Anweisenheit in Turnovo befand sich der Gemeinderath in großer Bedrängniß und hielt wiederholte Sitzungen, weil er auf Befehl des Statthalters Namik-Pascha plötzlich und in kürzester Frist über Verwendung der Gemeindegelder und über die eingehobenen Steuern Rechnung legen sollte, solche Rechnungen aber in Turnovo, wie an vielen andern Orten äußerst schwer zu stellen sind. Die Bürger — offenbar etwas turbulente und von St. Simonistischen Ideen angebrannte Köpfe — hatten eine Klagschrift eingereicht, der Gemeinderath lege mehr Steuer um als die Regierung verlange; auch verwende er die Armenfonds nicht gerade jeder Zeit zum Trost der Dürftigen und die Gemeindetaren nicht für öffentliche Zwecke, sondern habe beides in eine Quelle eigenen Vortheils und

selbstsüchtigen Privatvergnügens umgewandelt. Leider war auch der Erzbischof von Lariſſa in der Sache betheiligt, weil er aus natürlicher Abneigung gegen die hauptsächlich von Türken bewohnte Metropole einen großen Theil des Jahres in dem nur drei Stunden entfernten und beinahe ganz christlichen Turnovo lebt, wo er eine schöne Kirche, eine bequeme Wohnung nebenan und reichliches Einkommen besitzt und folglich nach der Conſtitution der morgenländiſchen Kirche zugleich das große Wort im Verwaltungsrath zu führen hat. Aus Achtung für die hohe Würde des Prälaten ließ ich mich auch vorſtellen und kam ſpäter mit Herrn ** einige Male, um Sr. Heiligkeit meine fortwährende Ehrfurcht zu bezeugen, in das Haus. Die Wohnung iſt nur ein Erdgeſchoß dicht an der Kirche und ſammt dem weiten, maulbeerbaumbepflanzten Hofraum durch ein Mauerquadrat von Straße und Blick der Ungläubigen abgeſchieden. In ſibiriſches Pelzwerk eingehüllt ſitzt der Erzbiſchof, wie ein Paſcha, mit untergeſchlagenen Beinen im Divanswinkel, das ſtrenge Antlitz gegen den Eingang gewendet, um jeder Bewegung Meiſter zu ſeyn.

Langes Reden und vieles Fragen iſt nicht im Geſchmacke des hochwürdigſten Prälaten; er hat dem Anſchein nach andere Sorgen und iſt immer aufs Ernſtere bedacht, beſonders auf Förderung des Seelenheils durch Mehrung irdiſcher Schätze und Schlichtung böſer Händel und verwickelter Intriguen, die auf

dem dornvollen Pfade der Tugend in Theſſalien fel-
ten fehlen. Gebürtig aus Mitylene und Mönch von
Profeſſion ſitzt Se. Heiligkeit jetzt auf dem dritten
Thron, für welchen ohne die Gaben an Kanzleiper-
ſonale und türkiſche Patrone nur an den Patriar-
chen allein die Summe von 20,000 Gruſch (2000
Gulden C. M.) zu erlegen war. Einen vierten noch
einträglichern Sitz zu erſtehen erlauben die canoni-
ſchen Geſetze nicht, und ſo muß ſich der ehrwürdige
Kirchenfürſt zu nicht geringem Herzeleid für den Reſt
des Lebens mit der Archiepiskopal-Tiara von Lariſſa
begnügen und durch Fleiß, Gebet und geiſtliche In-
duſtrie die Lücken auszufüllen ſuchen, welche das ma-
gere Vließ ſeiner Schäflein jährlich in den apoſtoli-
ſchen Taſchen läßt.

Im Allgemeinen wiſſen ja die Leſer, daß ſich der
orthodoxe Klerus in der Türkei, wie der katholiſche
in Irland, nach der Confiskation des Kirchenguts
und nach Verdrängung des Chriſtenthums vom Rang
einer Staatsreligion nur mit den Stolgebühren, Ge-
meindeumlagen und freiwilligen Beiträgen der Gläu-
bigen behelfen muß. Ohne Zweifel wäre die Lage
noch weit ärmlicher, wenn die Oberprieſter nicht zu-
gleich an der Spitze der Civilverwaltung ihrer Re-
ligionsgenoſſen ſtünden. Der Erzbiſchof von Lariſſa
iſt zugleich oberſter Polizeichef, erſte richterliche In-
ſtanz in Rechtsſtreitigkeiten über Mein und Dein,
Vorſitzer bei Steueranſätzen, bei Verwendung des

Armengeldes, bei Vertheilung außerordentlicher Spenden wohlthätiger Christen, so wie bei allen Testaments-Exekutionen seiner Heerde. Und wer wollte es den frommen vielgeplagten Hirten übel nehmen, wenn sie ihr kümmerliches Loos zu verbessern suchen und für ihre große Mühe hie und da etwas auf die Seite legen oder vielmehr in brüderlichem Einverständniß mit den weltlichen Primaten etwas mehr „Wolle scheeren" als eigentlich nöthig wäre. Das hat freilich mitunter auch seine Schwierigkeiten, weil man jetzt sogar im Lande der Osmanli rechnen lernt, die Verordnungen kennt und den Gemeindevorstehern schärfer als weiland auf die Finger sieht.

Ein stehender Posten in den Communalrechnungen sind die „geheimen Ausgaben zum Nutzen der Gemeinde", und wenn dies alles noch zu wenig ist und den Heißhunger der Verwalter nicht zu stillen vermag, so fehlt am Tag der Steuerablieferung an die türkischen Kassen zufällig ein gewisses Quantum, worüber natürlich ungesäumt die Mahnung der Oberfinanz-Behörde erscheint. „Fünfzehntausend Grusch (1500 Gulden Conv.-Mz.) fehlen an der Summe der katholisch-christlichen Gemeinde[1] und Don***, der für Alles hafte, möge das Mangelnde heute lieber als morgen nachsenden, bei Vermeidung der Exekution." — Das war nun freilich eine verdrießliche Nachricht

[1] Nicht zu Turnovo in Thessalien.

und der Kasus wurde ungesäumt in einer Sitzung der Gemeinde-Bevollmächtigten verhandelt. „Ich habe nichts zurückbehalten", sagte Don A.; „mein weltlicher Collega und Mitvorstand muß den Griff gethan haben, er hat das Geld abgeliefert." Der weltliche Collega und Mitvorstand läugnete auch nicht. Er habe aber das Fehlende zu geheimen nicht wohl näher zu bezeichnenden Zwecken für Nutzen und Frommen der Nation **schen Bekenntnisses ausgegeben und man möge daher den Schaden durch Nachschuß und Zusatzpfennig der Steuerbaren decken. Es gab Widerspruch, selbst Scenen gewisser Heftigkeit fielen vor und Don A. mußte augenblicklich Zahlung leisten. Der Mitvorstand wurde zwar abgesetzt unter strengen Reden des geistlichen Collegen, aber am nämlichen Abend noch vom Strafredner zu Tisch geladen und der gemeinsame Verdruß unter Zuwinken und geheimnißreichem Lächeln freundschaftlich weggetrunken. Wie die Sache weiter ging und endete, gehört nicht hieher. Genug, wenn der Leser weiß, daß Regieren und Verwalten in der Türkei mit mancherlei Schaden, Verdrießlichkeit und Aergerniß verbunden ist; am Ende aber doch immer die Vielen für die Rechnungsfehler und falschen Griffe der Einzelnen stehen müssen.

Um sich im Dienst der Gemeinde zu stärken und gegenseitig zur Standhaftigkeit anzufeuern, halten die Vorsteher hin und wieder gemeinschaftliche Mahlzeiten, wozu die Kosten aus den Ersparnissen am

Armengeld und aus andern Erüberigungen bestritten werden. Zu solchen Communalessen pflegt man alle bedeutenden Familienhäupter, auch wenn sie nicht eben in der Verwaltung sind, aus Höflichkeit und Vorsicht einzuladen. Bei dieser Gelegenheit Jemand zu übersehen, der sich auch unter die Leute von Bedeutung zählt, könnte zu großen Unannehmlichkeiten führen, wie es in Turnovo wirklich kurz vor meinem Aufenthalte daselbst geschehen ist. Denn wirklich hatte man Pandasy den alten Garnfärber, einen etwas derben und barschen Mann, beim Herbstschmaus vergessen und weggelassen. Das war nun groß gefehlt, nicht etwa weil die Gemeinderäthe das „Brod des Armen" aßen, sondern weil sie es ohne Pandasy, den alten Garnfärber, essen wollten. Die Zusammenkunft war in einem einsamen, unweit der Stadt zwischen Cypressen und Maulbeerbäumen romantisch versteckten Klösterlein, und eine äußere Holzstiege führte aus dem lehmummauerten Hof zum luftigen Tafelzimmer hinauf, wo die Primaten mit dem Erzbischof an der Spitze voll guter Dinge waren.

Bei den vielen Arbeiten und Sorgen hat Se. Heiligkeit gewöhnlich scharfen Appetit und findet insbesondere, daß ein guter Schluck Gebranntes seiner Constitution noch am besten zusage. Doch muß man aus Liebe zur Wahrheit bemerken, daß Se. Heiligkeit auch etwas ertragen kann und Vormittag allermeist,

und als sorglicher Wächter seiner Heerde häufig sogar auch Nachmittag vollkommen bei Trost und nüchtern ist. Mit weggelegtem Ueberwurf und aufgestülpten Aermeln saß der ehrwürdige Prälat am Ehrenplatz und ermunterte seine Mitgäste zur Frömmigkeit, gab ihnen geistliche Lehren und machte sie unter Lob und Preis auf die Allmacht Gottes aufmerksam, die in Thessalien so guten Wein, so kräftiges Brod, so süße Kräuter und so fette Schöpsenkeulen wachsen lasse. Auch fand Se. Heiligkeit, daß es bei aller menschlichen Unzulänglichkeit und Schwäche im Grund genommen an Gottesfurcht, an frommen und christlichen Gedanken zu Turnovo und Lariſſa noch nicht gebreche und daher die beste Hoffnung vorhanden sey, der gute Gott werde seiner Heerde in Zukunft vielleicht noch milder und gnädiger gedenken als bisher geschehen. Der fromme und gottesfürchtige Prälat war besonders heiterer Laune und man hatte vor dem geistlichen Gelage aus den Communal-Erüberigungen Gastgeschenke in türkischen Goldmünzen an die Zechenden vertheilt, wobei der Antheil des hochwürdigsten Pontifex natürlich nicht der geringste war. Aber sieh da! inmitten der geistlichen Lustbarkeit geht die Zimmerthüre auf und Pandasy der alte Garnfärber tritt herein.

Wie ein zweiter Ulysses im Saal der Freier stand der Mann aus Turnovo mit einem mächtigen Kurbatsch unter der Thüre und hinter ihm ein handfester

Genosse als Stützpunkt in etwaiger Noth. Das aufgedunsene dunkelblaue Gesicht war noch dunkler gefärbt, die kleinen grauen Augen sprühten Zornesfunken unter struppigen Brauen hervor und ein Strom von Schmähungen ergoß sich über die verblüfften Zecher und den hochwürdigsten Vorsitzer des Mahles. Gewissenlosigkeit, Schelmenstücke, Diebeskniffe und derlei verfängliche Dinge warf er ihnen vor, und „ob sie sich nicht schämten den Armen das Brod vom Munde wegzunehmen und schwelgerische Gelage zu halten, während so viele christliche Familien in Turnovo am Hungertuche nagen?" Niemand antwortete in der ersten Ueberraschung, man war ja ungerüstet und sah den mit einem Knotenstock bewaffneten Helfer vor der Thüre. Der Rasende vergaß sich völlig; wie vom Dämon fortgerissen schritt er zum Tisch heran und schwunghafte Peitschenhiebe klatschten sausend auf den gottgeweihten Prälaten nieder. Aber gestärkt durch Speise und Trank sprang der beleidigte Oberpriester auf und packte den ruchlosen Färber mit fester Hand. Es entstand wüthendes Gemenge, es regnete Hiebe, Püffe, man kratzte, spie einander ins Gesicht; Pandasy faßte den Gegner am ehrwürdigen Mönchsbart, und am Ende kamen die Ringenden bei der Thüre hinaus und rollten ineinander verbissen und verschlungen über die Holzstiege in den Hof hinab, wo man sie endlich nach erschöpfter Wuth auseinander brachte.

Der alte Pandasy und sein Begleiter schwangen sich aufs Pferd und ritten in die Stadt zurück, der Erzbischof aber ging wieder in den Saal hinauf. Ein Blitz, möchte man glauben, sey aus den Wolken auf den verruchten Frevler niedergefahren, der seine Hand wider den Gesalbten des Herrn aufgehoben hatte. Die unerschöpfliche Langmuth Gottes, welcher ohne Zweifel seinen Diener prüfen wollte, kam aber bei dieser Gelegenheit wieder deutlich ans Licht; denn nicht nur ist der Blitz nicht herniedergefahren, die Gemeinde konnte auch die Entfernung ihres mißhandelten Erzbischofs auf wiederholtes Begehren nicht erwirken. Die türkischen Behörden nahmen für den Garnfärber Partei; man vermittelte, suchte auszusöhnen, „es sey nur momentanes Aufwallen der Leidenschaft, des Affektes, des gekränkten Selbstgefühls ohne alle nachhaltige Bosheit gewesen, das man gegenseitig vergessen müsse.“ Zu nicht geringer Schmach des christlichen Namens blieb der Garnfärber unbestraft und behielt Se. erzbischöfliche Heiligkeit ihre Schläge wie ihren Sitz bis auf den heutigen Tag. Ein Augenzeuge hat mir alles erzählt. Jeder aufrichtige Freund der Religion muß das Loos der byzantinischen Priesterschaft beklagen, weil sie im Schmutz irdischer Interessen befangen, nirgend jenen achtunggebietenden Grad von Unabhängigkeit und jenen höhern reinen Glanz besitzt, den nur Uebergewicht geistiger Vorzüge und sozialer Stellung gewähren kann.

Die byzantinische Kirche ist die Magd ihrer Gläubigen, die ihrerseits Knechte eines fremden Eroberers sind. Durch Sittenreinheit und strenges Exempel die Heerde erbauen und zur Tugend führen, wäre schön; aber auch durch geistliche Censuren das moralische Uebel bekämpfen, wäre für das Allgemeine schon Gewinn. Das erstere ist in Thessalien eben so schwer als überall, das andere aber in den politischen Verhältnissen der anatolischen Kirche nicht praktikabel, weil es Uebertritte zur herrschenden Staatskirche das Islam erzeugt. „Willst du leben und deine Einnahme nicht verlieren, so lasse mich gewähren", sagt der vornehme reiche Grieche. „Drückst und verfolgst du mich, so werde ich Türke und räche mich", spricht der Arme und Geringe. An sittliche Veredlung und Besserung durch Zuthun der *Ecclesia militans* ist unter solchen Umständen nicht zu denken; spontane Gewissensregungen und innere Erleuchtung führen hier allein zur Besserung. Desto leichter wird man sich die spekulative Gewandtheit erklären, mit welcher der griechische Pope und Erzpriester vor allen Geistlichen der Christenheit, Geldgeschäfte zu leiten und geistlichen Erwerb überhaupt zu betreiben versteht. *„Tabu"* nennen die Götzenpfaffen auf den Südsee-Inseln jedes ihnen anständige irdische Gut, um es vor den Griffen der Laien sicher zu stellen. Erst in Turnovo erfuhr ich zufällig, daß der byzantinische Klerus ein ähnliches Erwerbsmittel ausgedacht und

jährlich bedeutende Werthe als „Gut des heiligen Grabes" (τοῦ ἁγίου τάφου) in seinen Gewahrsam bringt.

Wie man in der lateinisch-katholischen Kirche für „*propaganda fide*" sammelt, wirkt und spekulirt man in der griechisch-katholischen, um das heilige Grab vollends den „abgöttischen" Lateinern zu entwinden. Nicht etwa nur Baares wird angenommen; auch seidene Stoffe, Brokate, Teppiche, kostbare Möbel, Stickereien in Gold und Silber, Perlenschnüre und diamantengeschmückte Heiligthümer werden bei den Kirchen hinterlegt und als „Heiliggrab-Gut" aller Reklamation, ja nicht selten den Ansprüchen legitimer Erben enthoben. Denn Papa-Chilio, des Erzbischofs Vikar zu Turnovo, versichert die reichen Wittwen, „nichts sey Gott gefälliger und führe sicherer zum Himmel als Bereicherung des heiligen Grabes selbst auf Kosten der eigenen Kinder." Geld, sagt der fromme Pope, führt zu Müssiggang und Sünde; die Jungen sollen sich nur selbst bemühen, sollen arbeiten, sparen, sammeln, die Matronen aber sollen fleißig fasten und an gebotenen Tagen außer Teig mit Feldgras nichts genießen und *ihm* das Erübrigte bringen, damit er es beim heiligen Grab auf geistliche Zinsen lege.

Der äußerste, letzte, allgemeinste und immanenteste Gedanke der byzantinischen Kirche ist das heil. Grab. Byzanz ist centripetal und nur innerhalb der Gränzen thätig; das universelle centrifugale Rom dagegen, sinnt zu gleicher Zeit wie es den Buddhaisten von

China und den Anthropophagen auf Nukahiwa und Tonga-Tabu das sanfte Joch christlicher Gesittung und geistlicher Herrschaft auf den Nacken lege. Ein byzantinischer Tasso würde die Befreiung Jerusalems von den Lateinern zum Thema seiner Gesänge wählen. Die abenteuerlichsten Sagen über Mirakelkämpfe und Siege der orthodoxen Bischöfe in der heiligen Stadt wider den abendländischen Erbfeind cirkuliren unter den gläubigen Garnfärbern von Turnovo, und der Titel eines Heiliggrab-Pilgers verleiht dem anatolischen Christen nicht geringern Ruhm als die Wallfahrt nach Mekka dem Mohammedaner gibt.

Was der abendländischen Kirche nie ganz gelingen wollte, oder schnell wieder verloren ging, hat die morgenländische vollständig durchgesetzt: sie ist eine compakte Einheit in Sinn und Bestrebung und ihre größte Stärke liegt in der Mäßigung mit der sie erst nur um Anerkennung gleicher Rechte ringt. Nach dem Siege wird sie ihrerseits zum Angriff übergehen.

Diese einzelnen Sittenzüge aus dem Leben der Thessalier unserer Tage mögen manchem Leser vielleicht kleinlich, ja unbedeutend und sogar langweilig scheinen und man fände es vielleicht unterhaltender und viel lehrreicher, wenn ich mit Uebergehung geistiger und materieller Zustände der byzantinischen Jetztzeit mehr das Alterthum in Angriff nähme und gewisse äußerst wichtige, aber noch immer unentschiedene Streitfragen der Archäologie zu lösen und z. B.

akademiſch-gründlich herzuſtellen ſuchte, ob Jaſon die linke oder ob er die rechte Sandale verloren, wo und aus welchem Geſchirr eigentlich Achilleus das Bärenfett gegeſſen und welchen Weg der verzauberte Eſel Lucians auf ſeiner empfindſamen Reiſe aus Theſſalien nach Macedonien genommen habe; item zu welcher Klaſſe die von Pyrrha und Deukalion nach der Fluth hinter ſich geworfenen und in Menſchen verwandelten Pindusſteine gehörten? ob es Granit, Glimmerſchiefer, Feldſpath-Porphyr, rother Sandſtein oder Dolomit geweſen ſey? An alle dieſe Fragen und noch an viele andere dachte ich oft genug in Turnovo. Ich war ja mitten auf dem Schauplatz der älteſten Mythenwelt und der Uranfänge des helleniſchen Volkes, ſah täglich den niedrigſtreichenden Pindus, das Oetagebirge, den Pelion, den Oſſa und die vielwipflige, breite, maſſige, hohe Wand des nahen Olympus mit dem fetten Wintergrün der lariſſäiſchen Ebene vor meinem Auge prangen und hielt mit den Centauren von Wlachojani, wie mit den Giganten der ſpindelreichen Ampelakia freundlichſten Verkehr. Nicht wie die Leute, welche Phthia und Schönhellas bewohnten und Myrmidonen, Hellenen und Achäer hießen,[1] vor dreißig Aeonen waren oder nach dreißig Aeonen etwa ſeyn könnten und ſollten, ſondern wie ſie heute ſind, wie ſie jetzt denken und

[1] *Οἵ τ' εἶχον Φθίην, ἠδ' Ἑλλάδα καλλιγύναικα, Μυρμιδόνες δὲ καλοῦνται καὶ Ἕλληνες καὶ Ἀχαιοί.*

handeln, was sie gegenwärtig suchen, hoffen und fürchten, ist diesen Skizzen als Ziel vorgesteckt. Mögen andere vom „Lanzenschwinger Epistrophos", von Selepias, Protesilaos und Philoktetes reden und das „schöngebaute Jolkos" und die larissäischen Tänzerinnen preisen; ich erzähle von Seldschuken, Wlachen und Gräko-Slaven, von Krappwurzeln, Weberschifflein und Metropoliten, von Papa-Chilio und Garnfärber Pandasy, vom breiten dunkelgrünen Maulbeerblatt und vom melancholisch-lieblichen Klageruf des „Gkjon" durch die mondstillen, heiterfrischen Sommernächte von Turnovo. Wem das Gemälde verzerrt und widerlich scheint, der klage die Menschen an, daß sie nicht besser sind. Es ist hier vielleicht etwas mehr als Menander; doch nicht ganz die Ungebundenheit der alten Komödien, die

Siquis erat dignus describi, quod malus aut fur
Quod moechus foret aut sicarius aut alioqui
Famosus, multa cum libertate notabant.

Nach einwöchentlicher Rast und sattsamer Bekanntschaft mit den Verhältnissen Thessaliens überhaupt und Turnovo's insbesondere ward ein Ausflug nach der Hochebene Alasona unternommen, um das Land auch im Einzelnen kennen zu lernen. Ich wollte wissen warum Homer der Stadt Oloosson (heute Alasona) den Beinamen λευκήν, „die weiße" gibt.[1] Auch hatte ich schon zu

[1] .... πόλιν τ' Ὀλοσσόνα λευκήν. Iliad. II, v. 739.

Theſſalonich gehört, ein Mann von Tſcharnitſchena auf derſelben Hochebene ſey im Beſitz von mehr als zwei Pfund neugefundener Münzen des Alterthums, unter denen ſich vielleicht *inedita* aus den Zeiten der theſſaliſchen Republiken finden könnten. Nach den europäiſchen Landkarten wäre Alaſona wenigſtens 12—15 Stunden von Turnovo entlegen; der wirkliche Abſtand beträgt aber nur vier Stunden im gewöhnlichen Karavanenſchritt. Außer dem Hausherrn und dem oft bemeldten Empirikus Konſtantin ſchloß ſich Ali-Beg, der Sohn eines reichen Albaneſen aus Lala, mit ſeinem Diener, der ehmals Räuber war, der Geſellſchaft an. Vermuthlich war Ali-Begs Vater als Polizeichef von Turnovo begierig zu wiſſen, was ein Franke um dieſe Zeit in Tſcharnitſchena für Geſchäfte haben könnte.

Der Leſer erinnert ſich noch, daß Turnovo nur etwa 500 Schritte vom ſanft anſteigenden Uferrand der großen Ebene liegt. Dieſer Rand, wie zum Theil auch ſchon früher bemerkt wurde, iſt eine vom Fuß des ſchieferreichen Olymp auslaufende, dürre, gerundete Hügelkette aus nackten Marmorfelſen ohne Baum, ohne Quelle, ohne Grün und nur mit einem ſtaubigen, ſalbeiähnlichen Kraut aus dem Geſchlecht der Sideritis, wenn wir nicht irren, traurig und dünne bewachſen, während der „ſmaragdgrüne Raſen und das dunkle Grün der Binſen, Geſträucher und Bäume" auf der von Quellen und Bächen reich getränkten

Fläche das Auge ergötzt und das Gemüth erheitert. Wir ritten etwa anderthalb Wegstunden am Fuß der dürren Hügelkette bis zum Punkt, wo sie, unmittelbar hinter dem Koniaridorfe Mati stumpfwinkelig mit dem Granit der Olympuswurzel zusammenrinnt. Ein krystallheller wasserreicher Bach, wir sahen es nicht ohne Entzücken, quillt unmittelbar unter dem ausgebrannten Gestein hervor und hat sich dicht am Ursprung ein tiefes (die Eingebornen sagen bodenloses) Becken mit hellgrünem Wasserspiegel und einem Kranz hohen Schilfes gegraben. Ein Platanendickicht von riesigem Wuchs gibt dem Wanderer Schattenkühle und aus dem überströmenden Born zieht durch Gebüsch und Grün der lange Silbersprudel zwischen den Seldschuken-Dörfern in der Richtung gegen Tempe zum Bett des Sarantaporos und mit diesem in den welligen Peneios hinab. Im Gegensatze mit dem periodisch rauschenden Wildstrom von Turnovo möchten Neuere in diesem schönen Bache den „lieblichen Titarestos" der Iliade erkennen.[1]

Um die Sterblichen für das reiche Gut einer so üppigen Strömung und einer so erquickenden Schattenfülle gleichsam zu bestrafen, und das große Gesetz der Contraste aufrecht zu erhalten, liegt unmittelbar hinter dem Raume des dürren Hügelrandes, beinahe eine Wegstunde vom Brunnen der Glückseligkeit

[1] *Οἵ τ' ἀμφ' ἱμερτὸν Τιταρήσιον ἐρχ' ἐνέποντο,*
ὅς ῥ' ἐς Πηνειὸν προΐει καλλίρροον ὕδωρ.

entfernt, ein Chriſtendorf ohne einen einzigen Baum und ohne alles Waſſer, ſo daß der tägliche Bedarf für die ganze Gemeinde, für Menſch und Vieh, in Fäſſern vom Born der Ebene heraufzuſchaffen iſt. Und doch bleibt das Dorf von Geſchlecht zu Geſchlecht auf dem undankbaren Grunde! Der Menſch, ſcheint es, lebt um jeden Preis, und Gewalt und Natur mit allem Muthwillen tyranniſcher Laune ſind noch ſchwächer als ſeine Geduld.

Theſſalien iſt mehr als jedes andere Land der türkiſchen Monarchie treues Sinnbild des Islam und des Evangeliums. Der Islam mit ſeiner Grundlage des Hochmuths und der Sinnlichkeit beſitzt alles Labſal der grünen fetten Trift; das Evangelium dagegen als Religion der Demuth, der Armuth, der Entbehrung und des beſtändigen innern Kampfes hat in Theſſalien überall nur die ausgebrannten, ſchatten- und waſſerloſen Schieferhalden des großen Uferrandes als Erbtheil erhalten. Die Weiber dieſer „Waſſerloſen" hüten den Herd und weben, die Männer ſuchen als Handwerker, Taglöhner, Schnitter, Säemänner und Spekulanten Brod und Erwerb in der Ebene, in großen Städten, auf fernen Küſten, und kommen im Winter oder Zeitweiſe mit dem Erübrigten in ihre traurige, aber doch theure Heimath zurück. Dieſe Gemeinden ſind ſicher, weil niemand ihren ertragloſen Boden begehrt. Doch ſind Heldenmuth und nachhaltiger kriegeriſcher Ungeſtüm, wie ihn die

Romantik des Abendlandes den Dürr-Haldenbewohnern des großen Ringbeckens leiht, in neuern wie in ältern Zeiten nicht sonderlich zum Vorschein gekommen. Sind Albanier und reine Slaven, wie z. B. der Tschernogorze (Montenegriner) herausfordernd und kriegerisch, so ist der Gräko-Slave und der Gräko-Wlach eher kleinmüthig, geduldig und verzagt.

Von dem slavisch benannten, aber ikonisch bewohnten Dorfe Mati kamen wir in einer Stunde sanften Rittes in ansteigender Schlucht auf die Höhe des Passes, wo ein albanesischer Soldhaufen zur Hut des Uebergangs unweit eines isolirten Wartthurms am Bivouakfeuer lag und uns erst nach scharfem Examen und gehörigem Ausweis, als wären wir Klephten, vorüberließ. Der Paß wird Meluna genannt und gewährt einen überraschend schönen Rückblick auf die große „pelasgische" Ebene, die sich wie ein grüner, von Silberfäden durchwirkter Teppich weit über das im Dunstkreise schwimmende Minaret-Gewirre von Larissa und die deutlich zu erkennenden Salambria-Windungen in prachtvollem Panorama auseinanderzieht. Eine kürzere und weniger steile Schlucht führt auf der andern Seite des Bergsattels auf die kleine Hochebene von Alasona hinab, die ein vollkommenes Ebenbild der großen Centralfläche in verjüngtem Maße ist. Bei einem Durchmesser von etwa anderthalb Stunden mag sie deren fünf im Kreise zählen und hat, wie man es schon vor mir bemerkte, ganz

das Ansehen eines plötzlich zum Festland erstarrten Sees mit ungleichem Küstenrand. So spiegelglatt, nivellirt und feingebürstet ist der früchtenschwangere humusreiche Grund.

Die Schluchten des Olympus und der Cambunischen Berge, die mit ihren Ausläufern die ganze Umwallung der lieblichen Fläche bilden, spenden ihre Wasser theils perennirend, theils periodisch und treiben die Pappel, den Maulbeerbaum, die Weinrebe und den Maisstengel in strotzender Fülle empor. Kaum waren wir vom Bergsattel herabgestiegen, als vom entgegengesetzten Rand der Ebene Stadt und Felsenkloster Alasona mit den weißlichen Klippen herüber leuchteten und uns das Räthsel des Homerischen Epithetums erklärten. Rechts am Fuß der Olympushalde, wo aus breitem Schlunde der Wildbach hervorrauscht, hing die „Maulbeerstadt“ [1] und neben ihr ein anderes Kloster lieblich unter Baumgruppen und dunkelm Laubwerk versteckt. Hier war unser Ziel. Aber die Münzen, das hörten wir gleich nach unserer Ankunft im Einkehrhause von Tscharitschena, hatten bereits ihren Weg nach Athen genommen und die Scheu vor dem Bölük-Baschi-Sohn, den man in unserer Begleitschaft sah, hemmte allen weitern Verkehr. Kaum ein und anderer Christ wagte es insgeheim seine ärmliche Waare anzubieten. Arm

[1] Das ist Tscharitschena, auch Tscharnitschena und Tscheritschani gesprochen.

seyn und doch jedesmal die Steuer pünktlich zahlen, ist die einzige Tugend, die man von türkisch regierten Unterthanen fordert.

Noch ehe wir uns recht niedergelassen und den Ort besehen hatten, waren die Geschäfte auch schon abgethan, und wir hätten leicht noch denselben Abend nach Hause reiten können. Wir blieben aber doch die Nacht und einen Theil des folgenden Morgens, um einige Primaten der Maulbeerstadt beimzusuchen und den Rückweg über das etwa eine halbe Stunde entlegene „weiße" Alasona zu nehmen. Tscharitschena, sagt man uns, hat zwischen 700 und 800 Wohnhäuser mit breiten vorspringenden Dächern und häufig mit einem viereckigen Zinnenthurm aus Stein wegen der Olympusklephten, in deren unmittelbarem Bereich am Eingang der tiefklaffenden, wildtosenden, frischathmenden Bergschlucht, zum Theil auf sanft ansteigender Halde die Ortschaft liegt. Der dreiarmige Wildbach, die vielen Brücken und Stege, die laufenden Rohrbrunnen, selbst die Unebenheiten des Bodens, besonders der Reichthum an Quellen, hellgrünem saftreichem Grase und Gestrüpp innerhalb der Stadt, und das breite dunkelgrüne Laub der über die Dächer ragenden Terrassenbäume vermehren die Lieblichkeit der Lage und zugleich die Schuld der Menschen, daß ein solcher Ort nicht Sitz des Friedens, des Ueberflusses und des allgemeinen Glückes ist. Noch stehen zwar einige Häuser leer und mehre sind ganz einge-

fallen; doch hat sich keine Ortschaft Thessaliens von den wiederholten Plünderungen und Bedrückungen durch Klephten und Albanesen während des Aufstandes so schnell erholt als diese Maulbeerstadt Tscharitschena, die, wie schon früher gesagt, zugleich mit Turnovo und Ampelakia so lange Zeit das gewinnbringende Seiden- und Garnmonopol mit dem Occident besaß.

Wie in beiden genannten Plätzen ist auch hier von der alten guten Zeit nur ein Schatten mit reichem Maße übler Launen zurückgeblieben. Europäern begegnet man in den weiland vornehmen und reichen Primaten-Häusern von Tscharitschena mit zurückschreckender Kälte, wo nicht gar mit ausgesuchter Unhöflichkeit. Die Generation der beglückten Garn- und Seidenhändler, die einst jahrelang in Ungarn, in Wien, in Leipzig wohnten und deutsch lernten, ist noch nicht ausgestorben; von den großen Summen aber, die weiland aus dem „witzlosen Nemtzilande" nach Thessalien rannen, sind leider nur die Erinnerung noch geblieben und der Verdruß über das verlorne Glück. Egoistisch zurückstoßende Kälte des Occidents gepaart mit der allen byzantinischen Christen angebornen Herzlosigkeit gibt an sich schon keine besonders liebenswürdigen Charaktere. Fügt man zu dieser saubern Mischung noch eine tüchtige Dosis des herabgekommenen und bankerotten Handelsorten überall eigenthümlichen Tones schmollender Bitterkeit und

kleinlich boshaften Sinnes hinzu, so hat man fürwahr die Elemente einer neuen, bei den Physiologen noch nicht aufgezählten Menschenspecies, deren schönste Exemplare in Tscharitschena und Ampelakia sind. Dagegen waren wir dem Bischof des Ortes ein willkommener Besuch, und der freundliche Prälat dankte meinen einheimischen Begleitern ausdrücklich für die Ehre einen „Franken" in sein Haus geführt zu haben.

Der Mann war ein noch junger, schwarzköpfiger, rüstiger Bulgaro-Slave, der neben der Muttersprache geläufig griechisch und türkisch verstand, aber gegen die Gewohnheit seiner Standesgenossen die Kalogeros-Mütze weggelegt, und das rabenschwarze Haar in zierlicher Toilette zusammengerichtet hatte. Die anständigen Fragen des Bischofs, sobald er wußte woher der Fremdling komme, über bayerische Staatsverfassung, über Gemüthsart und Geist des Königs, so wie über Macht und Kraft der einzelnen Fürsten Germaniens und über kirchliche Ordnung insbesondere verriethen schnell, daß wir zu einem der begabtesten, geistvollsten und hellsten Köpfe des byzantinischen Clerus gekommen waren. Der Mann hatte Ideen und könnte unter günstigen Umständen bei seinen Glaubensgenossen eine bedeutende Rolle spielen.

Nicht ohne etwas Selbstgefälligkeit über die geräumige, zwei Stockwerke hohe und ganz gemauerte Wohnung und den reinlichen, eleganten „Hausstand"

fragte Monsignore, ob die Bischöfe im Frankenlande auch dergleichen Herrlichkeiten besitzen? Um die innere Glückseligkeit des Mannes nicht zu trüben, aber auch der Wahrheit nichts zu vergeben, ward dem Bischofhaus von Tscharitschena vor allen mir bekannten geistlichen Residenzen byzantinischer Lande der erste Rang zuerkannt, jedoch beigefügt, daß es besonderer Umstände wegen die Franki-Bischöfe in allen diesen Dingen noch viel weiter zu bringen wissen. Man beschrieb Form und Ausschmückung geistlicher Fürstenburgen, wie sie in Deutschland vor der Revolution waren und zum Theil auch jetzt noch sind und, so Gott will, bald wieder werden sollten. Ich erzählte in Kürze vom Pomp bischöflicher Aufzüge, vom gesegneten Einkommen der fränkischen Oberhirten, von der Größe ihrer Diöcesen, so wie vom andachtsvollen Luxus und vom großen Nutzen solcher Dinge für das Seelenheil.

Der Sprengel dieses in seiner Vorstellung so gewaltigen und glücklichen Slaven-Pontifex besteht eigentlich nur in den beiden Städtchen Tscharitschena und Alasona, von denen das eine nicht ganz, das andere aber auch nur zur Hälfte christlich ist. Die beiden Bauerndörfer am entgegenstehenden Rand der Spiegelebene sind ausschließlich von Mohammedanern bewohnt. Und doch genießt er alle Vorrechte des byzantinischen Episkopats, trägt am Altar die Kaiserkrone auf dem Kopf und wird — nach unsern

Begriffen — mit dem Titel „Königliche Hoheit" angeredet.[1] Als König und „Despot" gebührt ihm die morgenländische Adoration Seitens seiner Glaubensgenossen und ich sah oft genug, und sah namentlich auch hier wie der gläubige Empirikus von Turnovo jedesmal vor Sr. Hoheit von Tscharitschena auf alle viere niederfiel und mit der Stirne den Fußboden berührte. Bei den starrköpfigen Franken, wie man weiß, ist so viel Andacht und Demuth nicht üblich. Auch klagen die griechischen Bischöfe nicht selten über das straffe, irreligiöse und hochmüthige Benehmen derjenigen ihrer orthodoxen Schäflein, die eine Zeitlang im Occident waren und vom wahren Glauben „abgefallen sind".

Im byzantinischen Orient, bei Gräken und Türken, — man kann es nicht oft genug wiederholen, — gelten wir Abendländer ohne Ausnahme für eine Horde zuchtloser Libertins, die alle Bande göttlicher und menschlicher Disciplin abgestreift und in der Praxis keine Grenzscheide zwischen Gut und Böse anerkennen. Nicht genug! Uns Deutsche hält man überdieß noch allgemein und insgesammt für stupid und verzagt. Wenn man die erste und allgemeine Hälfte dieser Levante-Meinung im Selbst-

[1] Δεσπότης ist nach deutlicher Bestimmung des byzantinischen Staatsceremoniels der zweite Grad souveraner Fürstenwürde und ward namentlich den Königen von Serbien, Bosnien und Bulgarien amtlich zugestanden.

gefühl seiner Vorzüge auch noch ertragen und nöthigenfalls sogar erklären kann, so muß doch der zweite und besondere Theil dieser Nationalkritik in Betreff der Deutschen einiges Befremden erregen, besonders wenn man in Rechnung bringt, daß sich die Byzantiner ihr Urtheil nicht etwa a priori nach Diktaten und Randglossen irgend eines eben so unweltläufigen als tiefsinnigen capadocischen Metaphysikers und Katheder-helden, sondern aus eigener Erfahrung und unmittelbarem Verkehr mit den Deutschen der neuesten Zeit gebildet haben. Von sich selbst eine gute Meinung zu haben ist bei jedem Volke üblich, und selbst das Uebermaß der Eigenliebe wird verziehen; aber erst die Anerkennung durch die Fremden schafft jene innere Befriedigung und jenen vollen Ruhm, auf den die Nationen mit Recht so eifersüchtig und empfindlich sind. Und diese Anerkennung soll uns Deutschen, die wir jährlich zehntausend Bücher drucken lassen, von Leuten versagt werden, die bisher weder etwas Verständiges zu schreiben, noch etwas Kluges zu thun vermochten!

Oft habe ich bei mir selbst unter diesen Umständen nachgedacht, warum etwa das große deutsche Volk im Byzantinischen so geringen Credit genieße und dort weniger als z. B. bei unsern christlichen Nachbaren in England, Frankreich und Moskovien ob seiner Weisheit und Stärke gepriesen sey? Manchmal glaubte ich freilich den Grund entdeckt zu haben,

scheue mich aber doch mit dem Gedanken herauszurücken, den der Kluge von selbst erräth, der Thörichte aber doch nicht begreifen, noch viel weniger aber loben würde. Soweit ich in den byzantinischen Landschaften herumgekommen bin, habe ich überall gefunden, daß man sich Deutschland unter der slavischen Benennung „*Niemetz*“ (türkisch *Nemtsche*, griechisch *Νεμίτζιος*) als eine compacte politische Einheit mit einem einzigen zu Betsch (Wien) an der „Tuna“ residirenden allgewaltigen Oberhaupte denkt, wie etwa die Staaten von Stambul, Moskov, Frendsch und Inkilis. Wie ich aber das Irrthümliche dieser Vorstellung berichtigte und von den achtunddreißig an Umfang und Macht höchst ungleichen, von einander völlig unabhängigen, durchaus eigensinnigen, nach der gewöhnlichen Behauptung aber doch in gleichem Takt sich bewegenden und wenn es darauf ankomme, einsinnigen Staaten der Niemetz erzählte, sahen sie mich mit Augen an, in denen ich deutlich las: „Jetzt begreifen wir, wie und warum ihr seyd, für was wir euch halten.“

Der Bischof von Tscharitschena, der noch niemals einen Niemetz gesehen hatte und natürlich auch unsere politischen Einrichtungen nicht kannte, äußerte seine Verwunderung über eine Ordnung besagter Art mit Höflichkeit und schien auch die ideale Harmonie der achtunddreißig Selbständigkeiten weniger schwer zu begreifen als die türkischen Zwischenredner beim

Souper des Wesires von Lariſſa, bei dem wenige Tage nach unſerer Heimkehr von Alaſona derſelbe Gegenſtand verhandelt wurde. Voll Beſchämung muß ein Deutſcher die Augen niederſchlagen, weil man wenige Schritte jenſeits der Gränzen von dem großen deutſchen Vaterlande ſchon nichts mehr weiß. Den byzantiniſchen Völkern wenigſtens ſind wir heute noch eben ſo fremd als uns Europäern Tombuktu und die Negerſtaaten Inner-Afrika's. Ohne alle Ruhmredigkeit ſey es geſagt, ich habe gleichſam die erſten Begriffe über unſer politiſches Daſeyn in den Orient gebracht und eine Menge neuer Vorſtellungen auf der weiten Strecke zwiſchen Kolchis und den Pindusſchluchten in Umlauf geſetzt.

Das Verhältniß der Theile zum Ganzen, der ſouveränen Getrenntheit zur ungetrennten Einheit konnten die guten Osmanli nicht begreifen. Hätte ich den Leuten freimüthig geſtehen können, das Einsſeyn des deutſchen Staatencompleres ſey nur ein im abſtrakten Denkvermögen, nicht in der Realität Beſtehendes, ſey gleichſam nur ein idealer Begriff, der in der Wirklichkeit keine Anwendung finde, ſo wäre Allen alles gleich anfangs klar geworden. Aber wie könnte man ſo etwas behaupten und im Byzantiniſchen herumerzählen? Aus Patriotismus blieb ich verworren und unverſtändlich. „Aha!" ſagte endlich ein weiſer Osmanli, „jetzt verſtehe ich das Verhältniß der Theilfürſten zum Ganzen: es iſt daſſelbe wie

weiland der Dere-Bege Anatoliens zum Padischah." Wie sie aber hörten, daß der gewaltige Kral von Trandabul [1] auch ein Theil des deutschen Ganzen sey, war alles Verständniß wieder dahin. Am Schlusse solcher Unterredungen kamen wir meistens stillschweigend in dem Gedanken zusammen, „eine politische Verfassung, welche die Ausländer nicht begreifen und die Einheimischen selbst nicht allemal verstehen, eine Deutsche oder eine „Niemetzverfassung" zu nennen."

Mit dem Wesir Namik-Pascha, Statthalter von Thessalien, konnte man sich freilich leichter verständigen. Der Mann hat in Paris sehr gut Französisch gelernt, London und St. Petersburg besucht, Deutschland durchzogen, europäische Kulturbegriffe aufgenommen und sogar Abbé Millots Universalgeschichte gelesen. Zur Zeit der Reform hatte man ihm mit dem Rang eines Ferik (Generallieutenant) das große und wichtige Paschalik Makedonien anvertraut. Wie aber mit dem jungen Sultan die alttürkische Partei wieder ans Ruder kam und das Reaktionssystem nach und nach überwog, versetzte man den wegen seiner Reisen und seiner Erstrebnisse des „Giaurthums" verdächtigen Namik auf den geringern und weniger ergiebigen Posten Lariſſa. Sein Nachfolger in Salonichi kann nicht einmal die eigene Sprache lesen und schreiben, unterhält aber ein wohl-

[1] Unter diesem Namen versteht man in der Umgangssprache der Türken das preußische Königreich.

beſetztes Harem beider Geſchlechter, verachtet Europa und ſeine Wiſſenſchaft, plündert die Provinz und ward ob ſeiner großen Verdienſte zum Rang eines Muſchir (Marſchall) erhoben. Von alle dem iſt Namik-Paſcha das Gegentheil, und ſeine Verwaltung nennen ſelbſt die chriſtlich-griechiſchen Raja Theſſaliens eine gerechte.[1] Eben deßwegen kann er es unter den gegenwärtigen Umſtänden zu nichts bringen, und der ſchon vor zwei Jahren nicht ohne Sehnſucht und Zuverſicht erwartete Muſchirtitel iſt heute noch immer nicht nach Lariſſa gekommen. In der Türkei muß man „Verdienſte" haben, um vorwärts zu kommen!

Hr. von Mihanowitſch, zu deſſen Conſular-Sprengel auch Theſſalien gehört, hatte mir ein Schreiben an Namik-Paſcha anvertraut und wir ritten — der Weg beträgt nur drei mäßige Stunden — eigens nach Lariſſa hinein um es dem Weſir zu übergeben. Leute, die in der Welt herumreiſen, ſtellen gerne Vergleichungen der einheimiſchen und der fremden Sitten an. Und wenn man hier bemerkt, daß der Zutritt zu einem türkiſchen Großbeamten mit viel weniger Umſtänden und Gefahren verbunden iſt als bei den Weſiren deſſelben und oft noch weit geringern Ranges in der Chriſtenheit, ſo ſoll es kein Tadel, ſondern eine leere Beobachtung ſeyn, die ſich von

[1] *δὲν τρώγει ὁ βεζῆρις, πολλὰ ὀλίγο τρώγει ὁ Πασιά* hörte ich von Leuten der gemeinen, Vorgeſetzte meiſtens hart beurtheilenden Volksklaſſen.

selbst ergibt. Am Hofthor des Regierungsgebäudes, wo die oberste Civil- und Militärgewalt der Provinz residirt, fanden wir keine Schildwacht. Im Erdgeschoß, zum Theil in ärmlichen Schoppen auf zwei Seiten des innern Platzes, sind die Kanzleien. Im ersten Stockwerk, wohin man aus dem Hof auf einer hölzernen Außenstiege gelangt, ist ein offenes Vestibulum, wo sich die Cavassen und unmittelbaren Diener der Gewalt aufhalten und der Privatsekretär seine Stube hat. Diesem erklärt man seine Absicht mit dem Wesir zu sprechen, der unmittelbar am Vestibulum seinen Divan hat. Die Stelle der Zimmerthüre, die den ganzen Tag offen bleibt, vertritt ein Vorhang aus gefärbtem Tuch, das man ohne weitere Meldung auf die Seite schiebt oder, wenn man von Bedeutung ist, durch einen der Diener heben läßt.

Das alles ist aber so einfach und zugleich den engherzigen Begriffen und Satrapenlaunen des Occidents so widerstreitend, daß es einem disciplinirten Deutschen beinahe an der nöthigen Kühnheit gebricht ohne alles Zögern, Zagen, Fragen, Besorgen und Verneigen vorwärts zu gehen. „Geh nur hinein! was zögerst du?“ rief ein Albanese aus dem Vestibulums-Trupp dem Fremdling zu. Ich hob das Velum weg und sieh da! Namik Pascha in seinem kaffeebraunen Paletotsack, das kübelförmige dichtwattirte rothe Fes auf dem Kopfe, saß mit untergeschlagenen Beinen wie eine Pagode an der Divansecke. Ich hielt meinen

Sermon, so gut es ging, auf türkisch und übergab zugleich das Schreiben des Hrn. von Mihanowitsch. Der Wesir erwiederte den Gruß in derselben Sprache, that einige Fragen, lud zum Sitzen ein und las den Brief, während der Diener schweigend und leisetretend den Kaffe und die Ambrapfeife brachte. Inzwischen traten immer mehr Leute in den Saal, denn es war um die geschäftigste Zeit des Tages und wir wurden im Gespräche über den Inhalt des Briefes, über die Grenzververhältnisse des benachbarten Griechenlands, über die Londoner Konferenz, über Personalien ꝛc. beständig unterbrochen und der Pascha fragte, ob ich Eile habe und nicht einen Tag in Larissa bleiben und nach Sonnenuntergang mit ihm essen wollte, wir könnten dann in Ruhe weiter reden.

Obwohl ich lieber nach Turnovo zurückgeritten wäre, hatte ich doch nicht den Muth nein zu sagen. Zugleich sandte der Pascha Befehl in ein angesehenes Christenhaus, man soll mir Quartier bereiten, und der Hausarzt, ein Grieche aus Volo, der etliche Jahre in Wien gewesen ist, wurde beauftragt, den Gast zu unterhalten, in der Stadt herumzuführen, ihn auf alles Merkwürdige aufmerksam zu machen und Abends bei gehöriger Zeit in das Seraï zurückzubringen. Natürlich erhob niemand Widerspruch, denn des Wesirs Wille ist hier Gesetz. Unter den Eintretenden war auch ein ganz ärmlicher in Lumpen

gekleideter bejahrter Türke, der wo nicht geradezu ein Bettler, doch jedenfalls in den geringsten und niedrigsten Umständen war. Drei albanesische Bimbaschi in vergoldeten Brustschuppen und glänzenden Gewändern, und neben diesen ein mohammedanischer Landedelmann mit seinem elegant gekleideten, kokett geschniegelten Sohn machten dem Pascha zu gleicher Zeit ihre Cour. Der Mann in Lumpen trat aber ohne die geringste Verlegenheit, vielmehr in ungebeugter stolzer Haltung vor den Pascha hin, legte eine kleine Feldblume als Gabe auf das Divankissen, nannte seinen Namen und fragte, „wie es mit seiner Sache stehe? er habe auf seine vor mehreren Tagen eingereichte Bittschrift noch immer keinen Bescheid erhalten und komme nun selbst zu sehen, was der Pascha für ihn zu thun gedenke, denn es habe Eile, er könne nicht mehr leben und es müsse ihm geholfen werden.“ Der Wesir antwortete mit der größten Sanftmuth: „Dschianum (mein Gemüth), ich habe deine Bittschrift gelesen und kenne deine Lage recht gut und nur der Drang der Geschäfte, der jetzt besonders heftig ist, hat mich verhindert die Sache vorzunehmen; man wird dir helfen, man wird das Mögliche thun, deine Lage zu erleichtern, nur mußt du dich noch einige Tage gedulden; beruhige dich nur und geh in Allahs Namen, deine Sache ist nicht vergessen.“ Der Mann dankte, bat aber noch einmal, der Pascha möge ihn nicht zu lange warten

laſſen „denn das erſte und nothwendigſte Geſchäft der Obrigkeit ſey dem Bedrängten beizuſtehen und dem Nothleidenden Rath zu ſchaffen.“ Und ſo ging der Mann in Lumpen mit derſelben Zuverſicht, mit welcher er hereingetreten war, zum Saal hinaus.

Denke man ſich eine ſolche Scene in der Chriſtenheit und ſtelle man die Leutſeligkeit des Weſirs von Lariſſa neben die hochmüthige Härte hin, mit der man Armen und Geringen in den Paſchaliken der chriſtlichen Länder begegnet. In der Türkei gibt es keinen höhern Rang als „Moslim“ zu ſeyn, und auf dieſen Titel iſt der Bettler nicht weniger ſtolz und zuverſichtlich als der Weſir. Ich hatte dem Auftritt mit dem größten Intereſſe zugeſehen und ging dann mit dem Medicus in das angewieſene Chriſtenhaus.

Zu ſehen iſt in Lariſſa nichts. Es iſt eine Türkenſtadt ohne die geringſte Spur als hätte hier jemals das kunſtreiche Volk der alten Hellenen gewohnt. Selbſt die Feſtungswerke der byzantiniſchen Periode ſind verſchwunden ſammt Thor und Burg, in welcher noch Mohammed IV. während ſeines Aufenthalts in Theſſalien (1669) reſidirte. Lange grasbewachſene Erdlinien mit verfallenen Holzthoren und halbgefüllten Gräben über leere Felder ſtreichend, verrathen ſtreckenweiſe die Richtung der alten Mauer und die verſchwundene Größe von Lariſſa. Die Stadt iſt offen und zieht ſich, wie Pruſa am Olymp, bei einer Viertelſtunde Breite faſt eine Stunde Weges in der

Länge dicht am rechten Stromufer des Salambria fort.[1] Der Fluß ging um diese Jahreszeit (6. Januar) voll und schlammig und trat in den Niederungen des linken Ufers häufig aus. Die mit Hochpfaden versehene, zwei Wagen breite, 320 Fuß lange, aus breiten Quadern erbaute Brücke mit neun saracenischen Spitzbogen ist das unvergängliche Werk des ersten türkischen Eroberers, jenes vielgenannten Turchan-Begs aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts.

Wohl strichen wir durch die Bazare von Jenischehir,[2] um zu sehen wie viel und welcherlei einheimisches und fremdes Gut in den Magazinen liege und zu welchen Preisen man hier verkaufe. Auch einige Stadtviertel wurden durchzogen, der Erzbischof und das neue Pracht-Seraï eines reichen Begs besucht, aber aus Zufall hörten wir nirgend ein verständiges Wort, nirgend einen neuen klugen Gedanken und saßen bis gen Abend hin im Kaffehause auf dem langgezogenen sanft anschwellenden Hügelkamm, wo weiland Citadelle und Theater von Alt-Larissa standen. Von beiden dringt an vielen Stellen altes

[1] Salambria ist der alte einheimische Flußname für das spätere hellenische Peneios. Die heutigen Thessalier accentuiren durchaus *Σαλαμβριά*.

[2] *Jenischehir* heißt „Neustadt" und ist der officielle bei den Mohammedanern allein übliche Name von Larissa, welch letzteres Wort nur die Christen und die griechisch Redenden gebrauchen.

Gemäuer zu Tag. Diese milde, im Verhältniß zum wagrechten Lariſſa-Grund nicht unbedeutende Schwellung des rechten Salambria-Ufers macht den ganzen Reiz der Stadt. Ein Segment der weiten bergumſchloſſenen Ebene mit den langen Bogenwindungen des reichen vollen Stromes in der Richtung gegen den Oſſa und Olymp lag im Glanz des Abendgoldes vor unſerm Blick.

Wohl einige Stunden ſaß ich auf dem freien Platz vor der Thür und ſchaute bald in die blauen ſtillen Lüfte hinaus, bald in die langſam wogende Strömung des Peneios und auf den einſamen Platanen Cherſones — Sonntagsluſt der Lariſſa-Jugend — an der nahen Uferkrümmung hinab. Am Abhang des Citadellenhügels in der Richtung gegen die Bazare ſteht ein iſolirter Thurm mit einer Glockenuhr, und weithin über das Häuſermeer tönte in abendlicher Stille der Stundenklang. Wir warteten bis die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf den Gipfeln des Olymp erloſchen und kamen bei anbrechendem Dunkel in das Seraï zurück.

Namik Paſcha ſaß noch auf derſelben Stelle und in derſelben Haltung wie wir ihn vor mehr als ſechs Stunden verlaſſen hatten. Namik Paſcha reitet ſelten aus und ſitzt, wenn er nicht in Geſchäften ſeiner weiten Provinz von der Hauptſtadt abweſend iſt, Tage, Wochen, Monate lang, von Morgen bis Abend gleichſam bewegungslos und mit allzeit gleicher

Miene in der Divansecke, um Gerechtigkeit zu spenden, Fragen zu lösen, Bedenken zu heben, Streite zu schlichten, Huldigungen einzunehmen, Befehle zu ertheilen und sich von jedermann Gehorsam und unterwürfiges Entgegenkommen leisten zu sehen. Geschäft oder kein Geschäft, Divane menschenvoll oder leer macht keinen Unterschied; der Pascha sitzt unverrückt und wartet bis es etwas zu befehlen gibt. Erst mit Untergang der Sonne steht er auf und geht langsam ernsthaft über die Stiege in den zweiten Stock hinauf, wo Harem und Familie mit dem übrigen Labsal der Tagesmühen seiner harrt. Gewiß liegt im Regieren ein eigenthümlicher Reiz und ist das Geschäft im Grunde vielleicht nicht gar so langweilig und qualvoll als es bisweilen Uneingeweihten scheinen mag. Auch hat man ja schon dem Diener des weisen Ritters von der Mancha gesagt: „wer einmal die Hände am Steuerruder habe, wolle nicht mehr loslassen, weil Befehlen und Gehorsam zu finden gar so süße Dinge seyen," *„por ser dulcissima cosa el mandar y ser obedecido."* Sollte es mit diesem Axiom richtig seyn, so hatte Namik Pascha dieses Mal ganz gewiß einen Tag der Sättigung und des glücklichsten Uebermaßes, denn meiner Rechnung nach saß er wenigstens vierzehn volle Stunden machtübend auf seinem Divansplatz.

Bald nach uns traten noch zwei Gäste ein, der Mufti von Thessalien und der Kadi von Larissa,

nach dem Wesir die angesehensten Personen der Provinz. Klugheit verlangte die Gegenwart dieser beiden hohen Funktionäre aus der Klasse der Ulema, um Zeuge zu seyn, daß der Wesir einem Ungläubigen gegenüber den Gesetzen muselmanischer Orthodoxie und Herrschaft in keinem Punkte etwas vergeben habe. Namik Pascha war ja wegen seiner Reisen und Studien in Europa bei der jetzo wieder mächtigen Kaste der Eiferer des Abfalls vom Glauben verdächtig. Alle Anstalten und das ganze Benehmen des Wesirs während der mehr als vierstündigen Abendgesellschaft verriethen sorgfältiges Bestreben vor den beiden gefährlichen Beobachtern gerecht zu seyn.

Wie vorhin der Erzbischof beim Erübrigungs-Mahle zu Turnovo das Evangelium, so citirte der Pascha einen Spruch des Propheten und hatte auch die Mahlzeit nach altmusulmanischem Brauch ohne Teller und Bestecke angeordnet. Die Stelle der einen vertraten frische weiche Brodscheiben, die man am Ende auch noch ißt, die Stelle der andern aber, wie männiglich bekannt, die Finger der rechten Hand. Nur für die Suppe, die in einem schön verzierten Topf aus Bronze im Centrum der Kupferscheibe stand, hatte man anderthalb Fuß lange Löffel aus Buchsbaumholz herumgelegt. Und doch hatte der Wesir vollständiges Tafel-Service aus Europa in seinem Schrank! Vielleicht ist der vielen Berichte ungeachtet mancher Leser dennoch neugierig zu erfahren wie man

bei einem türkischen Großbeamten in seinem orthodoxem Styl zu Abend speist.

Für Gestalt und Einrichtung des Zimmers gibt es im Orient, wie jedermann weiß, eine einzige unüberschreitbare Norm. Ein Divans- oder Selam- (Empfang-) Zimmer kann nur ein Viereck seyn und ist unfehlbar in zwei Räumlichkeiten von ungleicher Größe geschieden. Die erste und allzeit kleinere Abtheilung ist ebenen Trittes gleich am Eingang, ohne Sitz und Bequemlichkeit und der Boden nur mit geringen Matten bedeckt; die zweite und größere ist um einen Tritt höher und häufig durch hölzerne, zierlich geschnitzte und ungerufen von geringeren Leuten nicht zu überschreitende Schranken von der untern abgesondert. Hier sind farbenreiche Fußteppiche und läuft auf drei Seiten mit breiten und bequemen Kissen der Divan. Die Wände sind weiß getüncht oder höchstens mit leichten Arabesken flüchtig und matt verziert. So war unser Gesellschaftssaal in Lariſſa beschaffen. Als Mittelzimmer hatte er nur nach vorne Fenster, aber diese mit schmalen Zwischenräumen und in zwei Reihen übereinander, von denen die obere und allzeit kleinere Reihe Scheiben von matt gefärbtem Glase hatte. Seitwärts auf dem Fußboden, nicht weit von den schön geschnitzten Schranken des Presbyteriums lag eine große, schwach gerandete, massive Silberplatte und auf ihr stand ein vier Fuß hoher Leuchter aus demselben Metall mit einem

Kerzenlicht. Ein zweites Licht in einem Messingbehälter von gewöhnlicher Größe und Form stand am Eckfenster rechts und in einer Nische des untern Raumes brannte eine zierliche Glaslampe mit Oel gefüllt. Das war Beleuchtung und Schmuck des aromatisch duftenden Speisesaales. Von Tisch, Sessel, Commode, Schreibpult, Secretär, Consol, Tabouret, Fußschemel und anderm europäischem Firlefanz sah man keine Spur. Auf der Fensterseite des Divans nahm für sich allein der Mufti Platz, ihm links an der Seitenwand hatte sich der Kadi gesetzt, diesem gegenüber am Divans-Ende der rechten Wand saß der Wesir und ihm zur Seite auf einem Frankenstuhl der Gast aus Nemtscheland. Der griechische Arzt als des Paschas besoldeter Diener und des Sultans geborner Unterthan hatte zwar links vom Kadi einen Sitz, aber ohne Lehne, und wenn er auch vor dem Essen gleich den übrigen Gästen den Kaffe erhielt, so ward ihm doch nach unverbrüchlicher Vorschrift türkischer Sitte die Ehre der Pfeife nicht vergönnt; auch ward ihm bei der Ceremonie des Händewaschens vor und nach dem Essen nicht wie den Uebrigen ein goldgesticktes, sondern ein einfaches Handtuch zum Abtrocknen vorgehalten. Solche Unterschiede wären in Europa entehrend und unerträglich, hier aber fallen sie Niemanden auf, weil sie im religiösen Gesetz begründet sind, das jedermann kennt und dem sich kein Mensch entziehen kann.

Als es Zeit zum Essen war, stellte der Diener ein mit Perlmutter eingelegtes, hohles, unterhalb mit Spitzbogen rundgeziertes Achteck im Divanswinkel zwischen dem Mufti und Wesir auf den Fußteppich und legte darauf die große Kupferscheibe mit dem dampfenden Suppennapf, den Buchslöffeln, den Brodkuchen, verschiedenen Tunken, Süßigkeiten und einer Schale frischer Trauben (6. Januar), die während des ganzen Essens zum Belieben der Gäste stehen blieben. Zwölf bis fünfzehn Speisen hintereinander, Süßes mit Saurem, Gesottenes mit Geschmortem und Gebratenem, Ragout mit ganzen Stücken in wundervollem Wechsel; nur zu trinken gab man nichts; nicht einmal Wasser stand zur Verfügung. Ich hatte Vormittag auf dem Bazar außer Weintrauben eine gute Dosis mit Butter und Honig bereiteten Khadaif verzehrt und litt während des Mahles empfindlich Durst. Zwar holt der Diener auf leises Verlangen das Wasserglas; weil es aber niemand begehrte, fehlte mir auch der Muth. Der Tisch ward so in den Winkel geschoben, daß die drei Muselmanen auf dem Divan bleiben konnten, die beiden „Ungläubigen" aber auf ihren mit den Divanskissen gleich hohen Stühlen den offenen Raum besetzten.

Das Essen selbst dauerte etwa eine Stunde und die Unterhaltung mußte schon aus Respekt für die beiden hochwürdigen Ulema, die als orthodoxe Muselmanen nicht Europäisch verstanden, in türkischer

Sprache gehalten werden. Nur selten fiel eine französische Phrase des Wesirs dazwischen und die beiden Gesetzesleute, sobald sie merkten, daß man ihrer Rede in etwas kundig sey, konnten sich das Vergnügen an den nach ihrer Vorstellung so weit herkommenden Fremdling ihres Glaubens und ihrer Sitte Fragen zu thun nicht versagen. So lange es nur Persönliches betraf und in kurzem Dialog über Heimath, Nationalität und Reisen durch islamitische Länder, über Sitte und Brauch moslimischer Völker, über Aufenthalt in Stambul, über Zeit und Methode türkischer Studien und über den allgemeinen Eindruck osmanischen Staatslebens auf mein Gemüth Bescheid zu geben war, ging alles gut und ich kam in bedeutenden Kredit, hauptsächlich weil die Antworten durchgehends nach dem Sinn byzantinischer Höflichkeit bemessen waren. Wenn aber dann ihrerseits Wesir und Ulema fanden, daß der Gast für so kurzen Aufenthalt im „glückseligen Stambul" merklich viel gelernt und besonders den wahren Accent sich angeeignet habe, so kann hierin der Leser mit mir selbst auch nur die Gegenwirkung byzantinischer Geschliffenheit erkennen. Für fremdes Lob ist ja keine Nation empfindlicher als die türkische und nirgend wird das Verdienst die Landessprache zu reden so hoch geachtet wie im Reiche der Osmanli.

Nach dem Essen ging jeder auf seinen vorigen Sitz zurück und wie der Diener mit unnachahmlicher

Grazie die Ceremonie des Händewaschens verrichtete und wie natürlich zuerst wieder zum Mufti kam, nahm dieser die Ehre nicht mehr an und wies den Kannenträger mit dem Worte: *„Müsafiré,“* d. i. „zum Gast“, auf die andere Seite hinüber.[1] Das war eine Sache von großer Bedeutung und ich säumte keinen Augenblick mit der stambulinischen Erwiederung: ***Chajir, Efendim, ben dschümlenin ednasi im,*** „Nein, mein Gebieter, ich bin unter allen der Letzte.“[2] *Aferim* (Bravo) sagte hierauf halblaut der hochwürdige Mufti und blickte mit selbstgefälliger Miene den Kadi an. Die eigentliche Soirée oder türkische Akademie im höheren Styl begann erst jetzt und dauerte noch mehr als drei volle Stunden. Beim Reichthum und bei der Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die während einer so langen Zeit verhandelt wurden, und zugleich bei dem sichtbaren Streben des Mufti seine arabisch-persische Gelehrsamkeit spielen zu lassen, kam ich wenigstens anfangs wiederholt aufs Trockene. Allein was ich uncorrekt ausdrückte und unvollkommen

[1] مسافر *müsafir*, Fremdling, Reisender, Gast. Vox arab.

[2] خير افندم بن جملهنك ادناسى ايم Ein mit türkischer Redeweise nur in etwas vertrauter Leser wird empfinden, um wie viel das arabische *dschümle* und *edna* das tatarische *hepsi* und *kütschük* an Würde und Eleganz übertrifft.

verſtand, oder gar nicht ausdrücken konnte und gar nicht verſtand, dolmetſchte kundig der Weſir.

Grammatik, Länderkunde, Geſchichte und Staatsverhältniſſe lieferten unerſchöpflichen Redeſtoff. Und nachdem man die gegenwärtige Conſtitution des Nemtſchelandes zu nicht geringer Verwunderung der Geſellſchaft beſchrieben hatte, ward türkiſche Neugierde über Urſprung und Wachsthum des Hauſes Oeſterreich befriedigt und auf die ſonderbare Frage des Weſirs „Warum die deutſche Kaiſerwahl ſo lange auf Prinzen von Oeſterreich fiel" eine Antwort gegeben, die man hier nicht wiederholen will. In einer zu Konſtantinopel wöchentlich einmal erſcheinenden türkiſchen Zeitung, die ſich zur Belehrung türkiſcher Leſer hauptſächlich mit Ueberſetzungen aus europäiſchen Werken über Oekonomie, Naturgeſchichte und Technologie beſchäftigt, ging auch vom Zuſtande des Ackerbaues im „Kralyk Baviera" mit großem Lob die Rede und der Paſcha fragte, ob es in unſerm Lande wirklich ſo fruchtbare und ſorglich kultivirte Strecken gebe, welche durch 40 bis 60fältigen Segen die Mühe des Bebauers vergelte, wie unglaublicher Weiſe im beſagten Journal zu leſen ſey? Ich merkte wohl, daß hier der ſogenannte Donaugrund zwiſchen Regensburg und Straubing verſtanden werde und ſtellte, ohne von der Sache eigentlich ſelbſt etwas genaueres zu wiſſen, aber eingedenk des perſiſchen Spruchs, die Frage eines Großen niemals mit *„ne mi danem"*

(ich weiß es nicht) zu beantworten, den Ertrag irrthümlich genug auf höchstens 16 bis 20 Samen, was dem Pascha im Vergleich mit der als Getreideboden berühmten Ebene von Larissa zwar noch immer viel, aber am Ende doch glaublicher schien.

Namiks Urtheil über die neugriechische Wirthschaft in Athen, so wie über die Grenzverhältnisse und über das Benehmen der hellenischen Behörden und ihrer Patrone überhaupt will ich des Friedens wegen lieber gar nicht erwähnen. Man kann sich ja selbst vorstellen, daß ein türkischer Pascha und Gränz-Woiwode „bei den alten Erinnerungen und täglich frischen Reibungen mit empörten und hochbeschützten Sklaven in der hellenischen Sache" weniger schwärmt und kokettirt als ein mystisch-trunkener Präzeptor aus Berlin. Dieser Theil der Unterredung wurde aparte und ganz in französischer Sprache zwischen dem Wesir und seinem Gast gehalten, während die beiden entferntsitzenden Ulema mit einem dritten erst nach dem Essen hereintretenden Kollegen in eifrigem Gespräche befangen waren.

Ich benützte diese Gelegenheit dem Wesir die neue Ansicht auseinanderzusetzen, die sich in Europa seit Jahren über die Nationalität der heutigen Griechen gestaltet hat. Welches Gewicht in dieser Doctrin für Aufhellung und Begründung gewisser Ereignisse liege, ward dem intelligenten Osmanli auf der Stelle klar. „Gebieter!" sagte er sich an die Gesellschaft

wendend, „eine neue und wichtige Sache! Höret nur was der Gast von den Griechen erzählt; sie sind nicht nur dem Glauben sondern meistens auch dem Blute nach Brüder der Bulgaren, Sirben und Russen.“ Zugleich gab er einen kurzen Umriß der Begebenheiten wie er sie eben vernommen hatte und ich sie noch weiter zu ergänzen und zu bekräftigen suchte. Verschiedene Eigenheiten der höhern türkischen Umgangssprache lernte ich erst bei dieser Veranlassung kennen. So lautete z. B. meine etwas pedantische Phrase: *Eski Urum kilidschdan getschirildi* (die alten Griechen sind vernichtet worden) im Munde des Wesirs viel einfacher und eleganter *„Junani spathi oldu“* (die Jonier sind dem Schwert verfallen).[1]

Bei der Nähe von Fersala (Pharsalos) fiel die Rede natürlich auf das berühmte Treffen zwischen Cäsar und Pompejus. Namik Pascha erzählte den drei andächtigen und solcher Dinge ganz unkundigen Ulema das Ereigniß mit der größten Genauigkeit;

[1] Wie die Europäer zwischen Alt- und Neugriechen, Ἕλληνες und Ῥωμαῖοι, so unterscheiden auch die Türken zwischen Jonier und Oströmer (Urum), wenigstens, wenn sie unterrichtet und des höhern Styles kundig sind. Nur erinnere ich mich nicht mehr ganz genau, ob der Pascha „Junani“ oder „Jaoni“ sagte. Letzteres wäre nicht nur dem uralten Ἰάων des Homeros, sondern auch dem Jaunoio der altsyrischen Chronik des Abulfaradsch, an die ich bei Anhörung des Wortes augenblicklich dachte, in der Form noch entsprechender als das erste.

auch der Circumvallationslinien von Dyrrhachium wurde gedacht, wobei der wahre einheimische Name „Drasch" (Duras, Durazzo, Dyrrhachium) zum Vorschein kam.[1] Gewiß gibt es wenige Türken, die eine europäisch geschriebene Universalgeschichte gelesen haben oder nur zu ertragen vermöchten. Auch fand der gute Pascha in Abbé Millots Composition gar zu viele und gar zu unerträgliche „Pfaffereien" (man verzeihe einem Türken diesen Ausdruck) als daß er nicht eine seiner Vorstellungsweise näher liegende Darstellung wünschen sollte. Ich nannte ihm Comte Segur, hätte aber sicherlich aus Patriotismus und zu gründlicher Belehrung des wißbegierigen Wesirs irgend ein deutsches Compendium von etwa 48 dicken Quartanten empfohlen, wenn der Wesir unsere Sprache verstünde. Die langen Erzählungen über Vergangenheit und gegenwärtigen Bestand der Westländer machten auf den Mufti — das sah ich wohl — einen von Neugierde und Betroffenheit gemischten, im Ganzen aber patriotisch-peinlichen Eindruck, weil ihm türkisches Wesen und Uebergewicht im Gegensatze christlicher Ländergröße und Gewalt von nun an weniger majestätisch und weniger sicher scheinen mochte.

Wie es so oft geschieht, hatte Wissen und Erfahren auch bei ihm in kurzer Zeit den alten Glauben

[1] In vielen byzantinischen, d. i. gräko-slavischen Eigennamen ist die wahre Orthographie nur aus dem Türkischen zu erlernen.

zerstört und Bedenklichkeiten an die Stelle fester Zuversicht gestellt. „Ich sehe wohl," sagte er, „daß ihr Christen, während wir in stolzer Sorglosigkeit und Selbstgenügsamkeit nicht achteten was im Abendland vorging, uns über den Kopf gewachsen seyd." Um auch seinerseits Belesenheit und Weltkenntniß zu zeigen, lenkte er die Rede auf Kahira, auf die Schönheiten von Damascus und auf die wundervollen Scenen seines Schattenwaldes zurück. Nachdem er über diese Gegenstände nach türkischen Begriffen zierlich und gelehrt, das ist mit reichlicher Anwendung arabischer und persischer Ausdrücke gesprochen hatte, kam er auf das Lob der „Niemetz" zurück und bemerkte, um unsere alte Größe und Weisheit zu beurkunden, daß schon der jüdische König Salomo eine deutsche Prinzessin zur Frau genommen hatte.

Der später eingetretene Ulema schien ein Philologus zu seyn und sich vielleicht etwas mit vergleichender Sprachenkunde zu beschäftigen; denn seine Fragen betrafen alle nur den grammatischen Bau der deutschen Rede, und er wollte unter andern wissen, ob wir im Singular des zweiten Personal-Pronomens (du) für das Femininum [1] eine eigene Form haben wie die Araber? Aus allen am wenigsten redete der magere, etwas düster und mohammedanisch

[1] مؤنّث *muennes*, ist der technische, aus dem Arabischen entlehnte Ausdruck für Femininum.

sorghaft blickende Kadi. Besonders gut gelaunt, gesprächig und heiter war dagegen der Wesir, er herrschte ja unbedingt und jedermann war bemüht seine eigene Weisheit der seinigen unterzuordnen. Dafür ließ er aus seinem Schatz die massiv goldene, auf vier Füßen ruhende und mit großen Brillanten reich verzierte Dose herunterbringen und zeigte sie dem Gast mit der Bemerkung, daß es ein Geschenk des Kaisers von Rußland sey. „Jetzt sey er zwar nur erst Ferik (General-Lieutenant), aber der Muschirtitel werde, *insch allah*, auch bald von Stambul kommen."

In ganz gleichen Zwischenräumen wurden Erfrischungen gereicht, Scherbet, Backwerk, Süßes ꝛc. Endlich ward ein albanesischer großer Apfel von vorzüglichem Aroma mit Messer und Handtuch jedem der Sitzenden besonders in einen Teller auf den Schooß gelegt, zum Schlusse aber noch einmal Kaffe herum gegeben, was in mohammedanischen Abendgesellschaften das Zeichen zum Aufbruch ist. Etwa um die fünfte Stunde Nachts erhoben wir uns, grüßten nach der Reihe den Wesir; der Aufwärter hielt das Velum und wir gingen mit türkischer Ordnung und Gravität zum Divan hinaus. Der Ulema harrten im Hofe ihre Maulthiere und Diener, mich aber führte der Medicus durch die finstern und holperichten Straßen der Stadt in das christliche Quartier zurück.

Des andern Morgens hatten wir noch kleine

Geschäfte in den Bazaren und ritten endlich mit einer Ladung frischer Trauben vom Ossagelände, noch ehe es an der Glockenuhr Mittag schlug, über die saracenische Bogenbrücke gegen Turnovo hinaus.

Mehr für meine eigene Belehrung als für Berichtigung angeblicher Irrthümer der Zeitgenossen bin ich nach diesen Scenen noch einen vollen Monat in der freundlichen Stadt der Garnfärber geblieben. Festbesuche, vorübergehende und alltägliche, folglich eingelernte, berechnete und gleichsam stereotype Dialoge lehren selten den wahren Charakter und Sinn der Menschen kennen. Man muß sie unvorbereitet überraschen und so lange unter ihnen weilen, bis sie des Selbstzwanges müde werden und gleichsam vergessen, daß sie ein Fremder sieht. Ich wollte die Ultima ratio der byzantinischen Gemüther erspähen und den Schlüssel zum Verständniß öffentlicher Zustände finden, welche den Occident so enge und so peinlich berühren und einer eben so folgenreichen als unerwarteten Entwickelung entgegeneilen. Wenn mich das Roman- und Schülerhafte meiner eigenen Begriffe endlich anekelte und ich nach besserer Erkenntniß strebte, so wird das hoffentlich keine Kränkung für andere seyn.

Der Satz, daß die politischen Zustände der Nationen ihren letzten Grund in den moralischen haben, läßt sich bei einer Nationalität, in welcher der Individualismus so vollständig vernichtet ist, wie in der byzantinischen, weniger bestreiten als anderswo.

Jedoch gibt es Thesen, in welchen der Irrthum beinahe schöner als das richtige Erkennen ist. Oder soll man sich dem humanen, philosophischen, für Autokratie des individuellen Geistes und für hellenische Tugend so warm fühlenden Deutschland gegenüber nicht schämen, seinen Glauben an die Majestät des Occidentalismus und besonders an die Tugend von Byzanz so früh und so vollständig verloren zu haben? Das Schlimme ist nur, daß allen occidentalischen Theorien zum Trotz die Byzantiner selbst nicht an byzantinische Tugend glauben. Doch dürfen sich wohl nicht viele Fremde rühmen, das vollgültige Geständniß der absoluten und unheilbaren Bösartigkeit des griechisch-byzantinischen Volkscharakters aus nationalem Munde selbst vernommen zu haben.

Ein turnobitischer Kodschiabaschi (Gemeinde-Verwaltungsrath oder Oberältester) Namens Calosso rückte endlich nach vielen Analysen und herkömmlichen Phrasen über die gegenwärtigen und künftigen Geschicke der „römischen Nation" mit dem melancholischen Geständniß heraus: „„Wir selbst zwingen die Türken durch unsere Schlechtigkeit zu drückenden und ungerechten Handlungen. Unsere Großen sind wie die Bojaren in Moldo-Wlachia, sie tyrannisiren das Volk, sind unersättlich und ohne menschliches Gefühl. Daher die Unmöglichkeit der Arbeit und der Bodenbestellung, daher die Oede Griechenlands und das traurige Schauspiel aus dem freien Hellas fliehender

und beim Sultan Zuflucht suchender Familien, ja ganzer Gemeinden. Was Wohl und Wehe des gemeinen Volkes betrifft, trat man in Hellas geradezu und ohne alle Verbesserung in die Fußtapfen der Osmanli."

Den erklärenden Text zu diesem Bilde gibt die Geschichte der Byzantiner alter, mittlerer und neuester Zeit. Eine kraftvolle Autokraten-Natur des zwölften Jahrhunderts wollte das byzantinische Erbübel durch Ausrottung sämmtlicher Primatialgeschlechter heilen. Es wäre aber sicherlich eine falsche Rechnung gewesen, weil die aus den untern Volksclassen Heraufrückenden noch jedesmal mit den Plätzen auch die Verderbtheit der Vorgänger übernommen haben. Man ist weder kleinmüthig noch Timon; aber hier ist das Uebel größer als alle Medicin. Und wenn unverzeihlicher Fehler ungeachtet doch nicht jedermann berechtigt ist, die Menschen überhaupt und die politischen Geschäftsleute mit ihren Praktiken insbesondere geringe zu achten, so hat sich doch der Glaube an die Ohnmacht abendländischer Recepte allmälig sogar der verblendetsten Adepten selbst bemächtigt. Europäische Weisheit und Energie, von der man glaubt, daß sie alles bewältige, hat auf byzantinischem Boden ihren Meister gefunden. Fehlte diesen Völkern ein Louis XI.? oder hat ihnen die Natur jene Eigenschaften des Geistes und des Gemüths versagt, die den Europäer vorzugsweise lenksam und

politischer Ordnung empfänglich machen? oder liegt die Ursache noch tiefer und ist hier gar eine andere Welt, die wir nicht verstehen können? Ein Volk, das seinem eigenen Blute warmes Gefühl, Liebe und Erbarmen versagt, das mit unersättlicher Gier Mittel des Genusses sammelt und sich doch allen Genuß versagt, ist aus andern Elementen zusammengesetzt als wir. Vaterlandsliebe, Selbstverläugnung und uneigennützige Aufopferung für das gemeine Beste würde man da vergeblich suchen. Ein sterbender Turnobit weigerte sich standhaft seinem eigenen Sohn und Erben den Ort zu nennen, wo sein Geld vergraben liege: „ich habe es mühevoll erworben und will nicht, daß du dich des leichten Besitzes erfreust; erwirb selbst und mach dann was du willst.“ Alles Suchen war vergeblich und ich sah es selbst, wie der Erbe des reichen Mannes das Haus demolirte, um den versteckten Mammon des Vaters aufzufinden.

Gewiß ist der griechische Boden an gemünztem Gelde und an vergrabenem Schmuck der reichste in der Welt. Familienhäupter, welche in dieser Weise Körbe voll spanischer Thaler besitzen, schlafen auf harter Erde und glauben Verschwender zu seyn, wenn sie mit Knoblauchstängeln, süßen Zwiebeln und eingemachten Oliven ihren Hunger stillen. Mehr als Eine warme Speise des Tages verzehrt in seiner Familie selbst der reichste und liberalste Byzantiner nicht. Feuer wird in den wenigsten Haushaltungen

angezündet. Das Haupt der Familie setzt sich in den Laden des Bakkal, d. i. Früchten- und Lebensmittelhändlers und verzehrt dort sein Byzantiner Mahl, unbekümmert um Weib und Kind, die nach Thunlichkeit selbst für sich zu sorgen haben. Um etliche Pfennige essigsaure Kohlblätter, aus dem nächsten Laden geholt und roh mit trocken Brod einmal des Tags verzehrt, müssen in solchen Fällen Ueppigkeit und Wohlgeschmack deutscher Bürgerkost ersetzen. Bei aller Aermlichkeit ist aber auch der jedem Einzelnen zugemessene Theil so geringe, daß ein reichlich essender Abendländer nicht begreifen kann, wie ein menschlicher Körper mit so wenig Nahrung bestehen und wachsen könne. Freilich ist aber auch Hunger im weizenreichen Thessalien wie in Aegypten eine der vorzüglichsten Ursachen frühzeitiger Verstechung und Sterblichkeit.

Schon früher ward bemerkt, daß in nicht wohlhabenden Christenfamilien die Knaben nur bis Zurücklegung des zehnten Jahres im väterlichen Hause Nahrung erhalten, dann aber für sich selbst sorgen müssen so gut sie es verstehen. Man kann wohl denken, in welche Unordnung und Selbstvergessenheit unter solchen Umständen mancher Junge verfällt. Erwachsene, so lange sie ledig sind, thun sich häufig truppweise zusammen, kaufen gemeinschaftlich ihre Lebensmittel auf dem Markt und kochen und verzehren sie im Bäckerladen.

Diese Sittenzüge sind etwa nicht Ausnahmen, einzeln vorkommende Fälle, oder bei den Leuten in

Turnovo allein zu finden: sie sind Regel und allgemeines, bleibendes Ergebniß der bürgerlichen Zustände aller Christengemeinden im byzantinischen Reiche. Und doch sind diese Länder beim größten Elend der untern Volksklassen von der Last des gemeinen europäischen Bettlerwesens so zu sagen völlig frei, nicht etwa in Folge weiser Gesetze, sondern durch Sitte und Gewohnheit, die stärker sind als jedes Gesetz. Kein griechischer Christ bettelt einen Griechen an, weil er weiß, daß keiner etwas gibt. Wird aber dennoch angesprochen, wie es in den von Europäern besuchten und bewohnten Stapelorten geschieht, so betrachtet der Grieche den Bittenden mit kalter Ruhe, philosophirt wohl mit dem Nachbar über die Wirkungen des Hungers im Antlitz und über die Lumpen am Kleide des Elenden, die Gabe wird aber doch versagt, was auch Niemand übel nimmt.

In der Türkei erträgt der reiche Christ den Druck der Gewalt, der arme aber seine Noth mit gleicher Resignation; beide rechnen mechanisch auf ein besseres Jenseits und sind hienieden stolz ein byzantinischer Christ zu seyn. Oft beneidete ich bei aller eigenen Wärme und Andacht diese Leute um ihren festen Glauben und um ihre zweifellose Zuversicht. Wahrhaft, die Europäer wissen Preis und Segen des Christenthums nicht genug zu schätzen! Muß man denn aber auch unterdrückt, Helot, hungrig, Ignorant und Bettler seyn, um das volle Gewicht der

göttlichen Doktrin zu fühlen? Beinahe möchte man Christen und Moslimen von Byzanz entschuldigen, wenn sie von uns nichts wissen wollen und wenn sie Bücherplage, Projekte, Unglauben, Unzufriedenheit, galante Laster, Kasernenleben, Conscription, Trunkenheit, tabellarische Verzeichnisse und Gassenbettel als die wahren Symbole und die unzertrennlichen Gefährten europäischer Kultur betrachten.

Es ist nicht genug, daß die Nationen ihre Vorzüge und ihren Werth selbst erkennen, sie sollen auch wissen in welchem Lichte sie fremden Völkerschaften erscheinen. Jeder Tag brachte eine neue Idee, einen neuen Vergleich und je freier und zwangloser man sich gegenseitig gehen ließ, desto lehrreicher ward der Verkehr. Doch die Zeit ging schnell, und der Sommerschein, der entzückende wonnige Hauch des Lebens, der so manchen schönen Jännertag über der thessalischen Ebene lag, forderten wiederholt zur Reise auf. Aber immer neue Zögerung, neues Hinderniß! Bald trat ein Regentag dazwischen, bald blies es nordischkalt vom schneeigen Olymp herab; der alte Türke rieth vollends den Frühling zu erwarten, gab mir schmackhafte Melonen und reimte im Scherz über den langen, ihm so willkommenen Aufenthalt,

Dolaschdüm Schami, Misiri,
Oldüm Turnavo jesiri. [1]

[1] In Aegypten und Syrien bin ich umhergezogen,
In Turnavo ward ich um die Freiheit betrogen.

Unter welchen Umständen ich aber doch endlich Turnovo und Lariſſa in der erſten Februarwoche (1842) verließ und über Pharſalos in die griechiſche Quarantäne nach Lamia gekommen bin, dann Chalcis auf Euböa ſah und die zweijährige Levante-Wanderung im Piräus geſchloſſen habe, ſoll in Kürze noch als Nachtrag ein eigenes Fragment erzählen.

XIII.

Reise von Larissa an die Gränze des Königreichs Griechenland. Quarantäne von Zitun. Schluß.

Aber warum Zitun und nicht Lamia? warum amtlicher Namensrestauration zum Trotz die slavische Benennung des Gränzortes in der Aufschrift auch jetzt noch vorangestellt und die hellenische nur so nebenher als Parenthese eingeschaltet? Ist das nicht verdammlicher Starrsinn und offenbarer Beweis, daß man von den Russen gedungen ist den hellen Born des Hellenenthums durch Bulgarenschlamm zu trüben und am Schluß der „Fragmente", wie im Anfang und in der Mitte, dem griechenliebenden Deutschland Aergerniß zu geben, den ländergierigen Russen aber die Wege künftiger Macht und Herrschaft zu bereiten? Ich Beklagenswerther, was habe ich gethan! welch Unheil ist durch mich in die Bücherwelt gekommen!

Eheu! quid volui misero mihi? floribus Austrum
Perditus et liquidis immisi fontibus apros.

Daß papierne Ordonnanzen nur selten die Volkssitte überwinden, ja gewöhnlich schwächer als

verjährte Gewohnheiten sind, weiß jedermann, und was die Kanzlei zu Athen „Lamia" nennt, heißt beim Volke noch jetzt Zitun. Wir aber reden mit Vermeidung leeren Bombastes überall gerne die Sprache des Volkes. Populäre Gründe! — wird man sagen — hinreichend für gesunde Seelen, aber ungenügend den Zorn gelehrter Hellenomanen zu entwaffnen! Der Gefahr eingedenk haben wir schon zu Turnovo auf Vertheidigung gesonnen und — wie wir hoffen — in der Odyssee das Heil gefunden. Sinnreich und bescheiden verglichen wir uns beim langen Aufenthalt am Tempethal den lotosessenden Gefährten des Ulysses und die Fettebene von Larissa selbst dem Land der Lothophagen, wo man der süßen Heimath vergißt und nicht mehr weiter ziehen will. Ach wäre das Sittengesetz nur nicht gar so strenge und sinnenschmeichelnde Weichlichkeit durch die Moralisten nicht so hoch verpönt! wahrhaft ich wäre bethört durch physisches Wohlbehagen noch lange in Thessalien geblieben. So süß schmeckte das Lotos — thymianduftendes Hammelfleisch mit Weizenbrod und Trauben —, so milde und nervenschwellend fächelten, obgleich zu Zeiten noch Wolken zogen und Regen fiel, unter blauem Himmel die Mittagslüfte. Wie die sentimentale Gräfin Ida erst auf den Ruinen von Balbek die „Fabel" Aurora und Tithon verstand, so ward auch mir das lieblichste aller Bilder in Ovids Verwandlungen erst in Thessalien klar. Nur in

Theſſalien konnte Daphne in die Geſtalt des Lorbeerbaumes übergehen und lebendigfühlend mit der Erde zuſammenwachſen,

Sentit adhuc trepidare novo sub cortice pectus.

In dieſem Lande mehr als irgendwo im Orient fühlt der Menſch, daß er ein Sohn der Erde iſt und, mit Verlaub der Ueberſchwenglichen, nur vom reichſtrotzenden Buſen der Mutter Kraft und Nahrung zieht. Doch wer dürfte ohne Beleidigung ſtrenger Sitte von geſteigerter Sinnlichkeit und von heiterer Lymphe theſſaliſch genährter Körper reden? Wenn aber bei überzähliger und unzufriedener Bevölkerung irdiſches Gedeihen allein die Wahl neuer Sitze beſtimmen ſoll, ſo wäre für die Temperatur des deutſchen Bluts ohne Zweifel Theſſalien der geeignetſte Himmelsſtrich. Der Gedanke war zu verführeriſch, und obgleich die Unmöglichkeit deutſchen Sinn in dieſes Rinnſal zu lenken ebenſo klar erſchien als die Hoffnung duldendes Nebeneinander zwiſchen abend- und morgenländiſchem Kirchenthum zu erzielen mit jedem Jahre ſinkt, folgte ich dennoch dem lockenden Bild ſo oft ich in den letzten Tagen des Aufenthalts auf dem Kaſtellhügel von Lariſſa ſaß und das Auge über den prachtvollen Teppich der peneiſchen Ebene ſchweifen ließ. Die Myrte trieb in friſchem Saft und ruhig wälzte ſich in weiten Krümmungen die volle Fluth des Salambria zum Tempethor hinab. Doch umſonſt! Das Erbe iſt ſchon vergeben.

Byzantinisch angebaute Fluren gewinnt der Abendländer heute nicht mehr auf friedlichem Wege; der Gewalt aber und dem klugen Gedanken haben die deutschen Stämme auf immer entsagt. Die Chlodowige, die Alariche, die Theodoriche sind in Deutschland ausgestorben und nur als Knechte wandern unsere Brüder nach entlegenen Zonen. Wie der Leser sieht, haben wir in Thessalien nicht blos „Lotos" gegessen, wir haben auch der Leiden und der Geschicke des deutschen Volkes gedacht und zugleich durch herzhaftes Losreißen vom üppigen Strand der „peneischen Daphne", so viel an uns, praktisch die Tugend geübt. Den Lockungen der Sünde und der Könige entgeht der schwache Sterbliche nur durch die Flucht. Man meinte zwar, es wäre besser den Februar noch vollends in Turnovo zu verleben, weil erst dann von rauhen Lüften nichts mehr zu besorgen sey.

Die Leute hatten Recht, Februar ist für Thessalien Wintermonat. Ich wollte aber fort, sah noch einmal die Lieblingsplätze des langen Aufenthalts, die einsam stehende Platane vor der Stadt, den Teich, den Brunnen, das „romantische Klösterlein" in mildem Abendgold und trat nach freundlichem Abschied von Christ und Muslman am Spätmorgen des 4. Februar (1842) die Wanderung zur griechischen Grenze an, wo ich endlich christliches Regiment und deutsche Gesellen treffen sollte. Der Weg in gerader Richtung beträgt kaum über zwanzig Stunden und geht,

ohne Lariſſa zu berühren, auf einer Fähre über den Peneios unmittelbar nach Ferſala (Pharſalus). Ich hatte einen Pindus-Wlachen von Klinovo als Diener aufgenommen, durfte ihn aber in Folge neueſter Verordnung ohne ausdrückliche Erlaubniß des Weſirs Namik-Paſcha nicht über die Gränze nehmen. Man wollte die Flucht der chriſtlichen Raja hindern, die ſich auf dieſem Wege häufig dem Charadſch und andern Plackereien der türkiſchen Verwaltung entzogen. Um die Sache ſchnell und mündlich zu ſchlichten, machten wir den kleinen Umweg über Lariſſa, fanden aber beim Weſir nicht mehr ganz das freundliche Entgegenkommen des frühern Beſuches. Man war etwas kühler und geſtattete erſt nach vielen Reden und Bedenken die Fertigung des Reiſeſcheines, für welchen außer Stellung eines Bürgen wegen der Rückkehr noch 20 Gruſch (ein Conventionsthaler) Taxe zu erlegen waren. Der Bürge wollte ſich aber auch nicht ohne große Mühe und nur gegen Vorausbezahlung des nächſtfälligen Kopfgeldes (drei Gulden Münze) bereden laſſen. Dann hatte man erſt das Paßbüreau zu ſuchen, den türkiſchen Kanzleichef anzugehen, und das Schreibervolk zu begütigen — früher unbekannte Mühen und erſt durch occidentaliſche Weltverbeſſerer in die Türkei verpflanzt! Zum Glück war das Alles im Hof des Seraï untergebracht und fand ich der vielen Mißverſtändniſſe und müſſigen Fragen ungeachtet mehr Geduld als nach europäiſchen Begriffen zu erwarten ſtund.

Während der türkische Schreiber die „besondern Kennzeichen" des Wlachen protokollirte, mußte ich laut vorgängiger Belehrung mit dem Gelde in der Tasche klingeln, was den schreibenden Türkenfingern sichtlich Elasticität verlieh. Ueber diese und andere Sorgen waren beinahe zwei Tage vergangen und die Straßen von Larissa boten damals ein besonders lebhaftes Schauspiel dar, weil von dem neugeworbenen Albanesencorps beinahe die Hälfte schon in der Stadt versammelt war und alle Einkehrhäuser von schmutzigen Fustanellen wimmelten. Wir hatten die beste Gelegenheit zu sehen wie der Sultan seine Milizen wirbt. Man brauchte 6000 Mann Leichtbewaffneter zur Hut des wiedergewonnenen Syriens und zum bevorstehenden Kampf wider die Maroniten im Libanon. Die Pforte begnügte sich unter Geheimhaltung der wahren Bestimmung sechs Binbaschi nach Thessalien zu senden mit der Vollmacht, je 1000 undisciplinirte Arnauten zu werben „als ginge es gegen das benachbarte Griechenland."

Siebenzig Grusch (sieben Gulden Münze) mit täglicher Brodration war der Monatsold des gemeinen Mannes; der Binbaschi dagegen war für seine Person außer dem unerlaubten Gewinn durch falsche Musterrollen mit monatlich 3000 Grusch (300 Gulden Münze) bedacht. Für Kleidung, Waffen und andern Bedarf hatte die geworbene Mannschaft selbst zu sorgen. Sogar das Glaubensbekenntniß fand

bei jener Werbung keine Schwierigkeit. Chriſt und Muſulman war gleich willkommen, wenn er nur Waffen hatte und Gehorſam ſchwur. Sämmtliche Einkünfte des Paſchaliks Theſſalien wurden als Brod und Sold des undisciplinirten, meuteriſchen Haufens aufgerechnet. Mancher der beſtallten Binbaſchi hatte weniger als die Hälfte des Contingents, und doch bezog er — verſteht ſich nicht zu ſeinem Schaden — Löhnung und Ration für die volle Zahl von tauſend Mann. „Verlornes Geld!“ meinte der redliche alte Türke Hadſchi-Oghlu von Turnovo, „das *Derlet alieh* (die hohe Pforte) muß in dieſer Weiſe elend zu Grunde gehen!“

Jedermann im Lande kannte die Unterſchleife und den Raub am öffentlichen Gut; nur die Centralgewalt zu Stambul wußte nichts. Denn in der Türkei hat die oberſte Gewalt das Recht in der eigenen Sache blind zu ſeyn und in den meiſten Dingen den wahren Stand entweder gar nie oder doch erſt zuletzt zu erfahren, wenn nicht mehr zu helfen iſt. Einmal ſah ich dem Guerillamanöver des in meinem Han eingelegten Haufens zu, könnte aber von ihrer Kriegskunſt nicht viel mehr Rühmens machen als von ihrer Tugend und Sittſamkeit. Daß wir in fremden Ländern hie und da beſonders auf Sitte und moraliſche Zuſtände merkten, iſt freundlichen Leſern nicht unbekannt. Die Sache hat aber namentlich in dieſem Falle ihre Bedenklichkeit, weil wir in der Kunſt ohne

Nachtheil dem Texte Schlüpfrigkeiten einzuweben hinter dem berühmten „Verstorbenen" eben so weit als in Witz und seinem Styl zurückgeblieben sind. Doch glauben wir ohne bedeutendes Aergerniß für sittenstrenge Leser sagen zu dürfen, daß man zu Larissa in Thessalien Salep trinkt und von diesem in Europa wenig bekannten Specificum großen Consumo macht.

Salep ist bekanntlich ein Strauch, der hauptsächlich in Syrien gedeiht und wie die Patate den Werth nicht in Blatt und Stengel, sondern an der Wurzel hat. Die Salepwurzel theilt dem Blut eine erhöhte Wärme mit und ruft gewissermaßen die schlummernde Sinnlichkeit nach Maßgabe der Dosis zu regerem Leben auf. Zu Markt wird die Wurzel in gedörrtem Zustande gebracht, vom Salepsieder aber zu feinem Pulver zerstoßen und mit Zuthat von etwas Ingwer zu einem graulichen Bräu versotten, der an Consistenz der Chocolade gleicht und in der Christenheit zuweilen von Kranken, im Islamitischen aber aus Ueppigkeit nur von den Gesunden getrunken wird. Von besonders nachhaltiger Wirkung, meint man im Orient, sey das Getränke vor Sonnenaufgang und unmittelbar nach dem erquickenden Labsal des Morgenschlafs. Salep! Salep! rief es durch die dunkeln Straßen von Larissa schon um 5 Uhr frühe (Februar). Die ambulanten Salepmänner haben der Uebung wegen ein feines Gehör. Der Diener klirrte am Fenster

und sogleich trat ein rothbärtiger Osmanli herein, die Laterne in der einen, das kohlengeheizte Réchaud mit dem brodelnden Saft in der andern Hand und credenzte die volle Tasse, für die er nicht mehr als 5 Para, d. i. etwas über drei Pfennige unseres Geldes nahm. Der Aermste kann sich diese Erquickung verschaffen und ich bitte die Leser über mein larissäisches Frühstück keine Bemerkung zu machen.

Es wehte winterlich vom Ossa herüber und die Mühen des Tages und die frostigen Dialoge mit Namik Pascha, mit den Schreibern und Pferdevermiethern kühlten bald wieder das mäßig erwärmte Blut. Um uns das im Sommer freilich unschwere Tagwerk nach Pharsalus wegen der Kürze des Lichts in etwas zu erleichtern, machten wir uns nach eilig geschlossenem Miethvertrag noch Abends zum Thor hinaus und schliefen im Einkehrstall des nächsten Dorfes etwas über zwei Wegstunden von der Stadt. Wir rechneten auf eine schlechte Nacht. Frostige Winde bliesen durch die zerlöcherten Lehmwände auf unsern Lagerplatz und bald drangen Schneeflocken vom Ziegeldach herab. Holz war nicht zu haben, wir kauften aber 15 Pfund Kohlen, sotten Eier, schmorten Fische in Olivenöl, tranken Wein und schliefen in die Mäntel gehüllt wider Vermuthen vortrefflich, lange und warm am Kohlenfeuer. Die Nacht hatte förmlich den (vierzehntägigen) thessalischen Winter gebracht und wie wir mit dem Morgengrau vor die

Hütte traten, war der Boden streckenweise mit dünner Schneekruste bedeckt. Dennoch ritten wir ohne Säumniß fort und freuten uns bei Zeiten nach Pharsalus zu kommen und einen bequemern Han zu finden als im Dorf ohne Baum und Holz. Aber bald zeigte es sich, daß der Pferdeführer den Weg nicht wußte und auch noch niemals in Pharsalus gewesen war. Um für die Strecke von Larissa nach Zitun drei Dukaten zu ersparen, die ein kundiger und ehrenfester Türke mehr als ein Grieche begehrte, hatten wir letzterm den Vorzug gegeben und wurden nun, wie billig, für unzeitige Sparsamkeit zur Strafe gezogen.

Die meisten Leser kennen den Namen Cynoscephalä so wie die große Schlacht, in welcher die römische Legion zum erstenmal die macedonische Phalanx überwand. Eben so gut weiß man auch, daß „Cynoscephalä" auf deutsch „Hundsköpfe" bedeutet und daß im Alterthum nicht blos eine bestimmte Ortschaft, sondern wegen der Gestaltung des Bodens eine größere Landstrecke zwischen Larissa und Pharsalus diesen Namen trug. In dieser Gegend waren wir jetzt, und der Anblick des Landes erklärte am besten das alte Wort Cynoscephalä. Kurz vor dem Dorfe, in dem wir schliefen, begann sanft ansteigend ein Labyrinth niedriger, baumloser, niedlich ineinander verschlungener Stumpfhügel — milde, langgedehnte Schwellungen des fruchtbarsten Bodens mit rinnenden Bächen, Kräuterwiesen und kleinen gras-

bewachsenen Moorgründen in den muldenförmigen Vertiefungen — im Ganzen etwa sieben Stunden lang und vier bis fünf Stunden breit. Bis zum Dorfe Pagratsch ging es noch leidlich, dann aber sagte der Führer unumwunden, er wisse nicht welcher von den vielen nach allen Seiten zwischen den Hügeln auseinandergehenden Reitpfaden der rechte sey und nach Pharsalus führe. Was war zu machen? Die Schuld lag auf unserer Seite und wir ritten auf Gerathewohl. Zum Unglück war die Gegend auch noch menschenleer und nur ein Kranich, der einsam am Wasser stand, sah uns verwundert vorüberziehen. Bauern, die wir später in einiger Entfernung trafen, wußten auch keinen bessern Bescheid und so übernahm ich denn im Vertrauen auf meine Kompaßkunde die Leitung der Karavane selbst. Aber sieh da! während ich auf einer moorigen Stelle den Eingebungen meiner vermeintlichen Weisheit folgte, that das Pferd einen falschen Schritt, stürzte seitwärts in eine Schlammtiefe und sank bis an den Gurt; mich selbst schleuderte es im entgegengesetzten Sinn, doch reichte mir die Pfütze nur bis an das Knie. Die Geduld brach selbst bei diesem Auftritt kaum; das Thier ward wieder aufs Trockne gebracht und wir ritten, obgleich die schneegetränkte Flüssigkeit in die Fußbekleidung gedrungen war, unverzagt zu einem Konaridorf hinan, wo uns ein großnasiger Osmanli in weißem Turban nach vielem Irrsal zum rechten Weg verhalf. „Auf

die Derwisch-Einsiedelei im Pinienwalde richtet euren Weg, dort werdet ihr Tschataldsche[1] von ferne sehen." So war es auch.

Nach mehr als sechsstündiger Plage hatten wir endlich den Südrand des Hundskopf-Labyrinths erreicht und erblickten auf einmal das spiegelglatte, links und rechts unabsehbare, auf der uns entgegengesetzten Südseite aber durch ein dammartig hereinspringendes Vorgebirge begrenzte Feldmeer der pharsalischen Ebene vor uns ausgebreitet. Wir waren wirklich überrascht und vergaßen beim Anblick der prachtvollen mit Saaten und Gras bedeckten Fläche auf einige Minuten unsere Noth. Am wasserreichen Bach, welcher die Ebene von einem Rand zum andern der Länge nach in diagonalem Laufe durchschneidet und seine perenne Fluth mittelbar in den Peneios wälzt, erkannten wir sogleich den Enipeus des Alterthums, und sahen deutlich die zierliche Steinbrücke und den breitgetretenen Weg, der nach Pharsalus führt. Aber noch viel Wichtigeres als Kornfeld, Bach und Steinbrücke: die Walstatt, wo Cäsar den Pompejus schlug, lag offen vor dem Sinn. Zur Beschreibung jenes verhängnißvollen Tages und Cäsars Strategie lieferte erst der Ueberblick der pharsalischen Felder den wahren Commentar. Die Lagerstelle beider Heere, die Schlachtordnung, ja der Platz, wo

[1] Türkische Benennung für Pharsalos.

die einzelnen Legionen ſtanden, wo die Reiter fochten und die Reſerve der zehnten Legion den Sieg entſchied, lagen wie gezeichnet vor dem Blick.

Manche Stelle in Cäſars Schriften würden die Herausgeber viel verſtändiger und lichtvoller commentiren, wenn ſie den Schauplatz der Begebenheiten ſelbſt geſehen hätten. Dieſe Bemerkung gilt hauptſächlich dem alexandriniſchen Akademiker Appianos, der in Beziehung auf die pharſaliſche Walſtatt in bedeutendem Irrthum iſt, wie ſich weiter unten zeigen ſoll. Von Cäſars Commentarien, die ſeit der Studentenzeit auf keiner Reiſe fehlen, wurde der betreffende Abſchnitt auf den Hügeln ſelbſt geleſen, wo das Lager der pompejaniſchen Legionen ſtand. Dann ging es mit Bedacht den ſanften Abhang hinab und fort gegen den Enipeus, der an den Zelten des großen Gegners der Optimaten vorüberrann.

In ſolchen Momenten fehlen auch dem Müden die Gedanken nicht! Um in die Stadt zu kommen, die am Fuß des Bergrandes gegenüber in Nebeldunſt und leichter Schneedecke winterlich begraben war, hatten wir von unſerm Standpunkte aus noch einen anderthalbſtündigen Ritt über die fetterdige, von geſchmolzenem Schnee durchnäßte Spiegelfläche zu überſtehen. Die armen, ſchlechtgenährten und ſchwer beladenen Thiere erlagen faſt unter der Bürde und nicht ohne große Anſtrengung erreichten wir endlich gegen drei Uhr Nachmittags das Ziel. Wir bedurften

insgesammt der Ruhe und Mensch und Thier hatte Labung nöthig. Wie wir uns auf die knisternde, kleidertrocknende, hammelschmorende Flamme aus Reisig und dürrem Holze freuten! An Holz konnte es in Pharsalus ja nicht fehlen; oder hatten wir nicht Bäume gesehen und im nahen Gebirge Nadelwald? Aber das gemauerte Einkehrhaus dieser Türkenstadt war leider noch weit ärmlicher und trostloser als der Stall im letzten Christendorf. An Brennholz war gar nicht zu denken; selbst Kohlen gab es nicht. Kein Fleisch, kein Fisch, kein Reis, kein Ei! sogar die Nachtlampe fehlte. Wir aber waren müde, hungrig, durchnäßt und zitterten vor Frost auf unserer Matte am kalten Herde sitzend.

Das Zimmer hatte, wie natürlich, keine Decke, wir sahen durch das lose Ziegeldach die grauen Wolken ziehen und gegen Abend trieb es eisige Lüfte durch den rohen Schornstein und die ladenlose Fensteröffnung auf das Lager herein. Wir sahen einer bedenklichen Nacht entgegen, vielleicht der schlimmsten, die ich je auf Reisen zugebracht. Wenn in dieser Lage das Fieber käme! Welch eine zweifelhafte Lage! Um das Maß der Verlegenheiten voll zu machen, sagte uns auch noch der Führer seine Dienste auf: er könne und wolle nicht weiter ziehen, das Land jenseits Pharsalus sey ihm so unbekannt als uns und morgen frühe reite er nach Larissa zurück. Es war ein junger Mensch, ein blonder Menelaus der

Olympusdörfer, voll guten Willens; aber er wußte im Lande weder Bescheid noch hatte er frischen Muth. Diesen Uebeln mußte nach Thunlichkeit zugleich begegnet werden.

Nachtlampe und Kohlen lieferte ein Krämer der Nachbarschaft; aber wie wir zwei- und dreimal holen ließen, war der Preis jedesmal um die Hälfte angewachsen und am Ende ging der Vorrath aus. Das Fenster ohne Laden ward mit zusammengesuchten Matten zugemacht und mit vieler Mühe am Ende auch noch etwas Wein und Brod aufgebracht, was mit den Hammelsresten aus Larissa doch nur ein kümmerliches Nachtmahl gab. Wir theilten es gutwillig mit dem Führer, nachdem uns ein Grieche des Orts seine Pferde auf den andern Morgen, aber nur bis zur nächsten Station Domoko vermiethet hatte. Dort, hieß es, müssen wir türkische Führer nehmen, denen es allein gestattet sey über die Grenze ins fremde Land zu gehen.

Die Nacht in Pharsalus glich einer wahren germanischen Winterscene. So traurig flockte und brauste es vom Berg herab. Gott weiß es, mit welchen Gefühlen wir uns am matten Kohlenfeuer zur Ruhe legten! Die wenigsten Leser vermuthen aber auch nur, mit welcher Summe von Sorgen, Geduld und Noth ich beinahe jeden Satz dieser Fragmente vorausbezahlen mußte. Gewinn ist uns im Lesen fremdes Ungemach. Nur begreift vielleicht ein „Glückseliger"

nicht immer schnell, warum man im Einkehrhaus zu Pharsalus eigentlich noch keine vergoldete Felderdecke, keine Gueridons und keine elastischen „Couchetten" hat. Wir aber schliefen der Bedrängniß ungeachtet bis uns die Morgenkälte frisch und erquickt neben dem verglommenen Herde weckte. Ich glaube, der warme Saleptrunk in Larissa hat das Winterelement noch in Pharsalus besiegt. Nur kam der neue Führer in aller Frühe mit Bedenklichkeiten wegen des bedrohlichen Wetterstandes und meinte, ob wir uns nicht noch einen Tag Ruhe gönnen wollten. So gerne wir auch unter erträglichern Umständen einen Tag geblieben wären, lehnten wir doch in der Noth aller Dinge den Vorschlag ab und erklärten um jeden Preis heute noch nach Domoko zu ziehen. Auf wiederholtes Einreden fragte ich nur so obenhin, wo der Kadi von Pharsalus wohne? Statt der Antwort sagte der Grieche, in anderthalb Stunden werde er mit frisch gefütterten Pferden im Hofe stehen, sey die Witterung wie sie immer wolle. Die Zwischenzeit wurde benutzt die Gelegenheit des Ortes noch einmal anzusehen.

Pharsalus ist eine türkische Bauernstadt von weniger als 4000 Seelen, hat aber in der Lage große Aehnlichkeit mit Antiochia am Orontes. Es ist eine schmale, lange Kothstadt, längs dem Fuße einer sich zur Ebene verflachenden steilen Hügelkette hingestreckt und ohne alle Spur des Alterthums,

ausgenommen die zerstörte große Akropolis hoch oben auf der Bergebene, von der sich wie zu Antiochia beiderseits am Felsenrande lange, verwitterte Festungsmauern zur Stadt herabziehen. Ich gab mir nicht die Mühe und hatte auch keine Zeit die Berghöhe zu erklimmen, sah aber um so eifriger auf das gestern durchwanderte Schlachtfeld der römischen Bürgerkriege hinüber. Statt den Leser mit einer umständlichen Aufzählung aller Einzelheiten jener Schlacht und dann noch weiter mit einer Abhandlung über die Bürgerkriege im Allgemeinen und über die ganze römische Geschichte überhaupt von Aeneas bis Augustulus heimzusuchen, wie es der belobten Gräfin an meiner Stelle sicher begegnet wäre, begnügen wir uns mit der einfachen Berichtigung einer irrigen Angabe des Griechen Appian. Offenbar hat der gelehrte Akademiker die pharsalischen Felder nicht selbst gesehen und sein Werk nur aus fremden Büchern zusammengetragen, sonst hätte er in geradem Widerspruch mit Cäsars Text die Walstatt nicht zwischen Stadt Pharsalus und den Fluß Enipeus verlegt,[1] während der Streit der Nebenbuhler um die Weltherrschaft auf dem kornreichen Blachfeld zwischen dem rechten Enipeusufer und dem Hügelrande des Hundskopf-Labyrinths entschieden wurde. Cäsar, der sonderbar genug weder Stadt noch Fluß mit Namen nennt, erschien

[1] *Ἐς τὸ μεταξὺ Φαρσάλου τε πόλεως καὶ Ἐνιπέως ποταμοῦ.* Appian. de Bellis Civil. lib. II, 474,

zuerſt von Epirus her und lagerte im Kornfeld am Waſſer. Pompejus zog mehrere Tage ſpäter von Lariſſa kommend, auf demſelben Weg den wir genommen hatten, und ſchlug ohne in die Fläche hinabzuſteigen das Lager auf den Hügeln auf, an deren Fuß er ſein Heer in bequemer und ihm günſtiger Stellung vergeblich zum Kampfe bot. [1]

Am Entſcheidungstage ſelbſt lehnte Pompejus den rechten Flügel, Cäſar aber den linken an den Fluß, der beiden Heeren die Seite deckte und die Angriffe der Reiterei unmöglich machte. Dieſe Stelle (Cäſ. III, 88 und 89) ſetzt die Sache außer Zweifel. Wie Pompejus geſchlagen und ſelbſt das Lager am Hügel genommen war, floh Alles nördlich in der Richtung gegen Lariſſa durch das Hügelrevier, auf dem ſie vorher gekommen waren. Aus Cäſars Angaben iſt es klar, daß keines der ſtreitenden Heere in der Richtung gegen Pharſalus den Fluß überſchritten hatte. Nach Appian aber wäre der Rückzug entweder durch den Fluß „mit hinderlichen Ufern" (impeditis ripis) oder vielmehr — was offenbarer Unſinn — ſüdlich gegen Domoko und die Thermopylen geſchehen, wohin wir uns nach dieſer kurzen Abſchweifung vom Reiſeziel unter nicht ganz günſtigen Wetterzuſtänden etwas ſpäter als neun Uhr Vormittags in Bewegung ſetzten.

[1] Pompejus, quia castra in colle habebat, ad infimas radices montis aciem instruebat. Caes. de bello civil. lib III, 85.

Nach einem Paar etwas lichter Morgenstunden, die uns mit falschen Hoffnungen kirrten, war ein dichter Nebel über Berg und Fläche herabgestiegen, und wie wir an's andere Ende des Städtchens kamen, wo Weiber an der Quelle wuschen, fing es zu schneien an. Wir ritten schweigend vorüber, weil uns der Wind die Flocken ins Antlitz trieb und die düstere Atmosphäre bald die nächsten Gegenstände dem Blick entzog. Nur der glatte weiche Pfad verrieth, daß wir nach einer Wegesstunde aus der steinigen Durchgangsniedrigung des pharsalischen Vorgebirges wieder auf das Feldmeer gekommen waren. Sehen konnte man es nicht. Die Luft bot eine jener Scenen, wie sie nur die Iliade malt, und gleich Ajax flehten auch wir zu Zeus um Licht, obwohl zur Dunkelheit auch noch die Qual des Hungers kam. Wir hatten uns ohne Imbiß auf den Weg gemacht, weil der eigene Vorrath aufgezehrt und in Pharsalus um jene Stunde nichts zu finden war. Welch ein Glück daß wenigstens der Führer der Landschaft kundig war! Erst am Ende der hier drei gute Stunden breiten Fläche öffneten die aufsteigenden Nebel den Horizont und wir standen am Fuße eines hohen Kegelberges, auf dessen Spitze unsere Sehnsucht, das Städtchen Domoko wie in den Wolken hing. Des Schnees ungeachtet hätten wir mit guten Pferden vielleicht in weniger als einer Stunde das Ziel erreicht. Aber wir brauchten das Doppelte, und die Thiere waren

eben so erschöpft wie wir, ja selbst den Führer, den hartlebenden Griechen aus Pharsalus, wandelte auf halber Berghöhe vor Hunger Ohnmacht an. Er konnte nimmer fort. Ein Labetrunk, eine Krume Brod hätten ihn zu Kraft gebracht; aber beides fehlte, Sack und Flasche waren schon am Morgen leer. Nach kurzer Rast wurde noch einmal angesetzt und wir krochen langsam athmend jammervoll den steilen Pfad hinan. Doch umsonst! die Kraft versagte noch einmal, und wie sich der Arme zu letzter Hülfe auf die Gruppe des koffertragenden Pferdes setzte, sank auch noch das Thier unter der Doppellast nach kurzer Strecke zur Erde nieder. Durch vereinte Mühe ward wieder aufgeholfen, wir sahen die Häuser ober uns und kamen mit Aufraffung der letzten Kraft endlich todesmatt bei der gastlichen Thüre an. So groß war die Schwäche, daß ich die schroffen Treppen ins obere Stockwerk ohne helfenden Arm nicht mehr zu erklimmen vermochte.

Das Haus war ein christliches und wegen der unebenen und beschränkten Räumlichkeit von Domoko thurmähnlich an den Abhang hingelehnt. Zum Glück fanden wir eine Zelle leer mit überhängendem Bretterdach und Söller vor der Thüre, wie die Hütten in Tirol. Neben der Thüre war die kleine Fensteröffnung, der Boden von gestampftem Lehm und eine Feuerstelle im Hintergrunde, wo sofort die Flamme von trockenem Birnbaum lichterloh in die Höhe schlug.

Leſer, die nach ſucculentem Mahle unſere Noth angeekelt hat, werden bei der Nachricht der glücksvollen Lage in Domoko wieder ausgeſöhnt und zufrieden ſeyn. Reis, Eier, Hülſenfrüchte, Brod, Wein, Holz und Raki war im Ueberfluß; aber müde Deutſche wollen kräftigere Subſtanzen, und nicht ohne viele Mühe ward auch noch eine Henne zum Nachtmahl aufgetrieben. Man denke ſich die Luſt! Nur war im ganzen Haus kein Hafen, um das Kleinod herzurichten, kein Leuchter die Kerze aufzuſtecken und kein Kücheninſtrument das Geſchäft mit Anſtand auszuführen. Wohl eine Stunde ſuchte und fragte man im Städtchen herum bis endlich der erſehnte Topf erſchien.

Domoko, wie ſchon früher bemerkt, iſt von Türken und Griechen zugleich bewohnt; die Griechen aber kochen nicht, wenigſtens kein Federvieh, und es gab gleich anfangs einen hohen Begriff von unſerer Bedeutung und unſerer Macht, daß wir an einem gemeinen Wochentage ein ſolches Mahl bereiten ließen. In der Zelle neben uns war auch ein Fremder, der nichts als einmal des Tages Bohnen mit Oliven aß. Bei den Griechen müſſen auch die Thiere faſten, weil die Menſchen ſelbſt nur Zwiebel eſſen und das gewonnene Geld vergraben wird. Die Deutſchen lieben zwar viel und gute Koſt, haben aber ein weiches Herz für fremde Noth und erbarmen ſich beſonders des lieben guten Viehs. Unſere Pferde ſammt dem

Führer hätten zwar bei all ihrem Pharsalusblut die Schlacht bei Gaugamela nicht entschieden, erhielten aber doch in Domoko des harten Tagwerks wegen Gerste zum Desert; der Agogiate selbst durfte sich mit dem Wlachidiener zu den Resten des reichlich aufgestellten Mahles setzen und erhielt, um die Ohnmacht gründlich auszutreiben, neben dem ausbedungenen Lohn noch eine Extradosis Raki als Labetrunk. Nachdem wir am Ende noch für frische Pferde bis in die Quarantäne von Zitun mit einem Türken abgeschlossen hatten, überließen wir rund am Feuer gelagert die matten Körper der langersehnten Ruhe. Damit aber ein für das Seelenheil besorgter Leser nicht etwa glauben müsse, die Nacht in Domoko sey für christliche Wanderer gar zu weich und üppig gewesen, wollen wir nur bemerken, daß, wie in den wenigsten Fällen unseres Erdenwandels das Gute ohne Beisatz vom Uebel ist, so auch im Einkehrhaus zu Domoko das übersüße Glück durch etwas Wermuth gedämpft und verbittert war. Daß die Zellendecke fehlte, war ein geringeres Uebel als der Mangel des Kamins. Die aus gehobelten Sparren und Brettern schön gezimmerte und knapp gefugte Dachung, obgleich von Rauch und Schlacken angeschwärzt, hielt Schnee und Kälte von oben sattsam ab; aber bei Thür und Fenster, die des Rauches wegen offen blieben, drang es vom Söller schneidend kalt auf die Schlafenden herein, während zerlassener Schnee über

der Herdflamme durch die Bretterfugen drang und als rußgefärbte ätzende Flüssigkeit in regelmäßigen Pausen auf die grauen Mäntel niederfiel, noch heute sichtbar zur Erinnerung an die Winternacht in Domoko. Nicht genug, in der Zimmerecke neben meinem Lager war am Fußboden eine runde Oeffnung angebracht, die dem Gelasse unterhalb als Rauchfang diente. Ein widerlicher Qualm aus ranzigem Oel und nassem Holze, der sich von unten herauf in die Wirbel der obern Heizung schlug, tödtete alle Poesie und stellte bald das Gleichgewicht in unserer Lage her. Wir waren ja zur Winterszeit gleichsam mitten im rauchenden Kamin logirt!

Es schneite und stöberte die ganze Nacht und auch noch den folgenden ganzen Tag ohne Unterlaß. Wir hofften aber auf Besserung und wollten Morgens dennoch fort. Der Türke erklärte geradezu die Unmöglichkeit und sagte auch, wir hätten uns vor allem zur Durchsicht des Reisescheins beim Oberbefehlshaber der Gränzschluchten, der hier residire, in Person vorzustellen, weil ohne dessen Erlaubniß niemand aus dem Land gelassen werde. Wie wir im Serai erschienen, hieß es: „der Aga schläft, kommt in einer Stunde wieder." Nach einer Stunde schlief der Aga noch und erst gegen zehn Uhr that sich der Divan auf. Ich war nicht ganz ohne Sorgen. Das Städtchen war mit albanesischen Söldnern angefüllt und der Aga selbst gehörte diesem Volke an. Vielleicht gibt

es Hinderniſſe, vielleicht Forderungen übermäßiger Natur, da der Albaneſe beſondern Werth aufs Klingende zu legen pflegt und ich allein und ohne Schutzbrief des Weſirs von Lariſſa gekommen war. Mit dem Grammatikus hatte ich ſchon vorher geredet und in der Halle auch Bekanntſchaft mit einem Exemplar aus dem männlichen Harem gemacht, das dem Aga nach Albaneſenbrauch in Domoko nicht fehlen durfte. Der gute Junge ſagte mir, wie ich mit ſeinem Gebieter reden ſoll und er wollte ihm ſelbſt ungebeten mein Petitum beſtens anempfehlen, wofür er zwei Silbergroſchen als Geſchenk erhielt. Im Divan mußte ich natürlich meine Sache ſelbſt vertreten; aber Zuverſicht mit Zungengeläufigkeit wuchſen ſchnell, wie ich merkte, daß der Aga im Türkiſchen von nicht beſonderer Stärke war. Manche in Stambul erhaſchte Phraſe ward mit glänzendem Succes vor den unwiſſenden Schkypetaren zur Schau geſtellt. „Wie ſchön er türkiſch ſpricht!“ ſagte halblaut der Aga zum Grammatikus. Das iſt im Munde eines Albaneſen freilich kein großes Lob, beweiſt aber, welchen Vortheil auch geringe Kenntniß in der Osmaniſprache reiſenden Europäern in der Türkei gewährt. Nur wer türkiſch redet, gilt im Lande als ehrenwerther Mann, hat Religion und achtet göttliche und menſchliche Geſetze: „*Türktsche bilir, allahdan korkar.*“ [1] Denke man nur, bei aller Andachts-

[1] „Er verſteht Türkiſch, (weil) er Gott fürchtet.“

gluth und dogmatiſchen Schärfe für Glaubensreinheit und geiſtliches Uebergewicht wären D. und W. ſammt ihrem theologiſchen Anhang in M. bei den Osmanli doch nur Atheiſten, Leute ohne Treue und Glauben blos weil ſie des Türkiſchen nicht kundig ſind!

An Hemmniß oder irgend eine ungerechte Zumuthung war bei ſolchen Vorlagen nicht weiter zu denken, und der Abreiſe ſtand auch nichts weiter entgegen als die finſtere Atmoſphäre mit ihrem winterlichen Schneegeſtöber. „Geht nicht! Seht nur das Wetter an! Ihr gehet zu Grunde," ſagte warnend der Grammatikus. Wir blieben noch den ganzen Tag, der uns nach beſſerer Anordnung bei reichlicher Zehrung und in nützlichen Dialogen mit den Zollbeamten am Feuerherde ſchnell vorüberging. Wir beſuchten auch eine Art improviſirter Schenke, wo die moslimiſchen Schkypetaren gegen Koran und Prophet tapfer zechten. Bekanntſchaft mit Kriegsleuten iſt überall ſchnell und leicht gemacht, und nicht ohne vielſeitig freundlichen Zuſpruch der rauhen Geſellen gingen wir in die Wohnung zurück.

Sorgfalt und Fleiß, womit ich während des langen Aufenthalts in Stambul etwas Nützliches zu lernen ſuchte, belohnten ſich in ſolcher Weiſe häufig ſchon während der Reiſe ſelbſt. Wir ſagen es nicht des eitlen Ruhmes wegen; wir ſagen es andern zum Troſt, damit ſie lernen was und wieviel ein Menſch, der ſelbſtſtändige Meinung und unabhängigen Sinn

weit höher als Gunst und Sold der Großen achtet, auch in mäßigen Umständen durch eigene Kraft zu schaffen vermöge. Leiden und Noth sind vergessen; Erfahrung, Einsicht, Erinnerung und geistiger Genuß sind geblieben und werden noch lange bleiben; sie sind mein wohlerworbenes freies theures Eigenthum! Zwar hat uns der Rauch in Domoko Antlitz und Hände angeschwärzt; aber wir schliefen gelabt und erquickt so wonnig am wärmeströmenden Herde, wie die innerlich zerrissenen, schuldbewußten Kinder des Glückes, des Ehrgeizes, der irdischen Größe in ihren Prunkgemächern und erquisiten Lüsten zu schlummern nicht vermögen. Haltung und Thun des Menschen gewinnt eine andere Gestalt, sobald sich der Gedanke, daß kein Erfolg, kein Genuß, kein Wissen, kein Rang, keine irdische Größe, Drang und Qualen des Gemüthes stillen kann und wahrer Seelenfriede nur im Versagen liegt — seiner gänzlich bemächtigt hat. Wer die Fesseln des Ehrgeizes, der Gierde, der Habsucht, der Eitelkeit nicht abzustreifen vermag, ist weder ein weiser, noch ein tugendhafter, noch ein freier Mann, noch kennt er das wahre Glück, das wir alle suchen, das aber so wenige von uns wirklich finden. Hiemit ist nicht gesagt, daß man um weise, frei und glücklich zu seyn, zur Winterszeit in thessalisch Domoko am rauchigen Herde liegen müssen. Unsere Weisheit, weit entfernt von der Schule des Diogenes, duldet und liebt sogar die Eleganz der Außenseite.

Wir erzählen nur, was wir damals auf der Seele hatten und was uns nach vielen und harten Proben als einzig richtiger Weg zum höchsten Gut des Lebens — zu Gleichmuth und Zufriedenheit erschienen ist.

Ohne Zweifel haben wir für Mehrung und Kräftigung wahrer Lebensweisheit im Allgemeinen durch unsere Sittenpredigt schon jetzt Bedeutendes gewirkt. Wir hoffen aber, und zwar insbesondere in Deutschland und beim ehrwürdigen Corpus der Gelehrten und Andächtigen, durch unsern Frost und unsere Gleichgültigkeit für falsche Ehren, zerfließende Weichlichkeit und schnöden Flitter der großen Kinderwelt nächstens noch weit größere Bekehrungen zu erleben und in kurzer Zeit die Summe der Selbsttäuschungen, der eiteln, thörichten Bestrebungen zwischen Belt und Adria wesentlich gemindert zu sehen. Am Ende sind wir gar noch vom Schicksal auserkoren, das von erlauchten „Reisendinnen" neulich in Massa als corrupt verdammte Europäerblut moralisch zu reinigen und durch das Laugencorrosiv unserer Homilie wieder gesund zu machen. Welch ein Ruhm für unsere Unbedeutenheit! Die Gräfin mit dem „schleifenden Schritt" deutet als Universal-Galen das Uebel der Zeiten an, und wir — der geradredende Plebejer — heilen es durch unsere thessalische Panacee. Ist das nicht überschwänglicher Gewinn für zwei rauchgeschwärzte Nächte in Domoko? Was hätten wir aber auch sonst über unsere Winterrast in einem Orte

berichten sollen, an welchem das Alterthum selbst in der Sommerluft nichts als die rauhe Lage und die prachtvolle Fernsicht zu rühmen wußte? [1] Unsere Leser erinnern sich aus dem vorigen Fragment der Gestalt des thessalischen Ringbeckens und wissen, daß sich das Randgebirge allerseits schluchtig und durchbrochen, aber amphitheatralisch und breit gegen die fette Mittelebene niedersenkt und im letzten Stadium, wenn der Wanderer aus den Hochschluchten tritt, eine entzückende Aussicht über das endlose Gefilde öffnet. Auf einer solchen luftigen Höhe, an deren Fuß das pharsalische Feldmeer endet und die schluchtenvollen Berge beginnen, liegt Demoko. [2]

Wir waren aber vom Glücke weniger begünstigt als die Legionen des Flaminius und mußten den Ort verlassen ohne das Auge am schönen Spiel des pharsalischen Panoramas zu erquicken. Eine flockenschwangere Nebeldecke hatte sich wie ein Leichentuch bewegungslos über die weite Niederung gelegt, und wir ritten am Morgen des dritten Tages noch vor Anbruch des Lichtes mit unsern türkischen Führern zum Städtchen hinaus, von dem wir nicht einmal den Umfang, noch weniger Busch und Wald des unter

[1] Iliad. II, 16—17. — Livius lib. XXXII.

[2] Ubi ventum ad hanc urbem est, repente velut maris vasti, sic immensa panditur planities, ut subjectos campos terminare oculis haud facile queas. Livius lib. 32, apud Strab. edit. Casaubon.

dichter Schneekruste vergrabenen Weichbildes gesehen hatten. Doch schien der Zorn der Elemente endlich versöhnt; und wie wir auf sinkenden Pfade über Schnee und Eis der Ebene Tawüklü längs dem Nezerosee über Bäche und weiches Erdreich zu den Platanen hinabgekommen waren, wo der Engpaß beginnt, gingen die Wolken auseinander und sah stellenweise das blaue Firmament herab.[1]

Die Natur dieser Thalenge, ihre verschlungenen Windungen und felsigen Ausspränge malt Livius mit den wenigen Worten „confragosa loca implicitasque flexibus vallium vias“ in seiner Art trefflich und wahr, bis die seit Deukalion bestehende Form Thessaliens unter gewaltigen Naturkräften zusammenbricht und ein neues Gebilde entsteht. Drei Stunden von Domoko wird das Land menschenleer und ein isolirter Steinthurm oder sogenanntes Serravalle aus der fränkischen Ritterzeit (13. Seculum) bildet mit einem Haufen albanesischer Söldner auf

[1] Jedem in der neuern Philologie nicht ganz fremden Leser wird das Ungriechische der beiden Worte »Tawüklü« und »Nezero« auch ohne Mahnung aufgefallen seyn. Ersteres ist ein türkischer Terminus und mit „Hühnerfeld“ zu übersetzen. *Nezero* aber ist ein slavisches Appellativ, das in der Form *ezero*, *jezero* und *Nezero* (See) in hellenischen Landen sich häufig bis auf den heutigen Tag erhalten hat und beim Erlöschen der slavischen Sprache als Eigenname für größere Wassersammlungen in das Neugriechische herübergekommen ist.

dieſer Seite den äußerſten Vorpoſten und gleichſam die Gränzwache des türkiſchen Sultanats von Stambul gegen den „Bavareſikral“ in Athen. Bei dieſem Thurm hatten wir die letzte Plage, weil der Schkypetaren-Offizier in der Meinung einen guten Fang zu machen am „einfältigen“ Franken, der ſich nicht zu vertheidigen wiſſe, eine namhafte Summe als Durchgangszoll verlangte.

Etwas beunruhigt, daß ich von der kleinen Karavane allein in den Thurm hinaufgeladen wurde und auf meinen höflichen Gruß vom rohen Osmanligeſellen keinen Beſcheid erhielt, fragte ich ihn auch meinerſeits erbost, wer ihm das Recht gebe von mir, der ich mit des Sultans Paß von Stambul komme, Geld zu fordern? „*Aded dür*,“ „ſo iſts der Brauch“, ſagte er etwas höflicher. Ich erklärte ihm aber, alle ſeine „Aded“ gingen mich nichts an; ich ſey ein Deutſcher Begſade (Beïſade), der die Welt bereist und Niemanden etwas gibt. Zugleich hielt ich den türkiſchen Reiſeſchein zur Durchſicht hin, mußte ihn aber ſelbſt vorleſen, weil im ganzen Thurm kein Menſch das türkiſche ABC verſtand. Dieſer Akt von Gelehrſamkeit nebſt angefügten ſummariſchen Erklärungen über das Nemtſcheland, — alles (mit Verlaub) in gutem Türkiſch — that die beſte Wirkung und der Häuptling fragte am Ende ganz freundlich, ob es mir denn auf einige Para zu einer Taſſe Kaffee auch noch ankomme? Ich war nicht hart genug nein zu

ſagen, gab ungefähr einen Franken und ward von einem mitreiſenden Griechen, wie wir den Thurm hinter uns hatten, als zu nachgiebig getadelt: „nichts, gar nichts hätte ich geben ſollen.“

In nicht viel mehr als einer Stunde nach dieſem letzten Conflikt mit den Türken hatten wir die Höhe erſtiegen, wo die Gränzmark des freien Hellas ſtreicht, und hier fand es mein Tadler ganz in der Ordnung, daß ich dem Wunſche der Palikaren mit einer Kleinigkeit entgegenkam. Die armen Jungen waren mit Wenigem zufrieden und gegen die geſetzliche Gebühr einer Drachme (25 kr. rh.) begleitete uns einer aus ihnen in die zwei Stunden unterhalb liegende Quarantäne von Zitun hinab. Am 9. Februar 1842 hatten wir das Ziel unſerer türkiſchen Wanderſchaft erreicht und waren wieder in der Chriſtenheit. Selbſt die landfremden Palikaren freuten ſich unſeres Heiles und empfingen uns mit der größten Freundlichkeit auf dem Boden des freien Griechenlands.

Alle Noth, ſo denkt mit Recht der Leſer, muß jetzt ein Ende haben. Denn gleichwie das Chriſtenthum im Ganzen und im Einzelnen das Gegentheil des Islam iſt, eben ſo müſſen und werden ſicherlich auch die Bekenner des einen in allen Dingen von den Bekennern des andern vortheilhaft verſchieden ſeyn. Denn ſobald ſich beiderſeits gleichviel Schlechtigkeit mit derſelben Maſſe von Noth und Elend fände, und wenn die öffentlichen Zuſtände bei den einen ebenſo

trostlos und verfallen wie bei den andern wären, wie sollte der Uneingeweihte dann erkennen, um wie viel Tonsur und Dogmatik von ** besser als Derwischmütze und Koran von Medina sey? Man sieht, der Vergleich ist billig und ganz zum Vortheil der Christenheit gestellt.

Wenn es in türkisch Pharsalus an Holz und Kohlen und Brod gebricht und die Fenster ohne Glas und Läden, die Albanesen im Thurm aber, der Gerechtigkeit vergessend, nach fremdem Gute lüstern sind, so wird in Zitun schon deßwegen an physischen Gütern Ueberfluß, an sittlichen aber Fülle herrschen und besonders die Gerechtigkeit daselbst in Ehren seyn, weil man in Zitun nicht blos Christ, sondern überdies noch Hellene ist. Scenenwechsel mußte es hier geben und christliche Leser würden es sogar übel nehmen, wenn man ohne alles Merkmal von Contrast und Farbenspiel, wie etwa von der Lausitz in die Brandenburger Marken, so von türkisch Thessalien ins christliche Hellas herüberkäme.

Wer immer dem freien Königreich die nördliche Grenze gezogen, hat es sicherlich mit Verstand und im Bunde mit der Natur gethan. Eine geradlinige, beiderseits sich abflachende, in Rissen und Brüchen langsam niedersteigende Bergscheide trennt türkisch Thessalien von Griechenland. Die Nordseite des Höhenzuges war noch rauh und winterlich, während die südliche gleich unterhalb des Scheitelpunktes in jungem Gras und Lentiscusstrauch schon mildere Lüfte

und größere Macht der Frühlingssonne verrieth. Der Leser kann sich das Panorama gleichsam selber malen. Ein Querthal, breit und schön und mit einem Strom in der Mitte zieht wie ein Festungsgraben in gleicher Richtung mit unserem Höhenzug vom Meer ins Land hinein, und die gegenüberstreichende Thalwand übertrifft an Höhe und Mächtigkeit wie an Steile und Waldreichthum bei weitem die Linie, von der wir niederschauten. Der Fernblick vom Zirlberg ins Innthal unterhalb gibt mit Ausnahme der niedlichern Formen des griechischen Bodens beinahe ein ähnliches Bild. Eine Reihe fester Steingebäude mit kleinen Besatzungen, in gemessenen Zwischenräumen den Bergkamm krönend und von ferne sichtbar, bilden gleichsam die Mauerzinnen zum langen Erdwall wider das Türkenthum. Weit unten am Fuß der Höhe, in der Einsattelung zweier Hügel gegenüber den Thermopylen, zeigte uns der Palikar die Stadt Zitun, und um Ein Uhr Nachmittags am vorbenannten Tage hatten sich die Thore der hellenischen Quarantäne hinter uns zugemacht.

Die Klausur war nur auf acht Tage festgesetzt und muß im Sommer, der natürlich schönen Lage wegen, sogar ein geringes Uebel seyn. Aber zur Winterszeit gab es christlichen Regimentes ungeachtet doch Einiges zu bedenken. Und um es nur kurz zu sagen, die Aussichten waren nicht viel günstiger als im Einkehrhaus zu Pharsalus. Es gebrach an

Allem, sogar an Holz und Kohlen, nur nicht an Höflichkeit der Bedienſteten und an Mahnung zur Geduld. „Wir ſind noch klein, jung und arm, vielleicht wird es bald beſſer ſeyn.“ „Aber für Geld und gute Worte aus Vorſicht trocken Holz und Kohlen herzuſchaffen, wäret ihr doch groß und alt genug.“ „Die Leute dieſes Landes, entgegnete man, kochen nicht, wollen lieber frieren als Geld für Feuerung geben. Doch hoffe man für unſern Bedarf noch etwas Zehrung beim Bakkal zu finden, ja man denke ſogar ſeit längerer Zeit zwei, drei Stuben mit Glasſcheiben und europäiſcher Bequemlichkeit für beſſere Reiſende herzurichten; aber es fehle noch immer an den nöthigen Mitteln das Beſchloſſene auszuführen. Auch ſey bis jetzt auf dieſer Seite nur armes Handwerksvolk aus den türkiſchen Provinzen nach Hellas eingewandert und ich wäre der erſte „Milordos“, der des Weges komme.“

Die kleineren Räume waren leider alle beſetzt und wir mußten uns, um allein zu ſeyn, vorerſt mit einer weiten Sommerbaracke begnügen, deren ganze Einrichtung aus drei Holzpritſchen und einem Feuerherd beſtand. Der Fußboden war Steingeröll, die Oberdecke fehlte ohnehin und durch die weiten Spalten in Dach und Fenſterläden blies bei heiterem Himmel Nachts der kalte Wind herein. Am grünen Reiſig, das man zur Feuerung eilig ſammeln ließ, konnten wir uns nicht erwärmen und der als Wächter zuge-

theilte Albaneſen-Palikar brach Nachts in der Noth die Reſte des Holzgitters ab, welches den verdächtigen Theil des Hofraumes vom geſunden ſchied. Das war übrigens die einzige Nacht, in der uns die Kälte gar nicht ſchlafen ließ. Wir verkürzten die Zeit mit Reden und der Wächter, der ſiebenthalb Fuß hohe, ſchlanke, unbärtige, unverdroſſene Schkypetar mit ſeinen kleinen Albaneſenaugen, dünnem Naſenknorpel und blendend weißem Teint war um ſo beredter, da er warme Koſt, in Butter geſchmorte Eier, getrocknete Feigen, rohe Poriſtängel und Oliven gegeſſen hatte und Tags darauf noch Beſſeres hoffte.

Die Stadt war nur eine halbe Stunde entfernt und hatte an Lebensmitteln Ueberfluß. „Uebrigens ſoll ich mich über die ärmlichen Zuſtände unſerer Lage nicht wundern, „„da bisher lauter Diebe in der Quarantäneverwaltung waren.““ „Jetzt müſſe natürlich bald alles ein beſſeres Herſehen gewinnen, da man heilſame Reformen vorgenommen.“ Aber bei aller Ehrenhaftigkeit der neuen Verwaltung wird es in der Zituner Quarantäne vermuthlich bis auf dieſe Stunde beim Alten geblieben ſeyn, weil die Griechen bei Neuerungsvorſchlägen und in Abſchaffung veralteter Mißbräuche mit lobenswerther Vorſicht verfahren, aus Klugheit nichts übereilen, vorher alles langſam, wiederholt und reiflich bedenken und überall mit ſchonungsvoller Behutſamkeit an den öffentlichen Schaden gehen, ja aus gegenſeitiger Nachſicht und

christlicher Geduld meistens lieber gar nicht daran-gehen. Sie wollen es nicht machen wie die Europäer, die wohl niederreißen, aber selten etwas Besseres auf die leere Stelle bringen. Wollte man alle Diebe aus den Aemtern treiben und überall nur Gerechte an ihre Stelle setzen, so blieben wahrscheinlich sämmtliche Beamtenstuben des hellenischen Königreichs in alle Ewigkeit vacant. Als geistreiche Menschen, wie die Griechen alle sind, wählen sie unter zwei Uebeln natürlich das geringere und die Dinge bleiben wie sie sind.

Oeffentliches Gut nach Kräften als Privateigenthum zu behandeln ist uralte Landespraxis, ist gleichsam fest und wohl ersessenes Recht der byzantinischen Beamtenwelt. Und statt die Griechen als neuerungssüchtig und rebellisch zu verschreien, wie es andere thun, finden wir sie entschieden conservativ und besonders voll Respekt für ihr historisches altes Recht. Man sollte glauben, sie hätten insgesammt bei weiland Dr. Hugo in Göttingen Jurisprudenz studirt. Dieses Urtheil ist ein von persönlichen Berührungen ganz unabhängiges und die jämmerlich kalte Pritschennacht hat uns eben so wenig *gegen* die Hellenen eingenommen als uns die günstigere Lage am folgenden Tage zu ihren Gunsten bestach. Man gab uns eine bequemere Zelle mit Bretterboden, Ueberdecke und wälschem Kamin. Für Strohmatte, Feuerzange, Topf und Leuchter ward auch gesorgt und der Krämer

hatte gutes Brennmaterial mit reichlichem Nahrungsstoff aus der Stadt gebracht. Für Fensterscheiben aus Papier hatte eigene Industrie gesorgt und wir waren in wenig Stunden ein Gegenstand des Neides und der Bewunderung für die Poristängel essenden Mitgefangenen der Nachbarschaft. Allein die Herrlichkeit hatte ein schnelles Ende.

Der freundliche Quarantänearzt hatte uns gebeten mit den Mängeln der Anstalt Nachsicht zu haben, Griechenland sey noch „jung, klein und arm"; hätten wir aber irgend einen Wunsch, brauchten wir nur zu befehlen, alles werde zu unsern Diensten seyn. So spricht in Hellas jedermann, aber niemand will etwas thun. Die Gelegenheit zu „wünschen und zu befehlen" kam viel schneller als es nöthig war. Das üppige Leben in unserer Zelle und das Glück der beiden Diener, die gegen alle griechische Sitte eben so christlich gefüttert wurden wie der Gebieter selbst, veranlaßten die Meinung, Milordos müsse ein gutmüthiger, reicher, liberaler und geldverachtender Geselle seyn und auf diese Vorstellung hin gründete der amtlich aufgestellte Krämer seinen Plan. Statt guter Kohlen wie früher, brachte er am dritten Tag Kohlenstaub und statt des bestellten Quantums Hammelfleisch eine alte magere Henne, für die er 120 Lepta (30 kr.)] wollte. Bei unserer Weigerung die Lieferung anzunehmen, weil wir Anderes und Besseres bestellt, schwur er hoch und theuer, daß

Anderes und Besseres zu dieser Frist gar nicht zu finden sey.

Die Verhandlung ging vor aller Augen im Hof vor sich und jedermann erkannte das Unrecht dem trügerischen Krämer zu: „der Mensch sey ein Albanese", d. i. der Inbegriff aller Schlechtigkeit. „„Aber ihr seyd alle so, Lügner, Schelmen, Diebe vom ersten bis zum letzten."" Nach warmer Sittenpredigt behielt der Mäkler seine Waare und wir blieben ohne Feuer und Kost, oder mußten mit Poristängeln zufrieden seyn in gleichem Loose mit der Nachbarschaft. Erst einige Stunden später hatte ein Expresser die schönste Heizung und das schönste Hammelfleisch gebracht, obwohl der amtliche Versorger bei allen Heiligen der anatolischen Kirche geschworen hatte, es sey nur schlechtes in der Stadt, ja man finde gar keines und es werde überhaupt nicht mehr geschlachtet in Zitun. So ging es fort bis endlich der neunte Tag dem Hader und der Klausur zugleich ein Ende machte.

Nachdem die Rechnungen geordnet und nicht ohne neues Plänkeln jedermann gesättigt und befriedigt war, verließen wir den Sitz der Plage und ritten freudig und nicht ohne Bedacht wie unsere Erfahrungen andern Reisenden frommen sollen, nach Zitun hinein. Sollte das Schicksal ja irgend einen Deutschen gleich uns zur Winterszeit dieses Weges aus Thessalien nach Hellas führen, so nehme er unsere

Widerwärtigkeiten als Mahnung zu größerer Vorsicht an, und komme ja nicht in die Quarantäne nach Zitun ohne folgende Gegenstände vorsorglich mit sich zu bringen: 1) Lebensmittel für wenigstens Einen Tag; 2) eine tüchtige Saumladung trocken Holz und Kohlen; 3) eine Feuerzange, ein Kohlenbecken und Wandnägel quantum sufficit; 4) einen Tisch; 5) eine Rohrdecke; 6) ein Brett; 7) eine sechs Fuß lange Dachrinne; 8) Schmutzkratze und Besen; denn bei den Hellenen wird nicht gekehrt, und ohne Rettungsbrett und Dachrinne kann man bei Thauwetter nicht wohl zur Zellenthüre heraus.

Wir blieben mehrere Tage in der Stadt, um endlich ohne Zank der Freiheit und des Lebens zu genießen, bis wir weiter zogen über Euböa nach Athen. Zugleich wollten wir doch auch sehen, welche Fortschritte öffentliches Leben und allgemeine Glückseligkeit des griechischen Volkes während des zehnjährigen Friedens unter dem Schirmhut des Bavaresenthums in Zitun gemacht. Man darf dem Leser wohl gestehen, daß wir schon im Jahr 1833 bei Gelegenheit des Besuchs von Thermopyle Zitun zum erstenmal gesehen haben. Die wasserreiche Umgegend ist zwar kahl und baumlos geblieben wie zur Türkenzeit, aber das Städtchen selbst hebt sich der (damaligen) wenig geschickten und noch weniger redlichen Verwaltung zum Trotz allmählig aus den Ruinen heraus. Wir sind nicht nach Zitun gekommen, um die Machthaber

anzuklagen oder sie gar eines Bessern zu belehren und zu thun, als hätten wir allein das Geheimniß im Gänsekiel alles öffentliche Ungemach mit einem Federstrich zu tilgen und durch Zauberschlag jedermann glücklich und reich zu machen. Wenn wir je etwas bekrittelten, so war es nur die Hast und das thörichte Selbstvertrauen, mit dem man sich an's Ruder drängte, als wäre es eben ein so leichtes Ding auf „byzantinischem" Boden und mit „byzantinischen" Elementen eine nach abendländischen Begriffen blühende und innerlich geordnete Staatsgesellschaft einzurichten. Den Ueberschwänglichen, den Leichtblütigen und den Unbesonnenen haben wir von jeher unsern Zweifel, unser Mißtrauen und unsere Verneinung entgegengesetzt und allzeit gefunden, daß es billiger ist (wenigstens im Orient) die öffentliche Verwaltung nicht nach dem Guten, das sie gethan haben will, wir aber nicht zu entdecken vermochten, sondern nach dem Bösen zu beurtheilen, das sie unterlassen hat.

Wenn man die Hände immer in den Taschen des Volkes hat und im Moment des Dranges doch immer wieder Bettler ist — „inter continuas rapinas perpetuo inops"[1] — wie erklärt ihr das? Glücklicher Weise haben wir solche Fragen zu beantworten weder Beruf noch Lust. Mancher Leser weiß auch schon, daß uns weniger die Politik und am wenigsten die

[1] Justinus de Philippo Macedon.

Eitelkeit auf neuem Schauplatz eine Rolle zu spielen wiederholt ins Morgenland getrieben hat. Abenteuerlicher Hang fremde Sitte zu sehen, angeborne Schwärmerei und Liebe schöner Landschaftsbilder beflügelten allein den Schritt. In solchen Gemüthszuständen ist man weder Intriguant noch Stellenjäger, noch Diplomat, noch Weltverbesserer. Man ärgert sich auch nicht zu häufig über die Thorheiten der Menschen; man lacht weit lieber (versteht sich im Stillen) als man pocht und schilt. Diesem Charakter milder inoffensiver Schwärmerei sind wir hoffentlich im ganzen Cyklus der „Fragmente" treugeblieben, und eben weil wir diesen Charakter bis zum Ende behaupten möchten, ist es besser wir schließen hier in der Gränzstadt des hellenischen Königreichs unsere Irrsale und unsern Bericht. Hellas ist ja, wie sie sagen, europäisches Land, und wo fänden wir den Muth Dinge zu besprechen, die man schon vor uns so oft und so gut verhandelt hat. Rühmte ich z. B. die freundliche Aufnahme beim damaligen Obristlieutenant Fabrizius [1] so wie kriegerische Zucht und Haltung des unter seinem Befehl an der Gränze aufgestellten kleinen Truppencorps, so könnte es die Eifersucht anderer Offiziere erregen, deren Sinn nicht weniger gastlich und deren Fustanellen-Schaaren eben so gut geübt, genährt und gekleidet sind wie die Besatzung in Zitun.

[1] Aus Plön im Holsteinischen.

Wie sollte ich erst ohne Aergerniß erzählen, was ich gleich auf der Gränze über die Bavaresen hörte? Man hält uns für unmännlich und weichlich, für Leute „die man anfangs fürchtete und zuletzt verachtete.“ Jedermann weiß aber, daß wir abgehärtete, kräftige und gerechte Menschen sind, daß wir in Kunst und Wissenschaft wie im Betrieb des bürgerlichen Lebens mit andern Nationen überall auf gleicher Höhe stehen, ja ihnen in Vielem überlegen sind und besonders in Andacht und Sittlichkeit als Muster dienen. Und doch ward ich von Leuten, die gestern noch türkische Knechte waren, mit der sonderbaren Bemerkung angeredet: „Die Bavaresen haben uns bestohlen und in der Kultur um ein Jahrhundert zurückgeschlagen.“

Solche Urtheile widerlegen sich selbst. Die Thoren! Als wenn man bei uns diebisch wäre und in der Kultur rückwärts ginge! Wer in Deutschland hätte je dergleichen gehört? Ja, noch weit Schlimmeres mußte ich vernehmen, verschweige es aber lieber ganz, weil es bei aller Falschheit doch hie und da kränken und betrüben könnte. So weit ist es durch Ungerechtigkeit und boshafte Leidenschaft unserer Gegner mit uns gekommen, daß wir in der Fremde nicht selten aus Vorsicht sogar das Land verläugnen müssen, aus dem wir gekommen sind. Ich reiste als „Tirolese“, um vor Beleidigung, Spott und Neckerei der freundlichen Hellenen sicher zu seyn. Das half noch in Zitun, in Stylida und auch noch im ausge-

ſtorbenen Chalcis (Negroponte), wo ſeit Auswanderung der Osmanlibevölkerung Stille über öden Straßen, über menſchenleeren Häuſern und grasbewachſenen Plätzen liegt und das unheimliche Echo des eigenen Schrittes, wie im ausgebrannten Ilium, den Wanderer erſchreckt,

Horror ubique animos, simul ipsa silentia terrent!

In Athen dagegen nützte die Vermummung nichts mehr, und ſtatt wie Cephalus in ſchwärmeriſcher Einſamkeit durch die lieblichen Scenerien des thymianduftenden Hymettus zu ſtreifen, mußte ich — o des harten Looſes — dem griechiſchen Volke über meine Slaven-Theſis Rede ſtehen.

XIV.

Das slavische Element in Griechenland. [1]

Wie man die „Slaven" nur nennt, entsteht in Deutschland schon Mißbehagen, Eifersucht und Zorn; man fühlt sich instinktmäßig aufgeregt wie gegen einen Erbfeind und Gegner, mit dem man einst noch um die höchsten Güter des Lebens, um Glück, Ruhm und Freiheit den Kampf zu bestehen habe. Dieses Gefühl der Abneigung ist so alt wie das deutsche Volk und seine Geschichte. Um sich zu hassen braucht man ja nur Nachbar zu seyn und die gleichen Nationalbestrebungen und Tugenden zu besitzen wie der Nebenbuhler. Germanen und Slaven sind vorzugsweise die „Gemüthvollen" und „Ackerbautreibenden", folglich die am meisten dehnbaren Stämme des Erdbodens. Beide sind Japhets Kinder, denen das Erbtheil Sems

[1] Leser, welchen gelehrte Verhandlungen über die Schicksale Griechenlands im Mittelalter widerlich oder auch nur gleichgültig sind, können dieses Fragment sowohl als die beiden folgenden ohne Nachtheil überschlagen.

und die Zelte seines Knechtes Cham verheißen sind.[1] Es ist Erbhaß unter uns und Ausgleichung doppelt schwer. Friedlich neben einander können wir vielleicht leben, lieben aber werden wir uns nie. Dagegen ist der Zorn wider die Westlichen in Deutschland nur erkünstelt, gleichsam kanzleimäßig anbefohlen und amtlich unterhalten und erlischt daher jederzeit mit der Gefahr, die uns von jenseits der Vogesen drohte.

Die Slaven sind uns aber auch im Frieden zuwider; ihre Rührigkeit, ihr Geschick, ihre Fruchtbarkeit, selbst ihre Geduld erbittert uns, und wenn im Kriege wider andere Völker der „furor teutonicus" nur den wehrhaften Gegner auf dem Schlachtfelde erschlug und sich im Uebrigen mit Beute, Tribut, Steuer und Mahlzeit begnügte, verfolgte er den überwundenen Slaven bis in das Heiligthum der Familie, um slavische Existenz wo möglich in der Wurzel zu ersticken. „Die Franken", sagt ein byzantinischer Scribent des zehnten Jahrhunderts, „verfuhren gegen die Slaven mit solcher Härte, daß sie in Croatien sogar die Säuglinge erschlugen und sie den Hunden zu fressen gaben.[2]

[1] Dilatet Deus Japhet, et habitet in tabernaculis Sem, sitque Chanaan servus ejus. Genes. IX. 27.

[2] *Τοσοῦτον δὲ ἐσκληρύνοντο οἱ Φράγγοι πρὸς αὐτοὺς ὅτι τὰ ὑπομάσθια τῶν Χρωβάτων φονεύοντες προσέῤῥιπτον αὐτα σκύλαξι.* Constant. Porphyrogen. de Administ. Imper. cap. 30 (pag. 144 Edit. Bonn).

Solche Gräuel würde die Zeit nicht mehr dulden, aber der innere Hochmuth ist uns geblieben und den Slaven als Race wird in ungerechtem Sinn das Anerkenntniß geistiger Ebenbürtigkeit bis zu dieser Stunde versagt. Es ist ein eigener Zug der menschlichen Natur, dem schuldbewußten Unrecht noch den Haß beizufügen: „die Slaven seyen kein welthistorisches Volk, wie Sinesen, Inder, Perser, Griechen, Römer und Germanen;" sie seyen nur Ausfüllungspartikel und gleichsam ein großes Enklitikum des menschlichen Geschlechts ohne eigene innere Bedeutung. Hegel nennt sie ein „Mittelwesen zwischen europäischem und asiatischem Geist" und hält ihren Einfluß auf den Stufengang der Fortbildung des Geistes, ihrer politischen Größe ungeachtet, nicht für thätig und wichtig genug, um Gegenstand seiner philosophischen Betrachtungen zu seyn.[1]

In demselben Buche, welches den Germanen die Verwirklichung des christlichen Prinzips, d. i. des Prinzips des christlich freien Geistes als Weltpanier und die endliche Lebendigmachung des Vernunftstaates vindicirt, erhält die „große slavische Nation" keinen Platz. Gegen dieses letzte Gericht deutscher Philosophie Protest einlegen und den Slaven coordinirt mit uns ein universalgeschichtliches Hauptmoment als Aufgabe zuerkennen, gilt in Deutschland als Abfall

[1] Hegels Philosophie der Geschichte, S. 360.

von der Philoſophie, wo nicht gar als Verrath am eigenen Blute. Hegel — man ſage dagegen was man wolle — iſt der deutſche Philoſoph κατ' ἐξοχήν, weil er in unſerm Volke die Spitze des menſchlichen Geſchlechts und den „zum Bewußtſeyn gebrachten und That gewordenen Geiſt" erkannte. Daß aber die Slaven der eine der beiden Weltfaktoren, oder wenn man lieber will, der Schatten des großen Lichtbildes der europäiſchen Menſchheit ſeyen und folglich die Conſtitution des Erdbodens ohne ihr Zuthun im philoſophiſchen Sinne nicht reconſtruirt werden könne, iſt die große wiſſenſchaftliche Häreſie unſerer Zeit.

Iſt es aber nicht ein Widerſpruch, wenn der „weltlich verſöhnte" Weſten läugnen will, daß ihm ein geiſtlich verſöhnter Oſten in gleicher Majeſtät gegenüber ſtehe und gegenüber ſtehen müſſe? Wenn ſchon dieſes Wort der Nothwendigkeit als Theſis die Deutſchen verletzt, welches Schickſal wird erſt das Corollar — gänzliches Aufſaugen und Verflüchtigen des helleniſchen Elementes — treffen? Geſtorben iſt griechiſcher Genius freilich nicht, er iſt nur ausgewandert und hat im Occident ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen.[1] „Der Menſch iſt das Maß aller Dinge," war Hauptprinzip der Sophiſten Griechenlands, und wir wiſſen alle, daß die deutſche Philoſophie unſerer

[1] Drei Städte Deutſchlands rühmen ſich in die Wette Neu-Athen" zu ſeyn. Alle drei ſind, wie man weiß, in ihren Anſprüchen wohl begründet.

Tage bei demselben Facit angekommen ist. Gleichwie aber der „Particularität" der griechischen Leidenschaft und Zerrissenheit, welche Gutes und Böses niederwarf, ein blindes Schicksal, eine eiserne Gewalt gegenüberstand, um diesen Zustand „ehrlos zu machen und jammervoll zu zertrümmern", weil Heilung, Trost und Besserung unmöglich war: eben so stehen der Particularität occidentalischer Leidenschaft und Zerrissenheit — nicht als zertrümmerndes wollen wir noch hoffen, aber als warnendes, wohlthätig beschränkendes und an nothwendige Zucht und Einheit mahnendes Fatum — die Slaven gegenüber.

Zu läugnen ist es nicht, und ein deutsches Gemüth empfindet es tief genug, wie interesselos und seelentraurig uns diese gebundene, gleichsam eiserne Fatumsherrschaft des Slaventhums erscheint. Auch soll sich Niemand verwundern, wenn man die Nachricht, daß Neu-Athen, Neu-Lacedämon und Neu-Hellas im Allgemeinen, mit Inbegriff des großen illyrischen Länderdreiecks, nicht nur den heitern Geist des hellenischen Wesens nicht mehr darstellen, sondern daß sie überhaupt gar keinen eigenthümlichen Geist, kein lebendiges Prinzip, keine selbständige Idee versinnlichen; daß sie als Fragment, als Aggregat und gleichsam als verlorner äußerster Wandelstern des sarmatischen Solarsystems nur von Kijew und seinen vergoldeten Kuppeln als gemeinschaftlichem Centrum slavischer Weltordnung Licht und Wärme empfangen,

wenn man, sage ich, diese Nachricht gleich anfangs in Deutschland mit Mißtrauen, mit Unglauben und mit Widerwillen aufgenommen und den Urheber der öffentlichen Reprobation preisgegeben hat.

Daß das „Schöne" sterben muß, hat uns der Dichter schon gesagt. Daß es aber in Hellas wirklich gestorben und das seelenvolle heitere Jünglingsbild, unter dem sich unsere Schule das griechische Leben träumt, dem cappadocisch-basilianischen Psalmengott mit dem Weltschmerz, „dem häßlichsten aller Menschen" [1] überall so ganz und gar erlegen und gewichen sey, daß man europäische Kunst, Verwaltung und Staatsbegriffe in Neu-Hellas nicht mehr verstehe und der Occident daselbst nichts Lebenskräftiges zu schaffen vermöge, vielmehr als Gegenstand entschiedener Abneigung nothwendiger Weise zurück-

[1] Es ist bei den Kirchenvätern ein viel besprochener Gegenstand: »An pulcher fuerit Salvator, an ater an albus?« Isaias (Cap. 53, V. 2) schildert den Heiland häßlich, der Psalmist dagegen (Ps. 45, V. 2, 3) schön. Justin der Martyrer, Clemens von Alexandria, Tertullian, Origines, besonders aber Basilius und Cyrillus, sind auf der Seite des Isaias. Gregor von Nyssa dagegen, Hieronymus, Ambrosius, Augustin, Chrysostomus und Theodoretus vertheidigen die Ansicht des Psalmisten. Zu Rom ist der Heiland jung, schön und blühend; zu Byzanz ist er alt, mager, struppicht, traurig und häßlich, weil St. Basilius' unästhetische und widerlich-melancholische Vorstellung für Pinsel und Meißel nationale Geltung gewann und orthodoxer Typus wurde. Alle hieher gehörigen Stellen findet man bei Chifletius und Molanus zusammengestellt.

getrieben werden müsse, konnte ohne Entrüstung Niemand hören. Aber warum hat das verbündete Europa mit seinen Sympathien, seinen unermeßlichen Mitteln und seiner furchtbaren Kraft in Hellas und Byzanz unter aller Welt Augen schimpflich Bankerott gemacht? Wir sind verlacht und ausgetrieben, und was wir in langer Mühe angesäet und mit dem Schweiße des Occidents begossen haben, ist gleich jener Kürbisstaude vor Ninive in einer Nacht verdorrt. Das Faktum ist unwiderleglich und die Nichtigkeit unserer Bestrebungen nicht mehr wegzuläugnen. Aber die Kunst, die Menschen zu überreden, daß sie imbecill und falsche Rechner sind, bleibt nach dem Faktum nicht weniger schwer, nicht weniger lästig und gefahrbringend als vor dem Spiel. Politische Irrthümer hat ja noch Niemand durch Worte aufgehalten, sie strafen und corrigiren sich immer selbst. Meinerseits bleibe ich ganz gelassen, wenn die Lehre über ein slavisches Jerusalem am Bosporus, über politische Sympathien, geistigen Gehalt und historische Vorgänge der heutigen Bewohner Griechenlands hartnäckig bestritten und mit Unwillen zurückgewiesen wird. Die Selbsttäuschung in diesen Dingen geht so weit, daß viele „Glückselige" in Deutschland heute noch der festen Ueberzeugung sind, ein großes hellenisches Kriegsheer, versteht sich lauter schöne junge Männer und in einem Anzuge wie der Jason und die Aegineten-Figuren in der Münchener Glyptothek,

werde mit Sandalen am Fuß, mit Tartschen und sechzehn Fuß langen Sarissen in der Hand und eine Schaar wehrhafter Philologen und deutscher Grammatiker an der Spitze, nächstens seinen Einzug in Konstantinopel halten, um sofort durch Gründung einer kritischen Zeitschrift über εἰ und ἄν, sowie durch Installirung peripatetischer Philosophen in den Gärten des Serai das todte byzantinische Kaiserthum ins Leben zu rufen und das schwankende Gleichgewicht der europäischen Staaten neuerdings zu befestigen. Warum soll man harmlose Schwärmer im Traume stören? „Die Vernunft ist mir zu schwer", heißt es mit Recht in den Ghaselen eines unsterblichen deutschen Lyrikers.

Daß weiland die alten Germanen das westliche Reich zertrümmert und sich in den Provinzen desselben angesiedelt haben, wissen wir freilich lange schon und lesen es noch täglich in hundert Bänden. Daß aber einst unsere Erbfeinde, die Slaven, ein ähnliches und noch viel tiefer einschneidendes Gericht über das östliche Reich verhängten; daß Slavenblut, Sitte und Sprache bis in den innersten Sitz der Hellasstämme vorgedrungen und sogar der Peloponnes Jahrhunderte lang dem Namen und der Sache nach ein „slavisches Barbarenland" gewesen sey, ist eine in der That so ungewöhnliche Thesis, daß man sie ohne genügenden und streng geführten Beweis schon ihrer Neuheit wegen nicht dulden kann. Beträfe der Streit nur leere Worte, wie es über so manchen Gegenstand

bei uns geschieht, hätte ich die Sache aus Liebe zum Frieden und aus Ekel längst preisgegeben. Allein wir haben uns lächerlich gemacht, weniger vor der Mitwelt — der indulgenten Bundesgenossin aller Thorheiten — als vor der Nachwelt, die sich über das enge Maß unserer politischen Einsicht mit Recht verwundern und nicht begreifen wird, wie das Vorspiel der neuen Weltordnung bei den klugen Deutschen so lange unverstanden blieb. Denn wie sich in Europa die Ueberzeugung festsetzt, daß die Landschaften am rechten Ufer der untern Donau mit den Landschaften am linken Ufer desselben Stromes homogen an Blut, an Glauben und Seele sind; Energie, Kraft, Leben und Zukunft aber sich nur bei den Russen offenbaren, so wird man zwar nicht die Politik — denn wir müssen und werden uns wehren — aber man wird den Calcül, die Hoffnungen und die Instrumente wechseln und vor Allem die Natur des zu bekämpfenden Gegners besser ins Auge fassen. Kenntniß des Terrains und des Widersachers ist ja die erste Bürgschaft für den Sieg.

Den alten Kriegsobersten der slavischen Völker gegen das römische Ostreich fehlt zwar einerseits das Heroische, das Großartige, das Kolossale der germanischen Alariche, Theodoriche, Chlodowige und Totilas; andrerseits entzieht ihnen das Unvermögen, die wiederholt belagerten Hauptfestungen Konstantinopel, Thessalonika, Korinth und Patras einzu-

nehmen, Siegel und Beglaubigung der Vollendung. Darüber ist Freund und Gegner einverstanden. Ob sie aber in solchen Massen über die Donau gedrungen seyen, daß sich ihr Blut bis in die obersten Stufen der byzantinischen Gesellschaft hob und sich als Slaven-Dynastie sogar auf dem kaiserlichen Throne niederließ, hat noch Niemand untersucht.

Die altbyzantinischen Länder, die man heute Slavonien, Croatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Ober-Albanien und Bulgarien nennt, sammt allen Thälern des großen dardanischen Gebirgsstockes und Vierfünftel von Thracien und Macedonien, gibt man endlich verloren und erkennt sie, der Sprache wegen, als rein slavische Gebiete an. Aber für alles was südlich von dieser Linie liegt und das eigentliche Hellas bildet, hält man unerbittlich am Alten fest, „weil daselbst nicht nur heute allgemein griechisch geredet werde, sondern ununterbrochen, selbst während der Gräuelscenen der nordischen Einbrüche griechisch geredet wurde und weil der Bevölkerungsstock zu keiner Zeit eine wesentliche Verwandlung weder durch Mischung des Blutes, noch durch Verkrüppelung der genialen Ideen erlitten habe."

Alle diese Punkte, im Einzelnen wie im Ganzen, haben wir schon früher angefochten und fechten sie auch jetzt noch an, aber viel entschiedener und sicherer als wir es vorher thaten. Oder hätten wir denn umsonst der Reihe nach alle Provinzen des byzanti-

nischen Reiches durchwandert und besucht? Vom Daseyn der vier alten Dialekte als Volkssprache ist ohnehin keine Rede. Aber auch nicht einmal das halbbarbarische Bulgargriechisch ist in Hellas gegenwärtig überall Muttersprache. Sind nicht mehr als die Hälfte der Bewohner des freien Königreichs, und zwar in den vorzugsweise als classisch berühmten Distrikten, jetzt noch albanische Schkypetaren, deren Redeweise dem Hellenischen nicht näher steht als das Alt-Phönicische von Tyrus und Sidon dem deutschen Dialekt? Wir hatten bereits einige Schocke neuester Reisebeschreibungen, Tagbücher mit topographischen und statistischen Tabellen über Griechenland, und weiß Gott wie viele Constitutionsentwürfe und Organisationsprojekte des wiedergebornen Hellas, Vorschläge und Zeichnungen zum Bau der Akademie, des peripatetischen Lyceums, der Stoa und der Lesche des Sokrates, ohne daß Jemand auf den Gedanken gekommen wäre, die albanischen Bauern von Attika und Böotien, besonders aber die tapfern Männer von Hydra und den umliegenden Inseln für etwas anders als direkte und leibliche Descendenten der Marathonomachen, der Salamino- und Leuctromachen anzusehen und zu begrüßen. Im Gegentheil, man fand diese wohlgenährten, knochigen, hartlebenden Schkypetaren cranologisch und physiognomisch von „frappanter Aehnlichkeit" mit den Bildsäulen, Glyphen und aufgegrabenen

Reſten des Alterthums. Im Schwindel und Vollgenuß antiker Gefühle gab ein berühmter Architekt ſogar den Rath, man ſolle Athen nicht mehr im Sinne des perikleiſchen Zeitalters und ſeiner revolutionären Eleganz reſtauriren, vielmehr ſoll „doriſche“ Härte, Häuſerwirre und Dorfähnlichkeit wie zur Zeit des trojaniſchen Krieges im Neubau herrſchend ſeyn, damit ja das Antike der Wohnhäuſer und der krummen engen Gaſſen mit der antiken Phyſiognomie und Redeweiſe der heutigen Bewohner zuſammenſtimme.

Bei dieſer Veranlaſſung muß man wahrhaft die *„ingenii celeritas“* der deutſchen Gelehrten bewundern. Denn um ſie zur Einſicht und zum Geſtändniß zu bewegen, daß die Schkypi-redenden Albanier in Attika und im ganzen öſtlichen Hellas wirklich Schkypi-redende Albanier und nicht joniſche Marathonomachen ſeyen, brauchte es blos 20 Jahre Bekanntſchaft und 13 Jahre Zank, Ueberlegung und Diſput, was für eine ſo verwickelte Sache in deutſcher Weiſe gewiß nicht zu lange iſt. Wie viele Jahre aber verrinnen müſſen bis ſie zugeben, die neugriechiſchen Ortſchaften Warſova, Orſova, Kamenz, Glaz, Struz und Kukuruz ſeyen nicht helleniſche, ſondern ſlaviſche Klänge und ihre Bewohner, obgleich jetzt nicht mehr ſlaviſch redend, doch keine urſprünglichen Hellenen, läßt ſich natürlich gar nicht vorausberechnen. Ich fürchte ſogar, ein Menſchenleben reicht zu dieſem Ziel nicht hin. Und ich habe ſomit geringe

oder vielmehr keine Hoffnung das Ende eines Streites zu erleben, der in Deutschland hauptsächlich des Einsatzes wegen eine gewisse Celebrität erworben hat und als häretischer Verlassenschaftsartikel auf die folgende Generation übergehen wird. Kein Argument vermöchte und selbst die Evidenz wäre nicht kräftig genug, den Hellenenglauben jener Deutschen zu erschüttern, welche die Gemüthsbewegungen der Jahre 1821—27 getheilt und empfunden haben.

„Fanatismus ist", wie die Philosophen sagen, „Begeisterung für ein Abstraktes, das sich negirend zum Bestehenden verhält." [1] Gegen Begeisterte mit Syllogismus und Ergo zu Felde ziehen ist aber zu allen Zeiten verlorne Mühe gewesen. Deßwegen wollen wir diesem achtbaren und noch immer zahlreichen Theil unserer Zeitgenossen nicht weiter lästig seyn, noch ihn ferner in seinen theuersten Interessen verletzen: wir lassen ihn vielmehr dieses Mal ganz aus dem Spiel und richten das Wort, mit ihrer Gunst, lieber an das jüngere Geschlecht, welches vom scandalösen Prozeß zwar gehört, aber sich noch keine eigene Meinung gebildet hat. Diesem zu Gefallen machen wir hier gleichsam einen Aktenauszug und stellen die Hauptgründe unserer Lehre kurz und bündig noch einmal zusammen, thun es aber mit jener heitern Ruhe und unbefangenen Laune, die in literarischen Fehden bei uns so selten sind.

[1] Hegel.

Gegenstand des Streites — man merke es wohl — ist nur der altgriechische Continent in Europa mit den nächstgelegenen Eilanden des Archipelagus. Ein Theil der Cycladen, sämmtliche Sporaden und die ganze anatolische Küste bleiben vorläufig außer Frage. Wer sich gegen ein angeblich behauptetes allgemeines Erlöschen der griechischen Race im ganzen Umfang des byzantinischen Imperiums ereifert, rennt, wie man einst dem Rousseau sagte, mit dem Kopf gegen eine offene Thüre, weil er sich niemals die Mühe genommen nachzusehen, was man eigentlich will und behauptet hat. „Die einst zwischen dem macedonischen Olymp und der Südspitze des Peloponneses einsässigen, dorisch, attisch, jonisch und äolisch redenden Hellenen wurden in nachweisbarer Zeit auf gewaltsamen Wegen dem größern Theile nach vernichtet, die Reste aber mit eingewanderten transdanubischen Slaven und andern Fremdlingen in einer Weise vermischt, gekreuzt und zersetzt, daß die gegenwärtigen Bewohner jener Distrikte, wenn sie jetzt auch griechisch reden, doch nicht mehr als ächte Nachkommenschaft der alten Bevölkerung zu betrachten sind.“ So lautet die allgemeine Thesis.

Vielleicht wäre es gleich Anfangs klüger gewesen, mit der unangenehmen Wahrheit behutsamer herauszurücken und sie nur theilweise, und in einer für die öffentliche Meinung und für die Interessen der Gegenwart schonenderen Form ins Spiel zu bringen.

Was im Rausch des neuen Fundes nicht geschah, soll jetzt geschehen, nachdem der lange Streit das Gemüth gereinigt und gestählt, Fleiß und Erfahrung aber die Nothwendigkeit erwiesen haben, vorerst durch billige Rücksicht auf menschliche Schwächen und Vorurtheile den Weg zu Verständigung und Compromiß zu bahnen. Die Frage zerfällt von selbst in zwei wesentlich verschiedene und von einander unabhängige Theile: den *schkypetarischen* (albanischen) und den *slavischen*. Die Durchführung des ersten ist verhältnißmäßig ohne große Schwierigkeit, weil bei einigem guten Willen und einigem Unterricht sich Jedermann an Ort und Stelle selbst die lebendigen Beweise sammeln kann. Schlimmer steht es mit dem zweiten oder dem *slavischen* Elemente, da bekanntermaßen heutzutage nur in einem kleinen Theile Alt-Griechenlands das Slavische noch als Muttersprache geredet wird. Wie soll man nun Leuten, die ein Interesse haben, sich nicht überzeugen zu lassen, den Beweis liefern, daß weiland alle Landschaften Alt-Griechenlands der Hauptsache nach slavischredende Bewohner hatten und folglich durch eine unausfüllbare Kluft von den alten Hellenen losgerissen waren.

Um der Gegenwart nicht alle Hoffnung abzuschneiden, verlegen wir den Ausgang unserer Argumentation achthundert Jahre hinter unsere Zeit, d. i. auf das Jahr Eintausend der christlichen Aera zurück, und bringen die Thesis unter folgende präcise Formel:

„Um das Jahr Eintausend n. Chr. war die Halbinsel Peloponnes mit dem ganzen rückwärts liegenden hellenischen Continent, Weniges ausgenommen, von scythischen Slaven bebaut und von den Zeitgenossen als Slavenland anerkannt.“ Gelingt es den so gestellten Satz wissenschaftlich zu begründen, so ist die Partie in der Hauptsache gewonnen, ohne daß man die Schirmvögte des Neuhellenenthums absolut zur Verzweiflung bringe. Bleibt ihnen nicht der Trost gänzlichen Auftrinkens und völliger Verwandlung der eingedrungenen Scythen-Elemente durch byzantinisches Griechenthum? Wie dieses geschehen konnte, ist schon viel leichter zu erklären, da man das große Exempel vollständiger Germanisirung des einst gleichfalls slavischen Ostdeutschlands in der Nähe hat. Verständige Leser lieben es aber nicht, daß man ihnen jegliches haarklein vordemonstrire; sie wollen vielmehr, daß Mehreres ihrem eigenen Nachdenken zu Schluß und Combination überlassen sey. Das Argument selbst aber möchten wir in eine solche Form gießen, daß es Dilettanten durch Klarheit und Kürze gewinne, Gelehrte von Profession aber durch Schärfe der Syllogismen und durch Anfügung der Beweisstellen im Original befriedige, und am Ende durch Maß und Sorgfalt sogar den erbittertsten Feind und Gegner, die talentvollen Brauseköpfe von Athen, noch zu Capitulation und Duldung zwinge.

Gewinnt nur erst das griechische Königreich mit

gesichertem Fortbestand auch innere expansive Kraft und triumphirt daselbst wider Vermuthen germanisches Wesen im gefahrvollen Spiel entscheidend über das glaubensverwandte Element der nördlichen Slaven, dann erst wird man im Abendland an ein Hellas mit eigner Seele glauben, mögen die Antecedentien seyn wie sie wollen. Dieser Gedanke allein könnte die Griechen und selbst ihre schwärmerischen, eiteln und geldgierigen Panegyriker in Europa mit meinem Argument versöhnen. Beide Vorbedingungen sind aber zur Stunde noch problematisch und mehr als Einem Zweifel unterworfen. „Was haben aber die feinfühlenden, freiheitliebenden, kunstsinnigen, klugen und schönen Hellenen mit den knochigen, verschmitzten, bestialischen Scythen und ihrer corrupten Verwaltung gemein?" Das ist die Frage, welche mir die Deutschen noch immer entgegenstellen; die Frage auf welche ich schon einigemal geantwortet habe und hier noch einmal präcis, kurz und bündig antworten will.

Zum Unglücke für die in Griechenland selbst sich erhebenden Widersacher sind die Hauptbeweise der Thesis aus ihrem eigenen Rüsthause, d. i. aus den Schriften, aus der Geographie und aus der Sprache ihres eigenen Landes und Volkes entlehnt. Liest man z. B. bei einem der vorzüglichsten einheimischen Geschichtschreiber der byzantinischen Periode die trockene und unumwunden hingestellte Phrase: „um diese Zeit

wurde der Peloponnes gänzlich slaviniſirt und ein barbariſches Land"; dann bei einem andern: „heutzutage bewohnen beinahe ganz Epirus, ganz Hellas und den Peloponnes ſammt Macedonien aus Scythien eingewanderte Slaven", ſo wird der gewiſſenhafte und verſtändige Leſer innehalten, dieſe auffallenden Stellen nicht nur noch einmal und wiederholt betrachten, er wird auch den hiſtoriſchen Vorgängen nachſpüren und gleichſam die erſten Vorbereitungen, Wahrzeichen und Erfolge einer ſo wichtigen Thatſache kritiſch herzuſtellen ſuchen. Jedermann weiß ja, daß große politiſche Verwandlungen nicht plötzlich hereinbrechen wie die Sündfluth, und daß folglich eine Periode langer Drangſale über das Imperium von Byzanz gekommen ſeyn müſſe, bis ſich Verzweigungen der nördlich vom Donauſtrome ſitzenden Slavenvölker maſſenhaft in Arkadien und auf den Steilhalden des ſpartaniſchen Gebirges niederlaſſen konnten. Ein vollſtändiger und auf gewaltſamen Wegen durch ſitten- und ſprachfremde Eindringlinge bewirkter Wechſel der ackerbautreibenden Bevölkerung führt nothwendig eine eben ſo vollſtändige Revolution in der Topographie des Landes herbei. Flächen, Höhen, Berge, Wälder, ſtehendes und ſtrömendes Gewäſſer, Hütte, Dorf, Stadt, Diſtrikt und endlich das Land ſelbſt erhalten theilweiſe oder im Ganzen neue und aus dem Genius der neuen Bevölkerung geſchöpfte, meiſtens phyſiſche Eigenſchaften, Lokaleindrücke oder

Erinnerungen an die alte Heimath wiedergebende Benennungen.

Er wird daher mit der größten Sorgfalt die Nomenclatur des Peloponneses prüfen, und wenn er das ganze Eiland nach allen vier Weltgegenden und in allen Theilen mit rein slavischen Namen überdeckt findet, am Ende sich selbst gestehen müssen, der byzantinische Scribent habe Recht und der Peloponnes sey in einer bestimmten Epoche wirklich ein barbarisches Slavenland gewesen.[1] Da kommen aber nun die Gegner mit ihrem Argument: „Daß griechische Ortschaften noch gegenwärtig Warschau, Kamenz, Chyrvatez (Krabatenheim), Glogow, Beresow, Lewetzow, Glaz, Struz, Bukowina und Kukuruz heißen, wollen sie allerdings glauben, obwohl ihrerseits dergleichen je weder gehört noch gelesen, noch selbst im Lande bemerkt worden sey. Ob aber Struz und Kukuruz und Glogau und Krabatenheim

[1] Um in diesem Punkte die nothwendige Erkenntniß-Grundlage zu gewinnen, muß man entweder das Land selbst in allen Richtungen durchziehen oder wenigstens die besten topographischen und historischen Hülfsmittel, z. B. die große trigonometrische Karte des französischen Generalstabs, die griechische Reimchronik der Frankenkriege auf Morea ꝛc. zur Verfügung haben, jedenfalls aber zwischen sarmatischen und hellenischen Appellativen zu unterscheiden wissen. In der Regel hat von den ungestümsten und ungelehrigsten Gegnern keiner diese Vorbedingungen erfüllt, und doch reden sie so viel und so laut in einer Sache, zu der sie nicht einmal das ABC gelernt haben!

am Ende nicht doch noch klassische Namen seyen und schon im Homer und Pausanias zu finden wären, müsse man vorerst näher prüfen. Jedenfalls aber sprechen die Leute von peloponnesisch Kamenz und Warschau heute nicht slavisch, sondern neugriechisch, ergo haben sie auch niemals slavisch, sondern allzeit griechisch geredet und sind legitime klassische Descendenten des Agesilaus, des Philopömen und des Polybius."

Hauptsächlich habe ich es mit Historikern und Philologen zum Theil von bedeutendem Rufe und Kredit zu thun, die aber bei aller grammatikalischen Gelehrtheit doch in Erdkunde, Ethnographie und Mittelalter so unpraktisch und so unwissend sind, daß sie mit bestem Willen einen russischen Eigennamen von einem altgriechischen nicht zu unterscheiden wissen; mit Leuten, sage ich, die keine Landkarte kennen, keinen Begriff von der schmalbegränzten Räumlichkeit des griechischen Continents besitzen, die nicht merken, daß z. B. Pirnatscha und Warwutzena, die gegenwärtigen Namen zweier Flüsse in Messenien und Arkadien, einem andern Volke angehören als die alten Benennungen Pamisus und Helisson, und die fest glauben, schon König Menelaus habe Sommerpartien nach dem luftigen Bergdorf „Opschina" (oberhalb Mistra) gemacht und Agamemnon mit seiner Gemahlin Klytämnestra häufig den arkadischen Volksmarkt in Wolgast und Zopoto besucht. Mit solchen

Gelehrten über die mittelalterlichen Geschicke Griechenlands argumentiren — man muß es gestehen — ist eine eben so geistreiche als belohnende und lehrreiche Beschäftigung. Schafarik hat eine Sprachkarte des Panslavismus herausgegeben, auf welcher mit Weglassung aller Gegenden, wo das Slavische zwar ehemals herrschte, aber im Laufe der Zeiten erloschen ist, die Gränze wie weit es heute noch gesprochen wird, mit Farben genau und scharf bezeichnet sind. In Macedonien reicht sie bis an das westliche Stadtthor von Saloniki, überläßt aber die ehemaligen Slavenstädte Niagosto, Kotzani, Servitza, Greveno und Anaselitza am Nordrande des Olympus aus demselben Grunde dem griechischen Sprachgebiet, aus welchem er die einst gleichfalls slavischen, heute aber deutschen Landschaften Pomern, Meklenburg, die brandenburgischen Marken und sämmtliche Elbegegenden dem deutschen überläßt. Hätte aber der gelehrte Schafarik die Gränzen der Slavensprache für das Jahr tausend unserer Zeitrechnung anzugeben, würden zwischen Tempethal und Cap Matapan (Maïna) nur wenige Punkte, zum Zeichen ihres Griechenthums, ohne Farbe geblieben seyn. *Τί ζμπορίζεις* (syorisis) „was sprichst du da?" *Εἶναι ἐπάνω εἰς τὴν πόλιτζα*, „es steht oben auf dem Sims." So reden die thessalischen Helleninnen von Turnovo. Die Buchstaben dieser Doppelphrase und die Endsylbe des einen der beiden begriffgebenden

Wörter sind allerdings griechisch, aber der Kern ist illyrisch-slavisch, wo isvori-ti „reden", Polizza aber den an der Wand hinlaufenden Sims bedeutet.

Das sind freilich lästige Anspielungen, die man auch nicht leicht entkräften wird. Wie kann man sich aber auch mit gemeinem Volke, und nun vollends mit Weibern von Turnovo in Unterhaltungen und Discurse einlassen, um die slavischen Barbarismen des thessalischen Familienherdes aufzufangen? Der Geschmack ist verschieden. Die einen sind nach Hellas gekommen, um Wein und „griechische Abendluft" zu trinken und die Wanzen zu bekriegen; die andern aber um (versteht sich in Gedanken) Armeen zu befehligen und als fahrende Scholasten und Hexenmeister den todten Zeus nach Olympia zu bannen. Ich Armer sitze auf der Hausterrasse von „Dornheim" (*Τύρνοβα*), horche auf das Volksgerede und blicke melancholisch über die trübe Fluth der Salambria[1] auf die waldige Schlucht des Ossa hinüber. Wie ärmlich doch jenes Nevoliani dort auf der unfruchtbarsten Steilseite des Kisova hängt, und wie winterlich der Nebel über die thessalischen Slavenseen Nezero und Karla schwebt![2] Dagegen meinte ein

[1] Peneios der Hellenen. Salambria wird bei Strabo als thrakisch bezeichnet.

[2] *Nevoliani*, rein slavischer Dorfname, mit „mühevoll zu erklimmen, unfreundlich gelegen", „im Elend" zu übersetzen. Kisova ist der slavische Name des „Ossa" und

Philoſoph des Städtchens, wenn das Erdreich auf der Ebene „σφικτή“ (gedrängt, feſt), ſo ſey es auf der Spitze des Olympus „buchavo“ (d. i. locker,

bedeutet ſoviel man weiß „feucht, waſſerig.“ Nezero iſt der ſlaviſche Name für „See.“ Die ſtehenden Waſſerſammlungen im thraciſchen Ringbecken heißen, wie ſchon oben bemerkt, meiſtens Nezero. Der alte See Boebeïs ſammt dem Flüßchen bei Veleſtina wird jetzt Karla genannt, was nach Schafarik (I, 495) gleichfalls eine dem Slaviſchen eigenthümliche (Fluß-) Benennung iſt.

Wir wollen den Leſer durch das lange Verzeichniß ſlaviſcher Eigennamen, die wir in Theſſalien ſelbſt geſammelt haben, nicht ermüden und nennen zu den vorigen nur noch *Meluna*, Paß zwiſchen Turnovo und Tſcharitſchena; *Gunitza*, die Peneios-Fähre oberhalb Lariſſa; *Goritza* (Γκωρίτζα), Hügel bei den Ruinen von Demetrias; *Zagora*, Stadt und Gebirge (Pelion); *Zerrochia*, Flüßchen; *Byzitza*, *Makrinitza*, *Sesklo*, *Volo*, *Kukurava*, *Dhesiani*, *Zelitzani*, *Karla*, *Subli*, *Tziraghi*, *Kaprena*, *Kalitza*, *Libothania*, *Revenik*, *Demenik*, *Zerbos* und *Trinovo*, lauter ſlaviſche Ortſchaften am und im Pelion (*Zagora*) der hauptſächlich als griechiſch geprieſenen Küſtenlandſchaft Magneſia. Ebendaſelbſt iſt der Wald Λύγγος (*Lug* im Illyriſchen der Wald) und der Berg Μαρτζόγια, Namen, die auch nicht ſonderlich helleniſch klingen. Man weiß aber auch, daß der arbeitſame, ackerbautreibende, friedliche und gewerbreiche Slavenſtamm der Velegeziten oder Velegoſtitſcher, wie ſie Schafarik nennt, ſich in theſſaliſch Theben und Demetrias niedergelaſſen und mit der Frucht des Pfluges einträglichen Handel nach Salonichi getrieben haben. Ihre Hauptſtadt Veleſtin (ehemals Phera) ſteht noch heute, iſt aber hauptſächlich von Türken bewohnt. Ueber den Getreidehandel der theſſaliſchen Velegeziten ſieh Tafel a. a. O. S. LXXVIII. — Schafarik II, 226.

schwammig), und zwei Frauenzimmer aus Temeswar fügten die Bemerkung bei, wie leicht man doch das Neugriechische lerne, wenn man illyrisch versteht.[1]

„Καθὲ χωριὸ καὶ ζακόνι, καθὲ μαχαλᾶς καὶ τάξει,“[2] singen ja die Turnobiten-Jungen auf der Gasse und fügen die Redenden häufig am Schlusse ihrer Erzählungen als μῦθος δηλοῖ hinzu. Was grämt man sich aber auch über diese Slavismen der Thessalier? Im Munde der Peneften, d. i. des gemeinen Volkes, wird man sie wohl noch lange, vielleicht auf immer dulden müssen; aber die Philosophen und die Reichen in Turnovo und Velestin werden sie ablegen, wie sich das neue Königreich mit seinem Bildungstrieb, seinen Schulen und seinem hellenisch-etymologischen Restaurations- und Reinigungsapparat jener Gegenden bemächtiget hat. Nur den slavischen Infinitiv, scheint es, will sich das hellenische Volk selbst in der Freiheit nicht nehmen lassen, wie Deucalions steingeborne Menschen zum ewigen Zeichen des Ursprungs ihre „Härte“

[1] Die slavische Endsylbe ova verkehren die Neugriechen häufig in αβο. Buchova ist ein rein slavisches Adjektiv, wird aber in der Griechischen Umgangssprache mit vielen andern Slavismen, aus Unkunde eines entsprechenden hellenischen Terminus, häufig noch gebraucht.

[2] „Jedes Dorf hat sein Gesetz, jedes Viertel seinen Brauch.“ ζακόνι ist ein slavischer Terminus für Gesetz, μαχαλᾶς dagegen ist türkisch, wie wir schon in einer frühern Stelle erinnert haben.

bewahrten.[1] Durch Ordonnanzen läßt sich in solchen Dingen nichts erzielen. Unterricht und Studium wirken schneller. Man sieht es ja in Athen und Osthellas, wo das schul- und alphabetlose Albanesen-Schkypi mit jedem Jahre Terrain verliert und nach einigen Menschenaltern vielleicht von selbst erlischt, wie das Slavische nach einander in Arkadien, in Elis, in Messenien, in Akarnanien, in Aetolien, Phokis, Lokris und Böotien und zuletzt in Lakonien nach und nach erloschen ist.

Obwohl diese albanischen Schkypetaren selbst nach der in der Revolution erfolgten Austreibung ihrer zum Islam abgefallenen Brüder aus den lakonischen und arkadischen Bergdistrikten Bordunia, Lala, Phonia ꝛc. noch ungefähr die Hälfte der Bevölkerung des Königreichs Hellas bilden, haben sie doch weder der byzantinischen Sprache noch der Geographie des Landes bedeutende und umfassende, in keinem Falle aber so tief einschneidende und so unaustilgbare Merkzeichen aufgedrückt wie ihre Vorgänger, die scythischen Slaven. Und wäre das Albanische noch vor Wiederanknüpfung des Jahrhunderte lang gänzlich unterbrochenen Verkehrs mit dem gebildeten Abendlande vom klassischen Boden verschwunden, so könnte

[1] Den Verlust des hellenischen Infinitivs und seine Ersetzung durch den Conjunktiv mit Bindewort in der neugriechischen Sprache glauben wir aus dem Slavischen vollständig zu erklären. Sieh am Ende des Fragments.

man heute die Colonisirung der schönsten und wichtigsten Provinzen von Hellas durch dieses harte und den Künsten abgeneigte Volk mit noch weit größerem Rechte wegläugnen als die theilweise um tausend Jahre ältere und noch weit umfassendere Ueberschwemmung durch die Slaven, die so viel Zorn und Widerspruch bei den deutschen Grammatikern erregt, während es doch dem alten Strabo seiner Zeit kein Mensch übel nahm, wenn er die Uranfänge der alten Hellenen gleichfalls aus barbarischen Elementen zusammensetzte. Freilich hielt man es damals nicht für möglich, politische Stellung, Macht und Herrschaft — die natürlichen Resultate der Seelengröße, des Muthes, des Verstandes und der Geistesüberlegenheit — blos durch Suppliken und Dekrete zu erlangen. Das griechische Volk wie eine reiche Hetäre zu loben und nachher die Rechnung einzusenden, ist freilich bequemer und gewinnbringender als in den griechischen Bauerndörfern herumzuliegen und die Rede ziegenmelkender Schkypetaren zu untersuchen.

Wenn nun selbst der determinirteste Kämpfer für unvermischtes Hellenenthum die jetzt noch bestehende Herrschaft slavischen Blutes, slavischer Sprache und Sitte im weiten Länderbezirke von den Ufern der Donau bis an die Stadtthore von Saloniki und bis an den Fuß des Olympus zugestehen muß, und wenn man denselben Zustand wenigstens für die festgesetzte Epoche, 1000 n. Chr., als im ganzen Peloponnes

vorherrschend nachzuweisen die Mittel hat, so ist die Metamorphose des zwischen beide Slaven-Ausgangspunkte hineinfallenden kleinen Territoriums von Hellas ein nothwendiger Folgesatz. Deßwegen hat man auch früher die ganze Kraft der Argumentation hauptsächlich auf diesen Punkt geworfen. [1] Fragen Sie aber, wie man denn überhaupt auf den Gedanken von einer mehr oder weniger vollständigen Slavinisirung der peloponnesischen Halbinsel und des gesammten griechischen Continents verfallen, und diesen häretischen, Enthusiasmus abkühlenden und allgemeinen Unwillen erregenden Satz mitten unter das begeisterte Abendland schleudern konnte, so antworte ich mit den guten Hagion-Oros-Mönchen, daß wie allzeit so auch dieses Mal das Unheil und der Widerspruch vom Bücherlesen entstanden ist.

Beim Ausbruch der Revolte auf Morea wußte ich so wenig als es die Gegner jetzt wissen wollen, welche Vorgänge und Schicksale Land und Leute hatten, die unter dem Titel Spartiaten, Elier, Arkadier, Argiver und Korinther als Supplikanten und Insurgenten plötzlich auf dem Welttheater erschienen. Man hatte in Deutschland weder eine gute Landkarte, noch ein verständiges Buch, noch einen vernünftigen Begriff über die Gestalt des neuen

[1] Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters: I. Band. München, bei Cotta 1830. II. Band. ibid. 1836.

Griechenlands. Beim achäiſchen General Philopömen und höchſtens beim römiſchen Conſul Mummius (aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung) knüpften wir unſere Ideen an. Die „Byzantiner" — freilich mehr als dreißig Folianten — hat entweder Niemand geleſen oder in dieſem Punkt Niemand verſtanden. Das Wort „Morea" war mir zuerſt verdächtig. Noch auffallender waren die vollkommen wendiſch klingenden Ortsnamen, wo die erſten Gefechte vorgefallen ſind. Wie kamen denn Valtezzi, Vitin, Kamenz in das Centrum des Peloponneſes? was iſt Miſtra am Taygetus für ein Wort? warum heißen ſie den Bach an den Ruinen von Megalopolis nicht mehr Heliſſon, ſondern Barvutzena, und ein Flüßchen in Tzakonien gar Zavitza, d. i. die kleine Save? Unter dieſen Bedenklichkeiten las ich im Buche des Kaiſers Konſtantin Porphyrogenitus über die Provinzen des byzantiniſchen Reichs beim Thema „Peloponnes" folgende Stelle, die ich ohne Furcht gleich im Original ſelbſt herſetzen will, da ſich um ſolche Dinge ohnehin nur Leute von Fach bekümmern:

„Ὕστερον δὲ πάλιν τῶν Μακεδόνων ὑπὸ Ῥωμαίων ἡττηθέντων, πᾶσα ἡ Ἑλλάς τε καὶ ἡ Πελοπόννησος ὑπὸ τὴν τῶν Ῥωμαίων σαγήνην ἐγένετο, ὥστε δούλους ἀντ' ἐλευθέρων γενέσθαι· ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος, ὅτε ὁ λοιμικὸς θάνατος πᾶσαν ἐβόσκετο τὴν οἰκου-

μένην, ὁπηνίκα Κωνσταντῖνος ὁ τῆς κοπρίας ἐπώνυμος τὰ σκῆπτρα τῆσ τῶν Ῥωμαίων διεῖπεν ἀρχῆς, ὥστε τινὰ τῶν ἐκ Πελοποννήσου μέγα φρονοῦντα ἐπὶ τῇ αὐτοῦ εὐγενείᾳ, ἵνα μὴ λέγω δυσγενείᾳ, Εὐφήμιον ἐκεῖνον τὸν περιβόητον γραμματικὸν ἀποσκῶψαι εἰς αὐτὸν τουτοὶ τὸ θρυλούμενον ἰαμβεῖον

„γαρασδοειδὴς ὄψις ἐσθλαβωμένη."

ἦν δὲ οὗτος Νικήτας ὁ κηδεύσας ἐπὶ θυγατρὶ Σοφίᾳ Χριστοφόρου τὸν υἱὸν τοῦ καλοῦ Ῥωμανοῦ καὶ ἀγαθοῦ βασιλέως." D. i.

„Später aber, nachdem die Macedonier von den Römern besiegt worden, gerieth ganz Hellas mit dem Peloponnes unter das Netz der Römer, so daß sie statt selbstständig dienstbar wurden. Als aber während der Herrschaft des Mist-Konstantin über die Römer der pestartige Tod den Erdkreis entvölkerte, wurde die ganze Provinz (Peloponnes) „slavinisirt und so völlig barbarisch," daß sich der berühmte Grammatiker Euphemius über einen Peloponnesier, der seine edle (um nicht zu sagen unedle) Abkunft gar zu höchlich rühmte, durch den bekannten Spottvers lustig machte:

„Ein verschmitztes Slavoniergesicht."

„Es war aber dieser (Peloponnesier) Niketas, der seine Tochter Sophia mit Christophorus, Sohn des guten wackern Kaisers Romanus vermählte. [1]

[1] Constantin. Porphyrogenit., Vol. III. pag. 53, Edit. Bonn. (de Thematibus lib. 2, Sextum Thema).

Diese Stelle lehrte mich das Ueberwiegen der slavischen Nomenclatur in der Topographie Moreas freilich begreifen, und ward ihrerseits die fruchtbare Quelle genauerer Forschung und eben so wichtiger als historisch unbestreitbarer Folgesätze für die Geschichte des illyrischen Continents. Das einzige Wort „ἐσθλαβώθη“ hat das Geheimniß byzantinischer Vergangenheit verrathen. Auch hat sich der Zorn gegnerischer Kritik vorzüglich über dieses Citat ergossen. Leute, die noch keine Zeile aus den „Byzantinern“ gelesen hatten, ja nicht einmal ihr Daseyn kannten, warfen mir vor, ich hätte die Stelle nicht recht verstanden: ἐσθλαβώθη heiße nicht „slaviniſirt“ sondern „unterjocht, in servitutem redacta“, und das Epigramm des Euphemius sey nicht mit „verschmitztes Slavoniergesicht“, sondern mit

„Altes in die Knechtschaft geführtes Gesicht“
(Vieta facies in servitutem redacta)

zu übertragen, wie es auch in der ersten holländischen und spätern Banduriſchen Version zu lesen ist und in der neuesten Bonner Edition unverändert nachgeschrieben wurde. „Ein altes in die Knechtschaft geführtes Gesicht“ wäre fürwahr ein ungemein witziges Epigramm![1] In Athen gehen sie noch weiter und

[1] Umsonst nimmt Dr. Tafel, für byzantinische Philologie eine der ersten Zierden Deutschlands, in seinen kritischen Anmerkungen zu Konstantin Porphyrogenitus die alte Erklärungsweise »in servitutem redacta« in Schutz. Es

erklären neben dem deutschen Ausleger auch den Autor selbst, den guten Konstantin Porphyrogenitus für einen Ignoranten. „Wer denn dieser Konstantin eigentlich sey und was denn er vom Peloponnes seiner Zeit wissen konnte?“ Konstantinus Porphyrogenitus, der VIII. dieses Namens, war Autokrat von Byzanz, regierte 47 lange Jahre (912—959) und schrieb eine Menge Bücher, von denen jedoch nur drei, die Beschreibung der Provinzen, die Abhandlung über äußere Politik und innere Verwaltung des Reiches und das Werk über die Ceremonien des kaiserlichen Hofes bis auf unsere Zeit gekommen sind.

Von Geist, Humor, Malice und tragischem Schwung, welche die Denkwürdigkeiten von Belisars Geheimschreiber Procopius so anziehend machen, entdeckt

scheint dem trefflichen und wohlverdienten Manne zu entgehen, daß die byzantinischen Autoren den Begriff »in servitutem redigere« allzeit durch die Form σκλαβώνω (zum Sklaven machen), den Volksbegriff dagegen durch die Form σθλάβος, σθλαβώνω ausdrücken. Demnach wäre es im byzantinischen Sprachgebrauch gerade wie im deutschen: σθλάβος ist ohne Ausnahme die Volksbezeichnung „Slave“, σκλάβος aber (mit eingeschaltetem κ) bald das Volk, bald der Knecht, Slave oder Sklave.

Die Bedeutung des Wortes γαραδοειδής hat wohl der berühmte Slavist Kopitar zuerst sach- und schulgerecht aus dem Russischen erklärt, wo Гоpазд, *Gorasd*, „verschmitzt, verschlagen“ heißt. Im Böhmischen findet man das Wort ebenfalls als *Horazd* und *Gorazd*. Schafarik II, 475.

man in diesen kaiserlichen Compilationen freilich nicht sonderlich auffallende Spuren. Auch hielt es Se. Oströmische Majestät für unschicklich viel eigene Gedanken zu haben oder einen pragmatischen Faden zu innerer Verbindung durch die eckicht und ungeschliffen aneinander gereihten Fragmente durchzuziehen. Aber der Imperator, einer slavischen Familie angehörend, redete neben dem Griechischen auch das Slavische, und hat uns durch seinen pedantischen Fleiß und Geschmack Notizen hinterlassen, die man anderswo vergeblich sucht. Schon sein kaiserlicher Vater und Vorfahr, Leo Philosophus, war ein gelehrter Herr, der schlechte Jamben schrieb und zum größten Verdruß des Clerus von Byzanz nacheinander vier Weiber nahm. Der Großvater, Kaiser Basilius, war dagegen freilich nur ein slavischer Bauernjunge aus Macedonien, hatte sich aber durch Glück und durch eigene Kraft bis zum kaiserlichen Diadem hinaufgeschwungen und die erste große Slavendynastie des byzantinischen Reichs gegründet.[1]

Den byzantinischen Genealogen, durch welche der Porphyrogenet Leben und Thaten seines großen Ahnherrn beschreiben ließ, schien es freilich unschicklich,

[1] Mit Ausnahme der dazwischen hineinfallenden zwölfjährigen Herrschaft der Imperatoren Phocas und Johannes Tzimisces regierte diese Slavenfamilie vom Jahr Christi 866 bis 1034, im Ganzen also 156 Jahre ununterbrochen über den Orient, dem sie in der Person Basilius II, genannt „Bulgarentod", den größten Krieger und glücklichsten Fürsten gab.

das regierende Haus von so geringem und niedrigem Ursprung herzuleiten. Sie erzählen daher ganz umständlich, versteht sich Alles aus zuverlässigen, unbestreitbaren, aber sonst aller Welt unbekannten Quellen, daß Basilius der Macedonier väterlicherseits in gerader Linie vom königlich armenischen Geschlechte der Warschakiden, weiblicherseits aber von Konstantinus Magnus und im Ganzen von seinem Landsmanne Alexander dem Macedonier abstamme. Obwohl sich seine Familie nur mit Kornschneiden und Pflügen beschäftigte und er selbst als Wickelkind bei der Einnahme Adrianopels durch den Bulgarenkönig Krum mit der noch übrigen Bevölkerung der Stadt nach Bulgarien ziehen mußte, habe doch zuerst ein kokettirender Adler symbolisch, dann der Prophet Elias mit artikulirten Worten der Mutter während des Kornschneidens die künftige Größe und Majestät des Sohnes vorherverkündet.

Zum Jüngling herangewachsen dachte Basilius sein Glück in der Hauptstadt zu versuchen und sich bei irgend einem Großen als Knecht zu verdingen. Er war aber so arm, daß er die Reise zu Fuß machte und bei seiner Ankunft in Konstantinopel die erste Nacht außerhalb der Ringmauer auf den steinernen Stufen einer Klosterkirche sich niederlegen mußte. Der derbe Slavenjunge erregte das Mitleiden der Mönche; denn er war, nach Ephraem von Byzanz, ein kräftiger, gewandter, nervenstarker, gutgewachsener,

blühender, gefälliger junger Mensch mit dichtem Haarwuchs, unverdrossener Seele und durchdringendem natürlichem Verstand.[1] Mit solchen Eigenschaften hat man zu Konstantinopel von jeher Glück gemacht. Durch Zuthun der Mönche kam Basilius gleich in das Haus eines vornehmen Mannes am kaiserlichen Hofe, stieg in der Gunst des Herrn, gab in entscheidenden Augenblicken Proben des Muthes, der Intelligenz und der Seelenstärke, daß ihn, nach Durchlaufung der höchsten Ehrenstellen, der byzantinische Autokrat Michael der Trunkenbold als Mitkaiser neben sich auf den Thron erhob (866), welchen aber Basilius schon im folgenden Jahre, nach gewaltthätiger Beseitigung seines Herrn und Wohlthäters, allein besaß. Hofleute und amtliche Scribenten reden zwar von Nothwehr und von einer Suprema lex der öffentlichen Wohlfahrt, die das Leben des trunkenen Autokraten zum Opfer verlangte. Allein das sittliche Gefühl der Nachwelt läßt sich weder durch Energie des Charakters, noch durch große Erfolge und glänzendes Verdienst, noch durch falsche Berichte und höfische Toilettenkünste bestechen und beschwichtigen.

[1] ..... *Βασίλειος ἐξέφυ πάλαι*
Μακεδονίας, ἐξ ἀσήμων πατέρων·
αὐτουργίᾳ τε χρωμένων γεωργίᾳ,
ἰσχυρὸς ἀνήρ, δέξιος, ῥωμαλέως,
εὐήλιξ, ἥβων, εὐπρόσιτος, δασύθριξ,
ψυχὴν ἀγαθὸς, τὰς φρένας ἐῤῥωμένος.
Ephraemius Byzantinus. Edit. Bonn. pag. 111.

Wenn es am kaiserlichen Hofe schon unter Michael dem Trunkenbold von Bulgaren und Slaven wimmelte und selbst der Senat und die höchsten Palastämter mit Leuten dieses Volkes besetzt waren,[1] so hatten sie nun durch ihren Landsmann Basilius auf länger als anderthalbhundert Jahre Reich und Diadem vollends an sich gebracht. Die kaiserlichen Hofgelehrten sagen es freilich nicht so unumwunden, weil sie den slavischen Bauernknecht in letzter Instanz, wie oben gesagt, für einen Sprößling des macedonischen Helden erklärten. Aber die Sache war so allgemein bekannt, daß sie selbst zu den arabischen Annalisten des Zeitalters drang und in ihre Compendien aufgenommen wurde. So liest man z. B. in der Chronik des Hamsa von Isfahan unter der Rubrik „Basilius der Macedonier" folgende Stelle: „Dann ward das Reich von diesem Hause auf das Geschlecht der „Slaven" übertragen; denn Basilius der Slave tödtete (den Michael) in den Tagen Al-Motaz im Jahre 253 (A. Ch. 867)."[2]

Basilius der Slave war ungebildet, aber ein Mann der Energie und der That, dem jedoch die Vorsehung im Gegensatze mit den sieben ersten Osmanli-

[1] Damianos der Slave war Oberstkammerherr und Patrizier, *ὁ Παραχοιμώμενος Δαμιανὸς Πατρίκιος τῷ γένει Σκλάβος.* Vita Basilii Macedon. XVI.

[2] J. Reiske, Comment. ad Constantin. Porphyrogeniti Ceremoniale Aulae Byzantin., pag. 142. Edit. Lips. 1754.

Sultanen das Glück versagte, den Geist der Kraft auf die Kinder zu vererben. Denn von seinen Söhnen und Nachfolgern war der sogenannte Bücher-Leo zwar gelehrt, aber schwach und unthätig; Alexander dagegen ein toller Wüstling, der auf einen Slaven, Namens Basilitzes, alle Reichthümer und Ehren häufte und ihn selbst mit Umgehung der Kinder seines verstorbenen Bruders zum Nachfolger in der Regierung ernennen wollte.[1]

Zum Glück für den Neffen starb der eigensinnige, harte Oheim unvermuthet nach kaum einjähriger Herrschaft, und der siebenjährige Konstantin Porphyrogenitus ward anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter Zoë und später seines Schwiegervaters Romanos Autokrat des Orients, konnte aber erst im vierzigsten Lebensjahre, nach gewaltsamer Austreibung des Vormundes, zum Vollgenuß der obersten Macht gelangen. Ein Autokrat, der sich 33 Jahre lang am Gängelbande führen läßt und ohne Ungeduld die Gewalt in fremder Hand erblicken und sich mit dem Schatten der Macht begnügen kann, ist in keinem Falle ein Mann von bedeutender Leidenschaft und von sonderlich heißem Blute. Regte sich aber auch zuweilen der Ehrgeiz, ward er bald im Staub der kaiserlichen Bibliothek erstickt. Konstantin war Gelehrter im Diadem, der seinem Sohne Romanus statt

[1] .... *Βασιλίτζην τὸν ἀπὸ Σκλαβισίαν* ... Vita Alexandri etc., cap. II.

des Beispieles rühmlicher Thaten zwei schmale Compendien und ein dickes Werk byzantinisch-antiquarischen Inhalts als Vermächtniß hinterlassen hat.

Mit Konstantin und seinem Vorgänger Leo hat Papierregiment und Seraïwirthschaft am Bosporus eigentlich begonnen. Monarchen, die Prosa schreiben, haben alle dasselbe Thema: Vergangene Schicksale oder künftige Wohlfahrt des Reiches und des regierenden Hauses. Charakteristik und Analyse der porphyrogenetischen Schriften wäre hier nicht am rechten Orte, aber läugnen wird Niemand, daß unter dem oft leeren und pedantischen Wust byzantinischer Staatsmaximen und Regierungskniffe Notizen der fruchtbarsten Gattung verborgen sind. Namentlich werden die Russen (οἱ Ῥῶς) und die südlichen Slaven überhaupt in Konstantins Compendium über den Staatshaushalt mit ihren guten und schlechten Eigenschaften zum erstenmal auf das Welttheater gebracht und psychologisch, kurz aber kennbar geschildert. „Eine unersättliche unausfüllbare Gier nach Geld sey das allen scythischen Völkern von der Natur aufgedrückte Merkmal; sie setzen Alles in Bewegung, ringen und haschen nach Allem, und doch sey ihrer Begehrlichkeit kein Ende und wachse das Verlangen mit dem Besitz. Für geringe Leistungen fordern sie unverschämten Lohn. Unter allen am bettelhaftesten und zudringlichsten aber seyen die Chasaren, die Ungarn und die Russen, die in einemfort nach Konstan-

tinopel kommen, um sich unter nichtigem oder unerheblichem Vorwande gestickte Gewänder, Kronen und andere Toilettenartikel aus der kaiserlichen Garderobe oder gar das Staatsgeheimniß des griechischen Feuers auszubitten.[1]

Stolze ungarische Magnaten und die Russen-Czare müssen heute freilich lachen, wenn sie die Sittenkatechese und die scythischer Begehrlichkeit entgegenzustellende Ablehnungsformel des kaiserlichen Pedanten lesen. Damals (950) waren aber diese Völker noch Barbaren und Heiden. Das sanfte Joch des Christenthums hatte ihre Wildheit noch nicht gezähmt, sie noch nicht sittlich verwandelt, veredelt und besonders die Russen noch nicht zu jenem Grade von Uneigennützigkeit und christlicher Liebe erhoben, die sie heute in allen Privat- und öffentlichen Verhandlungen andern zum Exempel durchschimmern lassen. „Kijew (τὸ κίαβον, κιοάβα) nennt Konstantin Metropole und Herzpunkt der niemalsruhenden und mit fanatischer Zähigkeit unaufhaltsam nach West und nach Süd drängenden „Ῥῶς“.

Die vollen Kassen, die Goldkronen und die gestickten Gewänder von Byzanz hatten für diese Wilden einen unwiderstehlichen Reiz, und schon damals wäre Ost-Rom vielleicht russischer Zudringlichkeit erlegen, hätten sich nicht nach der Reihe wilde und

[1] Constant. Porphyrog. de Administr. Imper. cap. 13. Ed. Bonn. pag. 81 ff.

kriegerische Stämme aus Turkestan und Kiptschak, Petschenegen, Usen, Polowzen und endlich die Tataren durch Besetzung der Dniepermündungen, der heutigen Moldau und überhaupt des Nordufers des Pontus Eurinus wie ein schirmender Keil zwischen Kijew und Byzanz hereingeschoben und für letzteres neue Lebensfrist ausgewirkt. Diese Scheidewand aufrecht zu halten, galt im zehnten Jahrhundert als Hauptmaxime byzantinischer Politik. Um sie niederzureissen und alle Hemmnisse des Russendranges zu beseitigen, brauchte es fast 900 Jahre Arbeit, Leiden und Geduld. Der Mensch kann nicht über schnellen Gang des Fatums klagen. War mit Griechenland Friede, fiel die Russenplage auf die nördlich und westlich von Kijew liegenden Slavenstämme der Berbianen, der Drugobiten, der Kribitschen, der Serben und anderer den Russen schon damals zinsbaren Brudervölker.[1] Ruhen konnten sie niemals. Alles Land von Kijew am Dnieper hinauf bis Nowgorod (*Νέμογαρδ*) und heraus zu den Wohnsitzen der Frangi hinter dem Elbestrom nennt der Porphyrogenet „Sklabinien" (*Σκλαβινίαι*) und weist ihm Drugubiten, Lenzaninen, Kribitschen, Serben ꝛc. als Bewohner an.[2]

[1] *Εἰς τὰς Σκλαβινίας τῶν τε Βερβιάνων καὶ τῶν Δρουγουβιτῶν καὶ τῶν Σερβίων καὶ Κριβιτζῶν καὶ λοιπῶν Σκλάβων, οἵτινές εἰσι πακτιῶται τῶν Ῥῶς.* de Admistr. Imp. cap. 9 fine. Hier ist nicht vom Donau-Serbien unserer Zeit, sondern vom Urlande dieses Stammes hinter den Karpathen die Rede.

[2] Constant. Porphyrog. de Administr. Imp. cap. 9.

Dieselbe Benennung „Slavinien" tragen aber im Westen der Maritza und im Süden der Donau sämmtliche Landschaften zwischen dem ägäischen und adriatischen Meere, selbst mit Einschluß von Macedonien und Thessalien, erweislich schon im 7ten Jahrhundert und noch vor dem Einbruch der Bulgaren und der Gründung ihres Reiches. Wir finden die Dragubiten und Sagudaten bei Saloniki; die Belegezeiten, Bajuniten und Berziten in Thessalien und Nachbarschaft; die Kribitschen in Messenien, die Milingi im Taygetus, die Ezeriten im Eurotasthal, die Serben im größten Theile Illyricums; Stämme mit der allgemeinen Benennung „Sklaben, Sklabinier und Sklabesianen", in Elis, in Arkadien, in Lakonien, in Tzakonien, in ganz Peloponnes. Aber das eben ist es, was man nicht glauben will und ich erst beweisen soll. Uebrigens ist die Chronologie dieser Begebenheiten ein Umstand, der ängstliche und unerfahrne Leser beinahe nicht weniger beunruhiget, als die Sache selbst.

Wann sind denn — so hört man häufig fragen — alle diese Gräuel über das schöne poetische Hellas hereingebrochen? Und hat denn außer dem Slaven-Imperator Porphyrogenitus in der bezeichneten Stelle kein gleichzeitiger Annalist je von solchen Scenen Meldung gethan? Alles ignoriren und wie nicht gesagt betrachten, was man hierüber schon früher gewissenhaft verfaßt und gründlich nachgewiesen hat,

hieße doch einerseits an Bescheidenheit und Selbstverläugnung, andrerseits aber an Insolenz und Dickohrigkeit alles Maß überschreiten. Zu Anfang des 6ten Jahrhunderts, besonders mit Justinian I. (527—565) begann das Uebel, und die Mitte desselben 6ten Jahrhunderts (550) ist mit voller Sicherheit als Zeitpunkt regelmäßiger Slavenströmung über die Donau und theilweiser Seßhaftmachung auf byzantinischem Boden anzunehmen.[1]

Decennien lang gingen Plünderungszüge und Verödung bleibender Niederlassung voran, wie es Procopius kurz aber eindringlich geschildert hat.[2] Den

[1] Geschichte der Halbinsel Morea. Bd. I, S. 151—213.

[2] Im Jahre 539, d. i. im 13. Regierungsjahre Justinians I. erschreckte ein Komet die Welt und geschah der große Einbruch der Hunnen, Slaven, Bulgaren, Anten und Gepiden in das östliche Reich: *Μέγα μὲν εὐθὺς στράτευμα σύνταξον, διαβάντες ποταμὸν Ἴστρον, ξυμπᾶσῃ Εὐρώπῃ* (das ist die illyrische Halbinsel) *ἐπέσκηψαν· γεγονὸς μὲν πολλάκις ἤδη. τοσαῦτα δὲ τὸ πλῆθος κακὰ ἢ τοιαῦτα τὸ μέγεθος, οὐκ ἐνεγκὸν πώποτε τοῖς ταύτῃ ἀνθρώποις. ἐκ κόλπου γὰρ τοῦ Ἰονίου οἱ βάρβαροι οὗτοι ἅπαντας ἐφεξῆς ἐληΐσαντο μέχρι ἐς τὰ Βυζαντίου προάστεια. καὶ φρούρια μὲν δύο καὶ τριάκοντα ἐν Ἰλλυριοῖς εἷλον· πόλιν δὲ τὴν Καισάνδρειαν κατεστρέψαντο βία* (ἣν οἱ παλαιοὶ Ποτίδαιαν ἐκάλουν, ὅσα γε ἡμᾶς εἰδέναι) *οὐ τειχομαχήσαντες πρότερον. καὶ τά τε χρήματα ἔχοντες, αἰχμαλώτων τε μυριάδας δύο καὶ δέκα ἀπαγόμενοι, ἐπ' οἴκου ἅπαντες ἀνεχώρησαν οὐδενὸς σφίσιν ἐναντιώματος ἀπαντήσαντος. χρόνῳ δὲ ὑστέρῳ πολλάκις ἐνταῦθα γενόμενοι, ἀνήκεστα ἐς Ῥωμαίους δεινὰ ἔδρασαν. οἱ δὴ καὶ ἐν χερρονήσῳ τειχομαχήσαντες, βιασάμενοί τε τοὺς ἐκ τοῦ τείχους ἀμυνομένους, καὶ διὰ τοῦ τῆς θαλάσσης Ῥοδίου τὸν περίβολον ὑπερβάντες, ὃς*

Peloponnes erreichte die nordische Fluth zwar erst gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts,[1] aber um

πρὸς κόλπῳ τῷ Μέλανι καλουμένῳ ἐστίν· οὕτω τε ἐντὸς τῶν μακρῶν τειχῶν γεγενημένοι, καὶ τοῖς ἐν Χερρονήσῳ Ῥωμαίοις ἀπροσδόκητοι ἐπιπεσόντες, ἔκτειναν τε πολλοὺς καὶ ἠνδραπόδισαν σχεδὸν ἅπαντας. ὀλίγοι δέ τινες καὶ διαβάντες τὸν μεταξὺ Σηστοῦ τε καὶ Ἀβύδου πορθμὸν, λῃσάμενοί τε τὰ ἐπὶ τῆς Ἀσίας χωρία, καὶ αὖθις ἐς Χερρόνησον ἀναστρέψαντες ξὺν τῷ ἄλλῳ στρατῷ καὶ πάσῃ λεία ἐπ' οἶκον ἀπεκομίσθησαν. Ἐν ἑτέρᾳ τε εἰσβολῇ τοὺς Ἰλλυριοὺς καὶ Θεσσαλοὺς λῃσάμενοι, τειχομαχεῖν μὲν ἐνεχείρησαν ἐν Θερμοπύλαις, τῶν δὲ ἐν τοῖς τείχεσι φρουρῶν καρτερώτατα ἀμυνομένων· διερευνώμενοι τὰς περιόδους, παρὰ δόξαν τὴν ἄτραπον εὗρον ἣ φέρει εἰς τὸ ὄρος ὃ ταύτῃ ἀνέχει. οὕτω τε σχεδὸν ἅπαντας Ἕλληνας, πλὴν Πελοποννησίων, διεργασάμενοι ἀπεχώρησαν. Procopius de Bello Persico, lib. II, cap. 4. Nachrichten desselben Autors über die Einbrüche slavischer Völkerschaften auf griechischem Boden findet man außer dieser Hauptstelle noch ferner lib. III, cap. 14, 29, 38, 40; lib. IV, cap. 25 de bello Gothico. Item cap. 18 Histor. Arcan. Dann bei Menander, de legat. lib. II, im 4. Jahre Tiberius II.; item lib. VIII, de legat. (pag. 164 ff. der Pariser Edition): *Κεραϊζομένης τῆς Ἑλλάδος ὑπὸ Σκλαβηνῶν . . . .*

[1] Nach unserer Berechnung zwischen 584 und 593 nach Christus, während der unheilvollen Regierung des gelehrten, beredten, gottesfürchtigen, aber geizigen und höchst unglücklichen Imperators Mauritius aus Cappadocien. Der Nationalkampf gegen die Sassaniden verschlang die Kraft des Reiches, und dem fürchterlichen Andrang des Avaren-Chans mit der norddanubischen Völkersäule der seinem Impuls folgenden Slaven hatte schon Mauritius Vorgänger, Tiberius II., nichts entgegenzustellen als ohnmächtige Verträge, Bitten und Geduld. Das Unheil, sagt Menander der byzantinische Diplomat, brach von allen Seiten über Hellas herein; in Thracien erschien ein Haufe von 100,000 Slaven,

die Mitte den 10ten hatte der Tumult noch kein Ende gefunden. Die letzte Slavenhorde, in so ferne

während andere Haufen auf anderen Punkten in das sich selbst überlassene Hellas eindrangen, und Niemand wehrte.* Das kann Alles seyn, sagt die Kritik, aber wo ist in allen diesen Citaten vom „Peloponnes" die Rede? Der Peloponnes ist aber Kopf und Citadelle Griechenlands, welche Justinian durch Wiederherstellung der Mauer um Isthmus den Barbaren verschlossen hat.** Daß aber die Barbaren um dieselbe Zeit die lange Mauer am thracischen Chersones erstiegen, Cassandra genommen und selbst durch die vermauerten Thermopylen gebrochen seyen, sieht die Kritiker nicht an, sie fragen im Unisono: wo es geschrieben stehe, daß schon im 6. Jahrhundert auch der Isthmus von Korinth gefallen und die Slavenfluth eingedrungen sey? Die Hartnäckigkeit — man kann es ihnen nicht übel nehmen — wird um so größer, je mehr man drängt und aus magern Chronisten, aus der Correspondenz des Pabstes Gregorius Magnus und besonders aus dem Kirchenhistoriker Evagrius

* *Μετὰ δὲ τὸ τέταρτον ἔτος Τιβερίου Κωνσταντίνου Καίσαρος ἐν τῇ Θράκῃ ξυνηνέχθη τὸ Σκλαβηνῶν ἔθνος μέχρι που χελιάδων ἑκατον Θράκην καὶ ἄλλα πολλὰ λῃΐσασθαι.* Menander de Legat. lib. II, pag. 84 Edit. Venet. *Κεραϊζομένης τῆς Ἑλλάδος ὑπὸ Σκλαβηνῶν καὶ ἀπανταχόσε ἀλλ' ἐπ' ἀλλήλων ἐπιφερομένων τῶν κινδύνων. ὁ Τιβέριος οὐδαμῶς δύναμιν ἀξιόμαχον ἔχων οὐδὲ πρὸς μίαν μοῖραν τῶν ἀντιπάλων μήτε πρὸς πᾶσαν* Menander de Legat. lib. VIII, pag. 110 ed. Venet. (pag. 164 ed. Paris).

** *Τὸν ἰσθμὸν ὅλον ἐν τῷ ἀσφαλεῖ ἐτείχισατο. φρούρια δὲ ταύτῃ ἐδείματο, καὶ φυλακτήρια κατεστήσατο. τούτῳ δὲ τῷ τρόπῳ ἄβατα τοῖς πολεμίοις ἅπαντα πεποίηκεν εἶναι τὰ ἐν Πελοποννήσῳ χωρία.* Procop. de Aedific. IV, cap. 2 fine.

von gleichzeitiger authentischer Nachweisung die Rede ist, wälzte sich unter der Reichsverwesung des mit unserm

Scholasticus von Antiochia nachzuweisen sucht, daß gerade um 584—593 ff. nach Christus unermeßliche Schwärme land- und beutelüsterner Barbaren aus Innerslavinien über die Donau kommen und zu gleicher Zeit und mit unabtreiblicher Wuth Thracien, Macedonien, Thessalien, Althellas, Albanien, Istrien und Friaul verwüsten, vor Thessalonika erscheinen, Adrianopel bestürmen und mit Hülfe langobardischer Werkmeister sogar Flotten zimmern, um in Dalmatien die Seestädte anzugreifen und selbst Konstantinopel auf der Wasserseite zu schrecken.* Besonders viel haben wir uns auf das pathetische Citat aus vorgenanntem Scholastiker Evagrius eingebildet. Aber weit entfernt durch dasselbe alle Bedenken auf einmal niederzuschlagen und das Faktum über allen Bereich der Controverse zu erheben, brachte es zum größten Verdruß bei den gelehrten Antagonisten eine höchst unbedeutende Wirkung hervor. „Unter diesen Umständen", schreibt Evagrius, „brachen die Avaren zweimal bis an die sogenannte lange Mauer hervor, eroberten und verheerten Singidunum, Anchialos und ganz Hellas mit andern Städten und Festungen, vernichteten und verbrannten Alles."** Das sind allgemeine und unbestimmt gehaltene Phrasen, hieß es, die im Grunde wenig oder nichts besagen und vom Peloponnes wieder keine Meldung thun.

* Le-Beau, Hist. Byzant. ad ann. 593. — Gregor. Magn. ad Maximum Salonit. Episcop. lib. X, Epistol. 36. — Evagrius Scholasticus, Histor. Ecclesiast. lib. VI, cap. 10.

** *Τούτων ὧδε χωρούντων οἱ Ἄβαρες δὶς μέχρι τοῦ καλουμένου μακροῦ τείχους διελάσαντες, Σιγγιδόνα, Ἀγχιαλόν τε, καὶ τὴν Ἑλλάδα πᾶσαν καὶ ἑτέρας πόλεις τε καὶ φρούρια ἐξεπολιόρκησαν καὶ ἀνδραποδίσαντο, ἀπολλύντες ἅπαντα καὶ ἀνῳκοδόμητες.* Evagr. Schol. Hist. Eccles. lib. VI, cap. 10.

Porphyrogenitus zugleich regierenden Romanus Lecapenus (von 920 bis 944) über den Isthmus von

Man fragte sogar etwas spöttisch, ob denn „Hellas" eine Stadt sey, die man wie Anchialos und Singidunum mit Sturm nehmen könne? Meine Gegner gehen nämlich immer von der Vorstellung aus, Evagrius von Antiochia habe auch sein Zimmer voll Landkarten und seinen Schreibtisch voll geo- und topographischer Compendien, voll Plan- und Situationszeichnungen von Hellas gehabt und täglich die Zeitung gelesen und die Bülletins des Avaren-Chans mit den Berichten des kaiserlichen Hauptquartiers verglichen, und auf der Karte regelmäßig angemerkt, welche Orte gefallen und welche Provinzen verloren seyen und wo jedesmal die Feinde stehen oder die kaiserlichen Heere unterlegen sind. Wenn der geniale Italiener heute noch von der Welt nichts weiter kennt als den Ort seiner Geburt und die Gegend, wohin er Lustpartien oder Geschäftsreisen macht, so kann man sich wohl denken, wie viel ein syrischer Literatus des 7. Jahrhunderts vom europäischen Griechenland, seinen Städten und Provinzen wissen mochte. Nur Scenen des äußersten Ruines und des allgemeinen Verderbens konnten die Aufmerksamkeit eines gelehrten Bewohners von Antiochia erreichen; aber klare Begriffe und genetisch ineinandergreifende Relationen über politische Ereignisse des illyrischen Continents wie bei Thucydides, muß man von einem Asiaten jener Periode überhaupt weder fordern noch erwarten. Unter „*Ἑλλάδα πᾶσαν*" des Evagrius haben wir dessen ungeachtet, und vielleicht nicht mit Unrecht, auch den Peloponnes subsumirt. Ein Patriarchalbericht an Alexius Comnenus vom Ende des 11. Jahrhunderts bezieht sich auf ein Diplom des Imperators Nicephorus (802—811 nach Christus), der in Folge eines siegreichen Befreiungskampfes der Bürger von Patras über die ihre Stadt belagernden Slavo-Avaren, die Kirche zum heiligen Andreas daselbst zur Metropolis erhob und durch den Zins der

Korinth.[1] Cardinalpunkt der ganzen Slaventheſis iſt die Patraſſer Schlacht, welche Nicolaus der Patriarch

beſiegten Slaven verherrlichte. Dieſe Kataſtrophe, fügt der Patriarchalbericht hinzu, ereignete ſich 218 Jahre nach der Beſitznahme des Peloponneſes durch die Avaren.* Ziehe man dieſe letztgenannte Summe von der Regierungszeit des Imperators Nicephorus ab, und die für Griechenland ſo unheilvolle Begebenheit fällt auf die Periode von 584 bis 593 unſerer Aera hinein.** Da hätten wir nun — was die Oppoſition allzeit verlangt — ein poſitives, von einem Griechen ſelbſt amtlich ausgeſtelltes und auf amtliche Documente geſtütztes Zeugniß, daß der Peloponnes durch ein barbariſches, aus Scythien eingedrungenes, nicht chriſtliches, nicht griechiſch redendes, der Regierung in Byzanz und ihrem Statthalter auf Akrokorinth nicht gehorchendes und gegen die von den Griechen beſetzten Punkte an der Küſte feindlich verfahrendes Volk 218 Jahre vor der Patraſſer Schlacht erobert und bewohnt worden ſey. Zu dieſem letzten Argument haben die Gegner nichts geſagt, und daran haben ſie unſeres Erachtens ſehr wohl gethan. Ohne Zweifel ſchöpfte der einheimiſche Verfaſſer einer kurzen, im Archiv

* *Ἐν τῇ καταστροφῇ τῶν Ἀβάρων . . . . ἐπὶ διακοσίοις δέκα ὀκτὼ χρόνοις ὅλοις καταβάντων τὴν Πελοπόννησον.* Leunclavius, Jus Graeco-Romanum pag. 278 (Edit. Francofurt. 1596).

** Vergleiche, Geſchichte von Morea, Bd. I, pag. 183 ff. Daß aber Avaren und Slaven bei den Byzantinern jenes Zeitalters ſynonyme Begriffe waren, iſt bei Konſtantin Porphyrogenitus ausdrücklich bemerkt: *Οἱ ἐκεῖθεν τοῦ ποταμοῦ Σκλάβοι, οἱ καὶ Ἄβαροι καλούμενοι . . . — οὕτως οὖν οἱ Σκλάβοι οἱ Ἄβαροι* etc. De Admin. Imp. cap. 29, pag. 127. edit. Bonn.

[1] *Εἰσῆλθον οἱ Σκλαβησιανοὶ ἐν τῷ θέματι Πελοποννήσου.* Constant. Porphyr. de Admin. Imp. cap. 50.

aus dem eilften, und Konstantin der Purpurgeborne aus dem zehnten Jahrhundert, an Zeit, Ort, Um-

von Turin aufbewahrten handschriftlichen Chronik über Erbauung von Monembasia, seine Nachrichten gänzlicher Slavinisirung des Peloponneses aus derselben Quelle, bei welcher wir uns Raths erholten. Nur stellt er das Ereigniß noch viel bestimmter und entschiedener hin als wir es wagen durften, da er den Einbruch der Barbaren und die Ueberschwemmung des Eilandes geradezu auf das sechste Jahr des Kaisers Mauritius (588 nach Christi), ihre Besiegung vor Patras aber auf das vierte Regierungsjahr des Kaisers Nicephorus (805) setzte. Ueberdies bemerkt diese Kirchenchronik ausdrücklich, daß um jene Zeit des großen Avarenkrieges unter Mauritius die Provinzen Thessalien, Hellas, Attika und Euböa dasselbe Schicksal erlitten wie der Peloponnes: Was von der Bevölkerung nicht entfloh, ward niedergemetzelt und durch die Eindringlinge ersetzt, die (im Peloponnes) bis zur Patrasser Schlacht weder dem „römischen Kaiser" noch sonst Jemanden unterthan waren. Nur auf unzugänglichen Steinklippen Tzakoniens der peloponnesischen Ostseite hätten sich mehrere Gemeinden Griechischredender vor der „Slavenfluth" (*τοῦ Σθλαβινοῦ ἔθνους*) gerettet: . . . *Ὁ δὲ Χαμνὸς* (chan) *λύει σπονδὰς αἰτῶν ὑπέρογκα καὶ ἐχειρώσατο Θετταλίαν, Ἑλλάδα, Ἀττικὴν καὶ Εὔβοιαν καὶ Πελοπόννησον· καὶ καταφθείραντες τὰ γένη κατώκησαν αὐτοὶ ἐν αὐτῇ. οἱ δὲ δυνηθέντες ἐκφυγεῖν διεσπάρησαν . . . .*

Τοίνυν οἱ Ἄβαροι κατασχόντες τὴν Πελοπόννησον ἐπὶ χρόνους 'σιη (218) *μήτε τῶν Ῥωμαίων βασιλεῖι μήτε ἑτέρῳ ὑποκείμενοι, ἤγουν ἀπὸ τοῦ, ϛϛϛ* (6096 d. i. 588 nach Christi) *ἔτους τῆς τοῦ κόσμου κτήσεως, ὅπερ ἦν ἕκτον ἔτος τῆς βασιλείας Μαυρικίου καὶ μέχρι τοῦ ϛ τριακοϛοῦ τρεῖς καὶ δεκάτου ἔτους, ὅπερ ἦν ἔτος δ' τῆς βασιλείας Νικηφόρου τοῦ παλαιοῦ, τοῦ ἔχοντος υἱοῦ Σταυρικίου* (Sic). Codex 336, fol. 1. Bibliothec. Taurin. Vide *Pasini*, Catalog. MSC. Taurin. — Ob übrigens die in Venedig gedruckte neugriechische Chronik

ständen und Erfolg übereinstimmend erzählen.[1] Nur hatten sich nach dem Bericht des erstern die Avaren schon 218 Jahre früher, d. i. Ausgangs des sechsten Jahrhunderts im Peloponnes festgesetzt, welcher dagegen nach Angabe des letztern erst unter Copronymus, d. i. um die Mitte des achten Jahrhunderts „ganz slavinisirt und barbarisch wurde." Beide Angaben stehen in keinem innern Widerspruch, weil das Mehr oder Weniger, das Früher oder Später der ersten Ansiedlung für uns ein gleichgültiger Umstand ist, sobald nur das Factum selbst über allem Zweifel steht. Aber nicht ohne Grund hat man *wider* mich geltend gemacht, daß nach der kaiserlichen Erzählung die rebellischen Slaven im „Thema Peloponnes" zuerst die Wohnungen der „benachbarten Gräken" überfielen und ausplünderten, dann aber sich gegen Patras wandten, das Flachland vor den Festungsmauern überschwemmten und die Stadt selbst belagerten.

Es müssen also — so argumentiren sie — doch noch byzantinische Griechen im Lande, und zwar in der alten Provinz *Achaja* übrig gewesen seyn, deren Besitzungen die Slaven noch plündern und verheeren, und die sie selbst gefangen wegschleppen konnten.

des Dorotheus von Monembasia mit dieser Handschrift ganz oder zum Theil gleichlautend ist, vermögen wir aus Mangel eines Exemplars benannter Druckschrift nicht zu entscheiden.

[1] Constant. Porphyrog. de Admin. Imp. cap. 49.

Der Text läßt hierüber kein Bedenken.[1] Es fanden ja selbst die Franken bei ihrer Landung (1205), wo doch Alles schon in ein gemeinsames christliches Morea zusammengeflossen war, sogar die alte Benennung Achaja noch am nördlichen Küstenrande des Peloponneses haften, während die übrigen Neunzehntel des Landes in Jedermanns Munde mit dem slavischen Appellativ „Moreas" bezeichnet wurden.[2]

Das friedliche Nebeneinandersein zweierlei Blutes und zweierlei ethnischer Elemente, und zwar eines schwachen und eines starken, auf peloponnesischem Boden wäre demnach für den Zeitraum von 600—800 n. Chr. unwiderleglich dargethan. Die Einrede, daß die scythischen Eroberer niemals einen hinlänglichen Grad politischer Selbstständigkeit und Autonomie errungen und in der Praxis allzeit als Unterthanen des byzantinischen Imperators gegolten hätten, ist dagegen unbedingt zurückzuweisen, da im oftberührten Patriarchalbericht das gegenseitige Verhältniß unzweideutig und klar angegeben wird. „Sie (die Eindringlinge) waren von der romanischen Herrschaft

[1] . . . *Πρῶτον μὲν τὰς τῶν γειτόνων οἰκίας τῶν Ῥωμαικῶν ἐξεπόρθουν . . — κατεμήνυσε* (der Strategos von Korinth) *τῷ βασιλεῖ Νικηφόρῳ, τήν τε ἔφοδον τῶν Σκλαβηνῶν καὶ τὴν προνομὴν καὶ αἰχμαλωσίαν καὶ ἀφανισμὸν καὶ τὴν λεηλασίαν καὶ τἄλλα δεινὰ ὅσα καταδραμόντες ἐποίησαν εἰς τὰ μέρη τῆς Ἀχαΐας.* loco citato.

[2] Chronic de la Morée Edit. Buchon.

so völlig abgetrennt, daß kein romanischer Mann ihr Gebiet betreten durfte."[1]

Wer immer in Konstantinopel regiert, hat das eifersüchtigste Verlangen auch Herr über Griechenland und besonders über Morea zu seyn. Den innern Küstensaum von der Hauptstadt des Reiches an der Propontis und am ägäischen Meere entlang bis nach Innerhellas offen und von griechisch redenden Leuten bewohnt zu erhalten, war eine der traditionellen und standhaftesten Maximen der christlich-byzantinischen Politik. Wenn aber Dr. Grisebach mit Pouqueville meint, griechisches Blut und griechische Redeweise habe sich auf den Küstenländern Thraciens und Macedoniens durchweg auf derselben Linie erhalten, auf der sie schon im Alterthume war und heute wieder gefunden wird, so hat er dennoch Unrecht.[2] Von der Maritza bis zum Hagion-Oros herab war der Strand erweislich schon um die Mitte des siebenten Jahrhunderts ganz slavinisirt und der Landweg — die via Egnatia — von Konstantinopel nach Thessalonika durch slavische Eindringlinge verlegt und abgesperrt. Namentlich saßen die Strymon- und die Runchi-Slaven um Philippi und Amphipolis, wo unter andern heute noch die slavischen Ortschaften Groß-Orsova und Klein-Orsova sind. Sie trieben

[1] *Καὶ τῆς ῥωμαικῆς ἀρχῆς ἀποτεμομένων ὡς μηδὲ πόδα βαλεῖν ὅλως δύνασθαι ἐν αὐτῇ Ῥωμαίων ἄνδρα.* Leunclav. l. c.

[2] Reise durch Rumelien, Bd. II, pag. 65 ff.

Küſtenfahrt und Seeraub auf ihren barbariſchen Monorylen, plünderten auf Inſeln und am Helleſpont und leiſteten den Binnenlandbrüdern in den wiederholten Angriffen auf Theſſalonika von der Seeſeite kräftige Unterſtützung.[1]

Um die Straße zu dieſer großen und wichtigen Handelsſtadt wieder zu öffnen, ging Heraclius Enkel, Konſtans II., um das Jahr 658 perſönlich wider „Slavinien" ins Feld und erfocht, wie der byzantiniſche Mönch Theophanes kurz, unbeſtimmt und talentlos berichtet, große Vortheile, „beſiegte und unterjochte viele".[2]

Mit dieſem Feldzuge hatte das byzantiniſche Imperium gegen die ſlaviſche Bevölkerung der europäiſchen Reichshälfte gleichſam die Offenſive ergriffen. Jedoch war der erſte Akt, wie es ſcheint, nicht

[1] Runchini vero, qui illis (Drugubitis) accesserant, mari per navigia accesserunt, Vide Tafel, de Thessalonica ejusque agro, pag. LXXXVIII. — Otii vero impatientes Strymonii et Runchini nautas plurimos, qui devehendo Constantinopolin frumento vacabant, item eos, qui insulas atque Hellespontum habitabant, expoliantes, ipsam Propontidem ingressi sunt. Ubi vastata Parii et Proconnesi regione, usque ad portorium urbis regiae navigant; denique praeda onusti multisque navigiis aucti, casas suas Macedonicas repetunt. (Tafel a. a. O. pag. XCII) gibt dieſe Stelle auch im griechiſchen etwas corrumpirten Originale.

[2] *Τούτῳ τῷ ἔτει ἐπεστράτευσεν ὁ Βασιλεὺς κατὰ Σκλαβινίας, καὶ ᾐχμαλώτισε πολλοὺς καὶ ὑπέταξεν.* Theophan. Chronicon p. 229 (Edit. Venet.).

sonderlich folgenreich und eindringend, da die Slaven um eben diese Zeit und noch später wiederholt das feste Thessalonika zu Wasser und zu Lande ängstigten.[1] Justinian II. Rhinotmetos (A. C. 685—695 und 705—711) richtete schon mehr aus, drang bis Thessalonika durch, befreite das Emporium, schlug und unterjochte „Strymonen und Runchinen mit andern Slavenstämmen", wie St. Nicephorus von Konstantinopel beinahe noch trostloser und kürzer als sein Landsmann Theophanes berichtet.[2]

Um jedoch Gehorsam und Unterwürfigkeit des neueroberten Landes auf alle Zeiten sicher zu stellen, verpflanzte Justinian II. einen Theil der slavischen Bevölkerung auf die asiatische Seite des Hellesponts. Dieser Theil war so zahlreich, daß der Imperator 30,000 kräftige junge Leute als Prätorianer ausheben und im Feldzuge wider die Araber dem kaiserlichen Heere einverleiben konnte.[3] Aber auch die Zurückgebliebenen duldete er an der Seeküste nicht länger, sondern verpflanzte sie weiter Strymon aufwärts in das Hochgebirge, wie es Porphyrogenitus

[1] Vgl. Tafel a. a. O. pag. LXXXIII—CIV.

[2] Nicephor. Patriarch. Histor. Byzant. pag. 19 (edit. Venet.).

[3] *Οὗτος Σθλαβικῶν βαρβάρων ἀποκρίνας ἡβῶντας ἄνδρας, ὁπλίτας ὡπλισμένους, φονικὸν ἐκπέοντας Ἄρην ἐν μάχαις, ἐς χιλιάδας τρὶς δέκ' ἀριθμουμένους, νέον συνεστήσατο σύνταγμα φίλον, λαὸν περιούσιον αὐτὸ καλέσας.* Ephraemius Byzant. pag. 69 ed. Bonn.

(lib. II. 3 de Themat.) ausdrücklich bemerkt. Die slavischen Dorfnamen am Strand und in der Chalkidike, auf dem Wege von Saloniki nach Hagion-Oros, blieben bis auf unsere Zeit; aber griechische Redeweise gewann nach und nach wieder die Oberhand. Slavenverpflanzungen in Masse aus Europa nach Anatolien wurden von Justinians II. Nachfolgern nach jedem Siege regelmäßig wiederholt und bildeten die zweite Regierungsmarime byzantinischer Politik. Jedoch vermochten diese Maßnahmen doch nicht den wilden Freiheitssinn der Slavenstämme zu bändigen. Bis die Kirche mit dem Taufbecken dazwischentrat, begannen sie das Spiel immer wieder von neuem, und namentlich hatte Konstantin Copronymus (741—775) die größte Noth das kaiserliche Ansehen in einem Aufstande der von Rhinotmetus gebändigten und geschwächten Slaven Macedoniens zu behaupten. Doch war der Feldzug des Jahres 758 n. Chr. für diese Gegend eben so entscheidend in seinen Folgen, als in seinem Hergang einfältig erzählt vom langweiligsten und kurzsichtigsten aller Chroniſten, Theophanes von Byzanz.[1]

Armseligkeit und Unfähigkeit dieses Mannes sind um so beklagenswerther, da er als Zeitgenosse den ersten großen Kriegszug des byzantinischen Imperiums

[1] *Τούτῳ τῷ ἔτει Κωνόταντῖνος τὰς κατὰ Μακεδονίαν Σκλαβινίας ἠχμαλώτισε, καὶ τοὺς λοιποὺς ὑποχειρίους ἐποίησεν.* Theophan. p. 361.

gegen die vollständig slavisirten Landschaften Thessalien, Inner-Hellas und Peloponnes unter Kaiserin Irene (780 — 802) einzuregistriren hatte. Irene, aus einer athenischen Familie abstammend, hatte vom Zustande Griechenlands vielleicht bessere Einsicht als ihre Vorfahren, und sandte ein großes aus den eingewanderten streitbaren Stämmen Thraciens und Macedoniens rekrutirtes Eroberungs- oder Entdeckungsheer unter dem Patrizier Staurakios (783 n. Chr.) gegen die „Slavinenvölker." Wohin ist also der byzantinische Feldherr gezogen, um diese „Slavinen" zu unterjochen? Theophanes antwortet trocken und kurz: „Staurakios rückte in Thessalien und Hellas ein, unterjochte alle und machte sie dem Kaiserthum zinsbar, drang sogar in den Peloponnes und brachte viele Gefangene und große Beute römisch-kaiserlicher Majestät zurück." [1]

Dies ist Alles was der Mönch, nachdem er noch darüberhin den prachtvollen Triumpheinzug des Stau-

[1] *Ἀποστέλλει Σταυράκιον τὸν πατρίκιον . . . μετὰ δυνάμεως πολλῆς κατὰ τῶν Σκλαβίνων ἐθνῶν. Καὶ κατελθὼν ἐπὶ Θεσσαλίαν καὶ Ἑλλάδα ὑπέταξε πάντας, καὶ ὑποφόρους ἐποίησε τῇ βασιλείᾳ, εἰςῆλθε δὲ καὶ ἐν Πελοποννήσῳ καὶ πολλὴν αἰχμαλωσίαν καὶ λάφυρα ἤγαγε τῇ τῶν Ῥωμαίων βασιλείᾳ.* Theophan. Chronograph. pag. 306 ed. Venet. (385 edit. Paris.) Daß übrigens in dieser merkwürdigen Stelle die Lesart „*Θεσσαλονίκη*" bei Theophanes verdorben und „*Θεσσαλία*" herzustellen sey, hat der gelehrte und vortreffliche Tafel a. a. O. p. CVI, Note 84, und p. XXII, Note 29, sattsam nachgewiesen.

rakius und die gefangenen Slavenfürsten aus dem Peloponnes in Konstantinopel gesehen hatte, über eine der wichtigsten und, nach europäischen Begriffen zu urtheilen, größten und folgereichsten Begebenheiten der Geschichte von Byzanz zu sagen weiß! Aber nennt Theophanes hier nicht das eigentliche, alte, klassische Hellas und sogar den Peloponnes unumwunden ein von „slavischen Völkern" besetztes Land, das byzantinischer Majestät (um 783 n. Chr.) nicht gehorchte, keinen Tribut zahlte, und gegen welches man ein großes Unterjochungsheer aussandte, um es wieder in den Reichsverband hereinzuziehen? Wenn aber die byzantinische Streitmacht und der Feldherr Staurakios mit dem Auftrage von Konstantinopel ausziehen die „Slavinenvölker" zu bändigen, und wenn sie, um diesen Befehl zu vollziehen, Thessalien, Hellas und den Peloponnes feindlich überziehen, Alles unterwerfen, zum Tribut nöthigen und Beute und Gefangene in großer Menge von besagten Ländern nach Konstantinopel bringen, so ist der Schluß, daß jene Landschaften damals von unabhängigen Slavinen besetzt waren, ein natürlicher und ein unabweisbarer. *Ἐσθλαβώθη πᾶσα ἡ Πελοπόννησος καὶ ἐγένετο βάρβαρος.* Wahrhaft, Porphyrogenitus — wie Sie sehen — hat Recht, im Peloponnes war alles „slavinisirt und barbarisch." Freilich möchten wir auch gerne wissen, wie weit Staurakios im Peloponnes eingedrungen sey? wo man sich slavischer Seits zum

Gefecht eingestellt? welche Verträge man geschlossen und welche Einrichtungen und Bürgschaften man angeordnet habe, um den Gehorsam der Provinz auch für die Zukunft zu sichern? Aber Theophanes, in weltlichen Dingen offenbar weniger neugierig als ein deutscher Politicus, gibt auf alle diese Fragen keine Antwort. Daß aber dieser erste byzantinische Heerzug des Staurakios keine bleibenden Folgen hatte, beweist der allgemeine Aufstand der peloponnesischen Slaven und die obenerzählte Belagerung und Verzweiflung von Patras unter Irenens Nachfolger Nicephorus I. (807 n. Chr.) zur Genüge.[1]

War denn nicht nach Inhalt des oft angezogenen Patriarchalberichts der Peloponnes bis zur Wunderschlacht vor Patras friedlichem Verkehr mit romanischen Leuten verschlossen? Wie aber der Strateg mit seiner ungeschwächten Hülfsmacht den Sieg der Bürger von Patras im Allgemeinen benützt habe und wie tief er in das Innere der Slavenkantone vorgedrungen sey, wird wieder nicht gemeldet. Nur so viel ist klar, die ganze Westseite von Morea, d. i. die Ebene von Elis, das Gebiet von Messenien mit Theilen von Arkadien und Achaja, so weit die Erzdiöcese Patras reicht und wo es heute noch von slavischen Ortsnamen wimmelt, ist unter dem „Zins-

[1] Geschichte der Halbinsel Morea. Bd. I, S. 218 ff. Die Stadt wollte sich schon ergeben und die Unterhandlungen über die Bedingnisse waren bereits angeknüpft.

ſlaven-Diſtrikte" des heiligen Andreas zu verſtehen. Oder heißt es denn im byzantiniſchen Epitomator nicht ausdrücklich, daß zu ſeiner Zeit (1000 n. Chr.) in den Gegenden des untern Alpheiosſtromes „im Lande der ehemaligen Piſaten, Kaukonen und Pylier ſogar der griechiſche Name nicht mehr beſtehe und Alles von „Scythen" bewohnt ſey?" [1]

Dieſe Scythen ſind es, die vor Patras durch St. Andreas Intervention überwunden und Knechte ſeiner Metropole wurden. Nicephorus I. vor ſeiner Erhebung bekanntlich Oberſtfinanzbeamter des Reiches und in der Kunſt den Unterthanen das Geld aus der Taſche zu prakticiren, anerkannter und noch heute unübertroffener Meiſter, wußte die Niederlage der peloponneſiſchen Slavinen zum Vortheil des Fiskus trefflich auszubeuten. Von den Reichthümern des eroberten Lagers durften die Bürger nichts behalten, Alles ward zum Vortheil des heil. Andreas eingezogen, weil der Apoſtel, und nicht die Patrenſer den Sieg erfochten habe. Dann mußten die Beſiegten, außer dem jährlichen Geldzins an die Metropolitankirche, auch noch für die Strategen, Großbeamten und Geſandten der Völkerſchaften, denen als Sicherheitsgeißeln Patras zum Wohnort angewieſen war, Unterhalt und Beköſtigung herbeiſchaffen. Zu

[1] *Νῦν δὲ οὐδὲ ὄνομά ἐστι Πισατῶν καὶ Καυκόνων καὶ Πυλίων· ἅπαντα γὰρ ταῦτα Σκύθαι νέμονται.* Geograph. vet. Scriptt. Graeci minor, Vol. II, pag. 98.

diesem Behufe hatten die Slavinen eigene Proviantmeister, Köche und Konfektmeister bestellt und den ganzen Bedarf, ohne alles Dazwischentreten der Metropolis, nach eigenem Gutdünken und Vermögen als Gemeindelast unter sich umgelegt.[1]

Um Mißbräuchen, willkürlichen Beschwerungen und geistlichen Erpressungen den Weg zu verlegen, stellte Leo der Philosoph eine Urkunde aus, in welcher bis auf die kleinste Einzelheit Jegliches verzeichnet war, was die patrassischen Zinsslavinen dem Metropoliten zu entrichten hatten. Könnte man den Staatsmalcontenten unserer Zeit diese Urkunde des Philosophen im Purpur vorlegen, würden sie billig über die Einfälle und Wendungen der byzantinischen Finanzleute erstaunen. Besonders hat es Nicephorus in diesem Punkte zu einer Virtuosität gebracht, deren sich gegenwärtig höchstens Mohammed-Ali rühmen kann. Den Grundsatz, daß eigentlich die ganze Summe des öffentlichen und des Privaterwerbes mit aller Arbeitskraft des Volkes von Rechtswegen dem Fiskus

[1] *Ἐκ τοτε δὲ οἱ ἀφορισθέντες Σκλαβηνοὶ ἐν τῇ μητροπόλει καὶ τοὺς στρατηγοὺς καὶ τοὺς βασιλικοὺς καὶ πάντας τοὺς ἐξ ἐθνῶν ἀποστελλομένους πρέσβεις ὡς ὁμήρους διατρέφουσιν, ἔχοντες ἰδίους καὶ τραπεζοποιοὺς καὶ μαγείρους καὶ πάντας τοὺς παρασκευάζοντας τὰ τῆς τραπέζης βρώματα, τῆς μητροπόλεως εἰς ταῦτα μηδὲν καινοτομουμένης, ἀλλ' αὐτὰ οἱ Σκλαβηνοὶ ἀπὸ διανομῆς καὶ συνδοσίας τῆς ὁμάδος αὐτῶν ἐπισυνάγουσι τὰς τοιαύτας χρείας.* Constant. Porphyrog. de Administ. Imp. cap. 49 fine.

verfallen sey, hat eigentlich dieser dogmatisch eifrige Christenimperator aufgestellt und in allen Consequenzen praktisch durchgeführt.

Ungefähr 20 Jahre lang ertrugen die Slaven das kaiserliche Joch mit Geduld. Aber unter Theophilus I. brach ein allgemeiner Aufstand aus, die Slavinen des Peloponneses erklärten und behaupteten sich unabhängig, plünderten, sengten, raubten, schleppten Gefangene weg und stahlen, wie der Bericht sagt, unbehindert, bis Theophils Nachfolger, Michael der Trunkenbold, den Protospatharius Theoktistos mit einem großen, in Thracien, Macedonien und den übrigen abendländischen Statthalterschaften rekrutirten Heere sandte und „sämmtliche Slaven und Rebellen des Peloponneses" bändigte. Nur die „Ezeriten und Milengi" in der Gegend von Lacedämon und Helos, d. i. im Eurotasthal und zu beiden Seiten des Mainagebirges, blieben noch unangefochten. Denn dort, fügt Porphyrogenitus hinzu, ist ein großer, sehr hoher und schwer zugänglicher Berg, mit Namen Pentadaktylos (Taygetus), der wie eine Kehle weit in das Meer hinausläuft und auf dessen Steilwänden sich einerseits die Milengi, andrerseits aber die Ezeriten niedergelassen hatten.[1] Theoktistos

[1] Ἐξερο, Ἰεξερο, Ὀξερο ist die slavische Uebersetzung des hellenischen Ἕλος, der Sumpf, das Tiefland, das stehende Wasser und bezeichnet hier die bekannte fruchtbare Strandebene und wasserreiche Niederung am Untereurotas, beson-

hätte dieſe Slavenſtämme des rauhen Spartanergebirges zwar auch unterjochen können, ſey aber —

ders gegen die Mündung hin, welche die Griechen ἕλος nannten. Der Volksname Milingi, wie der Berichtgeber die Bergſlaven auf dem meſſeniſchen Abhang des Taygetus nennt, läßt ſich nicht mehr erklären. Selbſt Herr Dr. Schafarik, der in ſolchen Dingen natürlich das erſte Wort in Europa hat, vermag es eben ſo wenig als wir, verdeutſcht aber das byzantiniſche Μιλιγγοί in Milenzer, Milinzer, Milzer oder Miltſchaner wie er die Ἐζερῖται durchweg mit *Jeserzer* gibt. Uebrigens nimmt dieſer berühmte Slaviſt keinen Anſtand Rußland als Heimat und Wiege der peloponneſiſchen Milenzer anzuerkennen, wie er denn geradezu eingeſteht (II, 233—234), „daß die Völker- und Ortsnamen Griechenlands unbezweifelt aus den nordöſtlichen Ländern des alten Slaventhums am Ilmenſee (Nowgorod), am Dnieper, an der Düna und Oka ihren Urſprung haben und mit der neuen Bevölkerung bis in die ſüdlichſten Gegenden der illyriſchen Halbinſel vorgedrungen ſeyen. Ja die Bewohner Griechenlands, während des Mittelalters müſſen der Mehrzahl nach Slaven geweſen ſeyn, weil Menſchen, Städte, Dörfer, Berge und Flüſſe überall ſlaviſche Namen hatten und noch haben." Der Herr Doktor lacht daher über den blinden Eifer der deutſchen Helleniſten, die aus „Einſeitigkeit und Unwiſſenheit" ein unbeſtreitbares hiſtoriſches Faktum noch immer anfechten und als ein Nichtſeyendes läugnen wollen. Es ſey geradezu ſo viel als wollte Jemand das alte Slaventhum des nordöſtlichen Deutſchlands (Meklenburg, Pomern, Brandenburg, Sachſen ꝛc.) in Abrede ſtellen. Deswegen aber glaube man ja nicht, Herr Schafarik ſey dem Urheber und Verfechter dieſer bisher (wenigſtens in Deutſchland) ungekannten Thatſache in Lob und Ehren beſonders gewogen. Mit nichten! Ja er nennt ihn nicht einmal als Nebenperſon unter den Verfechtern der Theſis und wendet die

was einem byzantinischen Strategen des Mittelalters ganz gleich sieht — von diesem Unterwerfungsversuch freiwillig abgestanden und habe sich begnügt, den Milengen 60, den Ezeriten aber 300 Goldmünzen jährlich als Tribut aufzulegen.[1]

Für ehrsame deutsche Präceptorenpolitik ist das 50ste Kapitel de Administratione Imperii ein großes

Ehre dieses slavisch-byzantinische Geschrei in Deutschland angefangen zu haben, den Herren Heilmair und Zinkeisen zu, wogegen freilich unsererseits nichts einzuwenden ist. Doch bemerkt er am Ende, daß unter andern auch Fallmerayer ein kleines Verzeichniß slavischer Ortsnamen der Maina zusammengetragen habe, ein Lob und eine Anerkennung die wir von Seite eines so scharfen Kritikers natürlich nur mit Beschämung und demüthiger Dankbarkeit anzunehmen wagen. Herr Schafarik, der sonst nicht viel auf Bündigkeit und Kürze hält so lange es irgend etwas über seine Landsleute zu reden gibt, wird auf einmal kurz und trocken, wie er die Geschichte der bis nach Griechenland und Morea vorgedrungenen Slaven behandeln soll. Man sieht es ihm an, er geht nur mit Widerwillen ans Werk und nimmt es beinahe übel, daß ihm deutsche Ignoranten, (so nennt er uns gewöhnlich) in Behandlung dieser gewichtvollen Materie vorgekommen sind und sogar die Sache bei aller Unwissenheit doch von der rechten Seite angegriffen haben. Aus Zorn über diese Frechheit gibt Hr. Schafarik statt gewohnter Amplification und Beredsamkeit ein mageres, langweiliges Register aus Stritter ohne viel eigene Forschung, ohne Leben und Zusammenhang.

[1] *Ἰστέον ὅτι τοῦ θέματος Πελοποννήσου Σκλάβοι ἐν ταῖς ἡμέραις τοῦ βασιλέως Θεοφίλου καὶ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Μιχαὴλ ἀποστατήσαντες γεγόνασιν ἰδιόρρυθμοι, λεηλασίας καὶ ἀνδραποδισμοὺς καὶ πραίδας καὶ ἐμπρησμοὺς καὶ κλοπὰς ἐργαζόμενοι*

Unglück und eine widerwärtige Erscheinung. Oder sehen Sie denn nicht, wie hier das Eurotasthal und der spartanische Taygetos — gerade der Stolz und die Hoffnung occidentalischer Hellenomanie — als Hauptsitze der resolutesten und hartnäckigsten Slavenstämme figuriren? Zugleich werden Sie aber auch begreifen, wie gerade in der Nachbarschaft des zerstörten Sparta und auf beiden Berghalden und in den innersten Schluchten des Pentadaktylos bis tief in die Maïna und zum Cap Matapan hinab, heute noch Alles mit rein slavischen Ortsnamen übersäet ist und die Familien sogar jetzt noch slavische Geschlechtsnamen führen. Wer für eigene Belehrung die Mühe scheuet den maïnatischen Gebirgszug auf der französischen Carte de la Morée in acht Blättern Namen für Namen durchzusehen, mag das Verzeichniß von 153 unbezweifelt slavischen Benennungen zu beiden Seiten des Eurotas und des Taygetus, S. 73 ff. der akademischen Abhandlung „Ueber den Einfluß der Besetzung Griechenlands durch die Slaven ꝛc." (München bei Cotta 1835) nachsehen. Wenn aber Jemand nicht einmal merkt oder nicht glauben will, daß z. B. die spartanischen Ortsnamen Kosova, Levitzova, Polovitza, Varsava, Sitzova, Goritza, Krypitza, Mistra, Sagan und Trikotzova slavisch und nicht hellenisch seyen, soll sich um diese Dinge lieber gar nicht kümmern und das Urtheil Andern überlassen.

Ueber die slavischen Familiennamen der heutigen Mainaten wird man weiter unten merkwürdige Belege bringen. Der Gegenstand verdient um so größere Aufmerksamkeit, da man nachweisen kann, daß selbst sechs Jahrhunderte nach den oben beschriebenen kriegerischen Auftritten, d. i. um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, die mainatischen Bergbewohner noch slavisch redeten und folglich sarmatische[1] Muttersprache und primitiver Trotz der peloponnesischen Slaven sich am längsten im Spartanerlande erhalten habe. Von der stöckischen Verschrobenheit europäischer Literaten in Würdigung und Auffassung griechischer Zustände des Mittelalters hat man keinen schlagendern Beweis als daß sie selbst die umständliche, unabweisbare und mit den Ereignissen gleichzeitige Erzählung des Porphyrogenitus über vollständige Slavinisirung des Taygetus und Eurotasthales weder zu würdigen noch für Berichtigung ihrer mangelhaften Vorstellungen zu benützen verstehen.

Der kaiserliche Berichtgeber saß schon mit seinem Mitkaiser und Schwiegervater Romanus als Puppe auf dem Thron und compilirte Bücher, als die mildbesteuerten Ezero- und Milengi-Slaven von Sparta neuerdings Tribut und Gehorsam verweigerten und ein selbstständiges, unabhängiges Gemeinwesen auf

[1] Mit Verlaub des Hrn. Dr. Schafarik lassen wir es mit dem Wort „sarmatisch" beim Alten.

Morea bildeten.[1] Konstantin schildert als Augenzeuge den Zorn seines Schwiegervaters, der ein großes Heer unter Krinites in den Peloponnes schickte und dem Anführer ausdrücklich befahl, mit diesen „Slaven" einmal zu endigen und sie auszurotten. Sie wehrten sich aber herzhaft, und der Kampf dauerte vom Monat März bis November. Erst nachdem Krinites die Ernten verbrannt und das ganze Thalland am Fuß des Taygetus verwüstet hatte, verstanden sich die freiheitliebenden Slaven zur Unterwerfung. Zur Strafe ihrer Rebellion sollten die Milengi in Zukunft statt 60 Goldstücke 600, die Ezeriten aber statt der vorigen 300 ebenfalls 600 jährlich als Tribut erlegen. Es dauerte aber nicht lange und ein Zusammenfluß günstiger Umstände verschaffte ihnen bald wieder die vorigen Bedingnisse und die alte Stammunabhängigkeit aus der Theoktistoszeit. Der Einbruch einer neuen aus den slavischen Kolonien Joniens wieder nach Europa und in den Peloponnes herüberdringenden Horde und in Folge dessen verdächtige und rebellische Machinationen unter den peloponnesischen, seit kurzem erst

[1] *Ἰωάννης ὁ Πρωτεύων ἐν τῷ αὐτῷ θέματι Πελοποννήσου ἀνήγαγε πρὸς τὸν αὐτὸν κῦρι Ῥωμανὸν περί τε τῶν Μιλιγγῶν καὶ τῶν Ἐζεριτῶν ὅτι ἀποστατήσαντες οὐ πείθονται οὔτε τῷ στρατηγῷ οὔτε βασιλικῇ κελεύσει ὑπείκουσιν, ὀλλ' εἰσὶν ὥσπερ αὐτόνομοι καὶ αὐτοδέσποτοι καὶ οὔτε παρὰ τοῦ στρατηγοῦ δέχονται ἄρχοντα οὔτε συνταξιδεύειν αὐτῷ ὑπείκουσιν οὔτε ἄλλην τοῦ δημοσίου δουλείαν ἐκτελεῖν πείθονται.* Constant. loco cit. cap. 50.

bekehrten und gräcisirten Archonten selbst drohten mit völligem Verluste der Provinz. Als Preis der Ruhe baten die Milengi- und Ezero-Slaven bei dieser Gelegenheit um Enthebung der im letzten Vertrage auferlegten Lasten, und Romanus mußte aus Furcht, die besagten Slaven möchten mit den frischeingedrungenen „Slavesianen" gemeinschaftliche Sache machen und die ganze Provinz an sich reißen, die Bitte bewilligen und sogar ein feierliches Instrument, eine sogenannte Goldbulle ausstellen, worin die Milengi wieder mit 60, die Ezero-Slaven aber mit 300 Goldstücken betheiligt waren.[1]

Vollendete Slavinisirung des lakonischen Gebietes — mit Ausnahme des Castrums Maina — ist eine der bewährtesten, documentirtesten und folglich unanfechtbarsten Thatsachen der Byzantinerperiode. Als Zeitgenosse, als theoretisch Mithandelnder und — was nicht zu vergessen — als Slave an Sinn und Blut wußte der Porphyrogenet in der Sache am besten zu

[1] *Καὶ εὐθέως γενομένης καὶ τῆς τῶν Σκλαβησιανῶν ἐπιθέσεως κατὰ τοῦ αὐτοῦ θέματος ἀπέστειλαν οἱ αὐτοὶ Σκλάβοι οἵ τε Μιλιγγοὶ καὶ οἱ Ἐζερῖται, πρὸς τὸν κῦριν Ῥωμανὸν τὸν βασιλέα, ἐξαιτούμενοι καὶ παρακαλοῦντες τοῦ συμπαθῆσαι αὐτοῖς τὰς προσθήκας τῶν πάκτων καὶ τελεῖν αὐτοὺς καθὼς καὶ πρώτερον ἐτέλουν. ἐπεὶ δέ, καθὼς προείρηται, εἰσῆλθον οἱ Σκλαβησιανοὶ ἐν τῷ θέματι Πελοποννήσου, δεδιὼς ὁ βασιλεὺς ἵνα μὴ καὶ αὐτοὶ προστεθέντες τοῖς Σκλάβοις παντελῆ ἐξολόθρευσιν τοῦ αὐτοῦ θέματος ἐργάσωνται, ἐποίησεν αὐτοῖς Χρυσοβούλλιον* etc. Constant. l. cit. cap. 50.

urtheilen. Er iſt aber auch gegen ſeine Gewohnheit gerade in dieſem Faktum beſonders kritiſch und ſogar geographiſch genau. „Die Einwohner des Caſtrums Maina, ſagt er, ſind nicht vom Geſchlechte der beſagten Slaven, ſondern der ältern „Römer", die von den eingebornen Peloponneſiern jetzt noch „Hellenen" genannt werden. Der Ort, in dem ſie wohnen, iſt waſſerlos und unwegſam, trägt aber Oelbäume zu ihrem Unterhalt. Das Caſtrum aber liegt auf einem Steilvorſprung des Malévri, d. i. jenſeits Ezero am Strande."[1] Die Zahl dieſer mitten unter den Taygetus-Slaven wohnenden Maina-Hellenen gibt der Porphyrogenet nicht an. Er ſagt nur, daß ſie

[1] *Οἱ τοῦ κάστρου Μαΐνης οἰκήτορες οὐκ εἰσὶν ἀπὸ τῆς γενεᾶς τῶν προῤῥηθέντων Σκλάβων, ἀλλ' ἐκ τῶν παλαιοτέρων Ῥωμαίων, οἱ καὶ μέχρι τοῦ νῦν παρὰ τῶν ἐντοπίων Ἕλληνες προσαγορεύονται .... ὁ δὲ τόπος ἐν ᾧ οἰκοῦσίν ἐστιν ἄνυδρος καὶ ἀπρόσοδος, ἐλαιοφόρος δέ· ὄθεν καὶ τὴν παραμυθίαν ἔχουσι. διάκειται δὲ ὁ τοιοῦτος τόπος εἰς ἄκραν τοῦ Μαλέα,* ἤγουν ἐκεῖθεν τοῦ Ἐζεροῦ πρὸς παραθαλασσίαν. Constant. l. cit. cap. 50, pag. 224, edit. Bonn.

* Statt „*τοῦ Μαλέα*" der im Occident circulirenden Ausgaben iſt ohne Zweifel „*τοῦ Μαλεύρη*" als urſprüngliche Lesart des kaiſerlichen Manuſcripts herzuſtellen. *Τὸ Μαλεύρη* heißt der Theil des Gebirges, an deſſen äußerſtem Rande (*ἄκρα*) das Caſtrum Maina ſtand. *τὸ Μαλέα* iſt gegen den griechiſchen Sprachgebrauch, der nur *ἡ Μάλεια* oder *ἡ Μαλέα* und nach Euſtathius auch vielfach *τὰ Μάλεια* kennt. Vide Hom. Odyss. IX. 80: *περιγνάμπτοντα Μάλειαν.* Strab. Geogr. lib. VIII, *μετὰ δὲ Μαλέας.* Eustathius: *λέγεται δὲ καὶ Μάλεια ἑνικῶς καὶ Μάλεια πληθυντικῶς.*

wegen ihrer Unterthanentreue von Alters her nur 400 Goldstücke Schatzung bezahlten und mit den übrigen Slaven unter Basilius Macedo, seinem Ahnherrn, sich zu Christo bekehrten.

„Maïna" scheint dessenungeachtet nicht hellenischer Etymologie anzugehören. [1] Das Castrum selbst ist jetzo Ruine, aber man versicherte in Athen, von Leuten der untersten Volksklasse jenes Bergdistriktes „κόμισον ὕδωρ" statt des gewöhnlichen „φέρε νερό" gehört zu haben. Ueberdies soll sich sogar der altgriechische Infinitiv gegen die slavische Form des neugriechischen daselbst behauptet haben. Man hat keinen Grund die Angaben des kaiserlichen Statistikers, wie man es hie und da in Griechenland versucht, zu bekritteln oder zu verdächtigen. Im Kanton Maïna haben sich mitten unter Slaven Ueberbleibsel althellenischer Bevölkerung erhalten. Eben so vergeblich wäre es, mit Hingabe der übrigen Theile doch die Ostseite der peloponnesischen Halbinsel, das vielbesprochene Tzakonien zwischen Argos und Monembasia, für eine Ausnahme des allgemeinen Ruines zu erklären. Der Angelsachse, St. Willibald, Heidenbekehrer und Bischof von Eichstädt, kam auf seiner Pilgerreise zum heil. Grabe i. J. 723 nach Monembasia, das er

[1] Nach Schafarik (II, 229) wäre das zuerst beim Bulgaren Johann Erarch (900) erwähnte Manjak ein slavisches Patronymicum und die Manjazer (Μαϊνάται) selbst ein Gemisch aus Gräken und Slaven.

unbefangen und ohne die Deutſchen kränken zu wollen, eine Stadt im „ſlaviniſchen Lande" nennt.[1] Iſt das nicht ein Beweis, daß der Peloponnes ſchon vor der großen Slavenfluth des Copronymus (747 n. Chr.) ſogar in der gemeinen Umgangsſprache als terra slavinica, als Slavinenland gegolten habe und folglich die aus Evagrius dem Scholaſtiker und Nikolaus dem Patriarchen geſchöpfte Slavenchronologie auf geſchichtlichen Thatſachen beruhe? Zu Karl Martells Zeiten kümmerten ſich die Deutſchen wenig um die alten Hellenen. Radbot und Witekind hatten andere Sorgen. Offenbar iſt St. Willibalds Argument eines der läſtigſten und gefährlichſten für die Schirmvögte perennirenden Hellenenthums, wie es für die Sache ſelbſt als eines der bedeutungsvollſten und vielſagendſten erſcheint.

Berechne man ſelbſt, was vorausgegangen ſeyn müſſe, bis man das altlakoniſche Monobaſia eine „Stadt in Slavinien" nennen durfte. Und wenn vollends noch unter Konſtantin Porphyrogenitus mehr als 200 Jahre nach St. Willibalds Beſuch in Slaviſch-Monobaſia eine friſche Horde „Slaveſianen" eindringt und ſich im Peloponnes niederläßt, mag

[1] *Et inde* (e Sicilia) *navigantes venerunt ultra mare Adriaticum ad urbem Manaſiam in Slavinica terra.* Itinerarium S. Willibaldi, Anglo-Saxonis, deinde Eichstadiensis Episcopi, Cap. 2, 15 (Acta Sanctorum ad VIII, Jul. pag. 504).

man billig fragen, welche Gestalt die Dinge in Hellas selbst, d. i. in den unmittelbaren Vorlanden des Peloponneses hatten? Liegt in diesen Ereignissen nicht der schönste Kommentar zum byzantinischen Epitomator von Strabo's Geographie: *Καὶ νῦν δὲ πᾶσαν Ἤπειρον καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον καὶ Μακεδονίαν Σκύθαι Σκλάβοι νέμονται*?[1]

In Athen, wo man bei aller Leidenschaftlichkeit doch noch billiger und verständiger urtheilt als bei uns, wollten sie in Anbetracht der allmählig sich herausstellenden Unmöglichkeit historisch beglaubigte Thatsachen unbedingt wegzuläugnen, in so weit nachgeben, daß sie wohl eine zeitweise Oberherrschaft slavischer Häuptlinge über Altgriechenland, d. i. eine Slavinisirung der Stadtleute und, um nach unsern Begriffen zu reden, des sogenannten Adels und der herrschenden Kaste etwa wie unter den Osmanli zugestehen, die ackerbautreibende Masse aber, die Dorf- und Landbewohner, d. i. den Kern der Nation, in strenger Geschiedenheit von den barbarischen Eindringlingen dem reinhellenischen Blute vorbehalten.[2] Die Sache ist aber gerade umgekehrt.

[1] Geograph. vet. Scriptt. Graeci Minores. Oxon. 1763. Vol. II, pag. 98.

[2] Das Argument beruht zum Theil auf (hoffentlich irriger) Voraussetzung meiner Unkunde im Griechischen, zum Theil auf einer spitzfindigen Erklärung des Wortes „νέμονται." *Νέμονται*, sagen sie, heiße nicht, „werden bewohnt, angebaut," sondern bezeichne nur die Oberlehns-

Nur in großen Städten und festen Plätzen, deren sich die Barbaren nicht bemächtigen konnten, haben sich Reste der byzantinischen Griechen, jenes unkriegerischen, verschmitzten und trügerischen Krämervolkes erhalten, welches man im Occident so zärtlich liebt und „Hellenen" nennt. Von Belgrad an der Donau südwärts durch die ganze Breite des illyrischen Länderkeiles bis nach Tschimow und Polowitz in der Maïna ist die ganze, Dörfer, „Flecken" und offene Städtchen bewohnende Bauernmasse in den Hauptbestandtheilen slavischen Ursprungs.

Die Slaven liebten zu allen Zeiten und lieben jetzo noch den Pflug, den Viehstall, den Bienenkorb, den Jahrmarkt, das Saitenspiel, das Hochzeitmahl, die Familie, das Landleben, die Gastfreundschaft und die Freiheit — geduldige, zähe, gewerbliche Leute, wie man sie gerne als Unterthanen hat. Die Idee des Panslavismus — das Schreckbild unserer Tage — war damals noch nicht in das Bewußtseyn der von einander unabhängigen Slavenstämme gedrungen.[1] Das Geheimniß byzantinischer Ohnmacht ward zuerst durch Attila's Heerzüge verrathen und die Sehnsucht

herrschaft der Fremden mit der Befugniß Steuern zu erheben und die Bastonnade zu ertheilen. — In diesem Punkte appellire ich ohne Scheu an das Tribunal der deutschen Philologen.

[1] *Σκλαβηνοί τε καὶ Ἄνται οὐκ ἄρχονται πρὸς ἀνδρὸς ἑνὸς, ἀλλ' ἐν δημοκρατίᾳ ἐκ παλαιοῦ βιοτεύουσιν.* Procop. de bello Gothic. lib. III, cap. 14.

nach dem schönen Himmel Romaniens allmählig Nationalinstinkt aller in den traurigen Nadelholzwäldern und Sumpfebenen zu beiden Seiten der Weichsel und der Karpathen siedelnden Slavinen. Der Drang nach einmal durchbrochenen Schranken war nicht mehr zu stillen, bis der illyrische Continent in Blut und Leben slavinisch verwandelt war. Romanische Lüfte haben rasche Wirkung auf nordische Körper. Frühlingslau haucht es in den laubigen Hämusthälern, am Bosporus, im lorbeergrünen Tempe, am Eurotas, und gesteigerte Physis ist die erste Empfindung auf dem neuen Boden. Daher das schnelle Wachsthum, der hohe Bau, die animalische Fülle der eingewanderten Slavenbevölkerung gleich in den ersten Generationen.

Schon Eunapius hat an den Westgothen bemerkt, daß nach ihrem Donau-Uebergang in glücklicher Mischung der Atmosphäre Knaben und Mädchen des Volkes wunderbar in die Höhe schossen und zu schneller Mehrung der Masse lange vor dem gewöhnlichen Termin die Pubertät erreichten.[1] In der Eigenschaft selbstständiger Volksgemeinden und nur während des avarischen Uebergewichts als Unterthanen des Groß-Chans, allzeit aber als Ackerbauer haben sie mit

[1] *Παῖδες δὲ αὐτῶν, καὶ τὸ οἰκετικὸν, πρός τε τὴν εὐκρασίαν τῶν ἀέρων ἀνέδραμον. καὶ παρὰ τὴν ἡλικίαν ἤβησαν, καὶ πολὺ τὸ ἐπιφυόμενον ἦν πολέμιον γένος.* Excerpta de Legat. pag. 14 Edit. Venet. (p. 20 Edit. Paris.).

ihren Knäsen und Schupanen (Stammhäuptlingen) an der Spitze den peloponnesischen Boden in Besitz genommen und mit dem Staatsleben ihrer nordischen Heimath auch die Dörfer-, Berg- und Flußnamen auf das neue Vaterland übertragen.[1] Aber diese

[1] Auf diesen, d. i. den topographischen Theil des Argumentes wird mit Recht das größte Gewicht gelegt, weil er den beredtesten und zugleich den unwiderlegbarsten Beweis für die Wahrheit der ganzen Thesis liefert. Deßwegen hat er auch bei den Gegnern den meisten Zorn und den heftigsten Widerspruch erfahren. Einige Ortsnamen slavischen Ursprunges — das geben sie zu — finde man heute im Peloponnes; aber ihre Zahl sey zu unbedeutend um irgend einem Distrikt, geschweige denn irgend einer Provinz der Halbinsel einen slavischen Typus aufzudrücken. Aber in der Wirklichkeit findet gerade das Entgegengesetzte statt. Selbst heute, nachdem mehr als 1000 Jahre seit der Patrasschlacht und dem Wiedereinzuge griechischer Heere und Colonisten in den Peloponnes verflossen sind, hat sich trotz aller Revolutionen besonders im Stromgebiet des Alpheus, Pamisus und Eurotas, d. i. in den alten Provinzen Arkadien, Elis, Messenien und Lakonien eine die griechische zehnfach überbietende Menge slavischer Namen erhalten. Herz und Kern des Peloponneses sind topographisch noch heute völlig slavisch. Setzte ich auch die Namen der Reihe nach her, man läse sie doch nicht oder wüßte sich das Etymon nicht zu deuten. Wem es ernstlich um Erkenntniß der Wahrheit zu thun ist, der wird die Mühe nicht scheuen, von den acht Blättern der großen Moreakarte — denn alle übrigen Karten des Peloponneses sind für nichts zu achten — wenigstens die obenbenannten Kantone und Schupanien des Alpheusstromes zu prüfen und mit der Beschreibung des Pausanias zu vergleichen. Europa würde mit Recht erstaunen, könnte man ihm eine Topographie Moreas (jener terra Slavinica des

Ansiedelung geschah — wenigstens im ersten Jahrhundert der Einbrüche — nicht jederzeit auf höflichen Wegen und so zu sagen auf Einladung und mit Verlaub der Regierung von Byzanz. Die Slaven waren derb und nahmen mit Gewalt.[1] Gewöhnlich erschlugen sie die vorigen Besitzer, zündeten die Städte an und machten Alles neu.[2] Nur Akrokorinth, den

Sachsen Willibald) vom Jahre 800 nach Christi vorlegen. Sollten z. B. die deutschen Colonisten an der Wolga, in der Krim, in Kleinrußland in Folge von Zeit und Umständen ihre Muttersprache mit der ihres neuen Vaterlandes vertauschen, so würden Dorfnamen wie Schafhausen, Zürich, Solothurn, Heilbrunn und Friedrichsthal das verlorne Geheimniß ihres Ursprungs verrathen. Derselbe Fall ist in Griechenland.

[1] Sie hatten aber auch das Gefühl ihrer Macht. Als der Avaren-Chan Gehorsam und Tribut begehrte, fragten Lavrites und die übrigen Häuptlinge: Welcher Mensch unter der Sonne es denn wagen könne, ihre Macht zu brechen und sich unterthan zu machen? Denn so lange es Kriege und Schwerter gebe, sey es bei den Slaven Sitte, fremdes Land einzunehmen, nicht aber ihr eigenes unterjocht zu sehen.*

[2] Wir wollen occidentalisches Zartgefühl durch wiederholte Schilderung slavischer Kriegsfurie in Romanien nicht

* *Λαυρίτης δὲ καὶ οἵγε ξὺν αὐτῷ (Σκλαβηνῶν) ἡγούμενοι, καὶ τίς ἄρα, ἔφασαν, οὕτως πέφυκεν ἀνθρώπων, καὶ ταῖς τοῦ ἡλίου θέρεται ἀκτῖσιν, ὅς τὴν καθ' ἡμᾶς ὑπήκοον ποιήσεται δύναμιν; κρατεῖν γὰρ ἡμεῖς τῆς ἀλλοτρίας εἰώθαμεν, καὶ οὐχ ἕτεροι τῆς ἡμεδαπῆς. Καὶ ταῦτα ἡμῖν ἐν βεβαίῳ, μέχρι πόλεμοί τε ὦσι καὶ ξίφη.* Excerpta de legat. pag. 111, edit. Venet. (pag. 165 edit. Paris).

Sitz des byzantinischen Strategen, und die feste reiche Handelsstadt Patras mit den Schlössern und Dardanellen von Naupaktus sammt der Felsenburg Monembasia zu erobern und durch Aufstellung eines Gesammtslavenkrals [1] aus ihrer Mitte die Halbinsel unter Ein Oberhaupt zu bringen, wie die gleich anfangs mit einer Dynastie eingewanderten Bulgaren, vermochten sie nicht und erlagen daher dem ersten kräftigen Angriff der von energischen Naturen geführten kaiserlichen Heere ohne großen und nachhaltigen Widerstand. [2] Aus diesem Grunde hat der

verletzen, und verweisen lieber auf Procopius, de bello Gothico lib. III, cap. 38. Idem de bello Persico lib. II, cap. 4. — Hist. Arcan. cap. 21. — Und Evagrius, Histor. ecclesiast. lib. VI, cap. 10. — Vergl. Geschichte von Morea, Bd. I, cap. 3. — Akadem. Abhandlung: Welchen Einfluß ꝛc. Seite 54 ff. In neuern Zeiten wurden die Slaven in ihrem Kriegssystem freilich etwas menschlicher, wie z. B. die Russen unter Suworow in Bender, Ismail ꝛc., wo sie nach einem mörderischen Sturm über 30,000 Feinde in der Festung einfach erschlugen, während ihr Landsmann Swätoslaw im 10. Jahrhundert, nach der Einnahme Philippopels, 20,000 Bulgaren und Griechen auf das grausamste pfählen ließ, und die spätern Russenführer, wie Cedrenus sagt, in der Gegend von Konstantinopel Grausamkeiten verübten, die alle Einbildung übersteigen.

[1] Kral, d. i. König.

[2] Die Chronik von Monembasia läßt zwischen 588—805 nach Christi auch die Stadt Patras öde liegen und die Bürgerschaft nach Reggio in Calabrien flüchten. Vermuthlich war es nur die Akropolis, welche die Barbaren niemals bezwingen konnten, und vor welcher sie die entscheidende

Peloponnes staatsrechtlich niemals aufgehört Provinz des byzantinischen Reichs zu seyn. Auch ward slavische Autorität und Herrschaft über die Halbinsel mit der slavischen Benennung „Morea" amtlich niemals anerkannt, wie man das Alles in Bulgarien durch gesetzliche Verträge erzwungen hatte.[1]

In der größten Bedrängniß, als der Avaro-Slavinen-Chan Konstantinopel zu Land bestürmte, das Perserheer auf der asiatischen Seite des Bosporus in Skutari lag und Alles verloren schien, ward die Verbindung des Reichscentrums mit Korinth, Patras, Thessalonika und andern Küstenstädten Romaniens durch Hülfe der Seemacht keinen Augenblick unterbrochen und somit auch in den verzweifeltsten Umständen die äußere Contour und das rohe Gezimmer der Monarchie gerettet. Rom unterlag den Barbaren, aber Konstantinopel nicht. Konstantius Chlorus' Sohn war genialer als Romulus. Der Bosporus, die Dardanellen und der Golf von Korinth haben die Reste der byzantinischen Welt zusammengehalten und die Möglichkeit einer Restauration gesichert.

In den magern Chroniken der Byzantiner findet man aber nur die Angriffe der scythischen Eindring-

Niederlage erlitten: *Καὶ ἡ μὲν τῶν Πατρῶν πόλις κατῳκίσθη ἐν τῇ τῶν Καλαβρῶν χώρᾳ τοῦ Ῥηγίου.*

[1] Den slavischen Ursprung des Namens „Morea" wagen selbst die determinirtesten Gegner nicht mehr streitig zu machen.

linge auf die drei Hauptpunkte Konſtantinopel, Theſſalonika und Patras, aber auch dieſe meiſtens nur im Kirchenſtyl und im Glauben an wundervolles Dazwiſchentreten höherer Gewalten ſchmuck- und talendlos aufgezeichnet. Oder haben ſie uns ſelbſt über das geſetzlich conſtituirte, durch Staatsverträge und Friedensſchlüſſe feierlich anerkannte, barbariſch blühende und mächtige Königreich Bulgarien, mit welchem Byzanz nicht blos um Ruhm, ſondern um Daſeyn und Leben ſtreiten mußte, mehr als zerſtreute Notizen ohne Vollſtändigkeit und innern Verband hinterlaſſen? Die Bulgaren haben zwar zerſtört wie die Türken, ſie haben aber auch gebaut und haben die prachtvolle Reſidenz Ahrida in Macedonien angelegt und in ihrem Sinne ein öffentliches Leben eingerichtet. Was hätten nun Leute von ſo geringen Erkenntnißquellen und noch geringerer Beobachtungsgabe, wie dieſe Mönche und Chroniſten Anatoliens, über die kleinen, iſolirten, unbekannten, barbariſchen Slaven-Schupanien des Peloponneſes, wo man barbariſch redete, Radegaſt anbetete, Korn ſchnitt, Brod buck und ſtarb, der Nachwelt erzählen ſollen? Die Kritiker des Occidents können ſich aber ſo wenig in die Zuſtände und Begriffe jener Zeiten, Menſchen und Länder hineindenken, daß ſie in byzantiniſchen Produkten des ſiebenten Jahrhunderts über die Kataſtrophe Griechenlands dieſelbe Detailkenntniß und akademiſche Vollendung, beſonders aber dieſelbe Gluth

und dieſelbe — Morgenländern unerklärliche und unmögliche Begeiſterung für den klaſſiſchen Boden verlangen, wie man ſie von einem unter Zeitungsartikeln, Journalen, Reiſebeſchreibungen, Memoiren, ſtrategiſchen Correſpondenzen, Berichten eines „Augenzeugen", Topographien, trigonometriſchen Vermeſſungen, Landkarten, Wörterbüchern und ganzen Bibliotheken herumgraſſirenden und ſich vom Enthuſiasmus fütternden abendländiſchen Gelehrten erwarten kann. Für einen Mönch und anatoliſchen Griechen hatten die barbariſchen Auftritte in dem ohnehin kleinen, entvölkerten, vergeſſenen und verachteten Hellas nicht dieſelbe Wichtigkeit wie für uns.

Iſt aber die vollſtändige Verwandlung des alten Peloponneſes in ein ſlaviſches „Morea" für das Jahr Eintauſend chriſtlicher Zeitrechnung nach den ſtrikteſten Regeln der hiſtoriſchen Kritik erwieſen, ſo wird auch die Frage, wie die Sachen auf der Nordſeite des korinthiſchen Golfes beſtellt waren, nicht ſchwer zu beantworten ſeyn. Die Barbariſirung des offenen Landes in ſämmtlichen Provinzen des eigentlichen Hellas, ſelbſt bis in die höchſten und innerſten Schluchten des Parnaſſus und des Helikon hinauf, iſt ſchon als nothwendige Vorbedingung der Begebenheiten im Peloponnes, bis auf geringe und namentlich zu bezeichnende Reſte, keinem Zweifel unterworfen. In Akarnanien ward ſelbſt der Strand von Vonizza bis Meſolongi ſlaviſch, führen daſelbſt alle Seen

heute noch den Slaven-Namen Ezero, und ist kein einziger alter Stadtname geblieben. Auch von Cap Veternitza (Wetterfahne) im Golf vom Korinth quer durch das rauhe Gebirgsland bis nach Sitin (Ζητοῦνι) jenseits der Thermopylen zieht sich eine ununterbrochene Kette slavischer Orte.[1] Von Slavisch-Ezero und der Eurotasmündung bis nach Danzig und Nowgorod bauten zu jener Epoche nur slavisch redende Leute das Land. Unterbrochen war die Linie durch eine Million Magyaren, die sich wie ein Keil dazwischen hineingeschoben hatten, und durch einige feste Städte und ihr Weichbild mit griechisch redenden Bewohnern. Wie sich diese während der langen Drangsal zu erhalten vermochten, ist viel schwerer zu erklären als die Ausbreitung einer dicht gesäeten Slavenbauerschaft über den Boden Griechenlands. Das eigentliche Hellas ist ein räumlich so wenig ausgedehnter und so leicht zu verödender Landstrich, daß nach der unglücklichen Wendung des letzten Aufstandes und nachdem Mesolongi und Athen nach einander gefallen waren, „kein lebender Mensch und kein lebendes Hausthier

[1] Sitin oder Sidin muß die ächt slavische Orthographie des Städtchens Zituni (Lamia) seyn, weil die Türken Isdin schreiben und sprechen. *Sytiny*, *Syta* sind russische Wurzelwörter und Nomina. Es ist das deutsche Ziethen, was in den slavischen Chroniken *Sitna*, *Sithen*, *Scithene*, *Cyten* lautet und mit dem Sitin (Ζητοῦνι) in Thessalien ein und derselbe Namen ist.

daſelbſt zurückgeblieben war."[1] Wenn aber dreijähriges Streifen türkiſcher Milizen ſchon ſolche Verwüſtung erzeugte, ſo mußten die Folgen 300jährigen Drängens durch die Slaven ja noch weit verheerender ſeyn.

Demnach wäre für Leute ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit und freien Urtheiles die Theſis vollſtändig erwieſen, wäre der in Weſen und Erſcheinung ſlaviſche Charakter des Peloponneſes für das Jahr Eintauſend der chriſtlichen Zeitrechnung mit allen ſeinen Folgen und Heiſchеſätzen in Beziehung auf ſein geographiſches Vorland unantaſtbar und als unbeſtreitbare geſchichtliche Thatſache hergeſtellt und als wirklicher Zuwachs der Erkenntnißſumme in das Bewußtſeyn des Abendlandes eingetreten. Auf die Frage, warum ſich die ſlaviſche Sprache nur außerhalb des theſſaliſchen Ringbeckens bei dem Landvolke erhalten habe, innerhalb deſſelben, d. i. ſüdlich vom Olympus und Tempethal aber, mit Ausnahme eines Diſtriktes in Nord-Akarnanien völlig ausgeſtorben ſey, wäre ich nach Anlage und Betreff dieſes Fragmentes gar keine Antwort ſchuldig. Man muß aber in dieſem Punkte wie in vielen andern die Syllogismen der Deutſchen bewundern. „Wir haben noch niemals gehört oder geleſen", ſagen ſie, „daß man im Peloponnes je ſlaviſch geſprochen habe; ergo hat man im Peloponnes allezeit griechiſch geredet." Der Schluß iſt bündig, Sie

[1] Correspondance de Capodistria, edit Bétant. Genève 1839.

ſehen es wohl, und aller vorausgeſchickten Argumente ungeachtet wäre ich verloren, käme mir nicht der atheniſche Grieche Chalcocondylas aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts freundlichſt (1456) zu Hülfe. Beweiſe, die uns in ſeiner eigenen Sache der Gegner liefert, ſind von jeher gewichtvoller als die anderen. Bei Gelegenheit des erſten türkiſchen Heerzuges gegen die Krale der ſlaviſchen Serben und Bulgaren, die der ſchwülſtige Byzantiner archaiſtiſch Myſier und Triballier nennt, bemerkt Chalcocondylas, daß dieſe (ſlaviſchen) „Triballier das älteſte und größte aller Völker der bewohnten Erde ſeyen.“ Ob ſie nun aus Illyrien nach Triballien und Myſien (Serbien und Bulgarien) gekommen oder ob ſie von Jenſeits des Iſters und vom äußerſten Rande Europas, von (Belo) Chrobatien und Pruſſien, welches am nördlichen Ocean liege, und aus Sarmatien, welches jetzt Rußland heiße, und von der wegen Kälte unbewohnbaren Gegend aufgebrochen, über den Iſter geſetzt und bis zum joniſchen Meere gekommen ſeyen, wo ſie alles Land bis gegen Venedig hin ihrer Herrſchaft unterworfen und bevölkert haben: oder ob ſie urſprünglich von den Gegenden am joniſchen Meer als ihrem wahren Stammland ausgegangen und in die nördlichen Länder, nach Sarmatien und Rußland gezogen ſeyen, darüber wolle er nicht ſtreiten, das könne er nicht entſcheiden. So viel aber wiſſe er, daß dieſe (ſlaviſchen) Völker, aller Verſchiedenheit

ihrer Namen ungeachtet, doch in Sitte und Sprache jetzt noch unter einander ganz gleich, ganz eines und daſſelbe ſeyen. Ihre Wohnſitze ſeyen über einen großen Theil Europas zerſtreut, und erſtrecken ſich unter andern auch auf einen Theil des Peloponneſes und ſogar bis auf den Berg Taygetus und auf das (Cap) Tänarum in der Landſchaft Lakonien.[1]

Dieſes Zeugniß eines eingebornen Atheners aus verhältnißmäßig neuer Zeit hat etwas Peremptoriſches für ſich und bildet den beſten Commentar zu den Angaben des Konſtantin Porphyrogenitus.[2] Es hat ja kein Byzantiner über Natur, Macht und Ausdehnung der Slavenrace ſo geſund, ſo nüchtern und gründlich geurtheilt wie dieſer gelehrte Neugriecche

[1] *Τοσόνδε μέντοι ἐπίσταμαι ὡς τοῖς ὀνόμασι ταῦτα δη τὰ γένη διεστηκότα ἀλλήλων, ἤθεσι μὲν οὔκετι, γλώττῃ δὲ καὶ φωνῇ τῇ αὐτῇ χρώμενοι, κατάδηλοί εἰσιν ἔτι καὶ νῦν. Ὡς μέντοι διέσπαρται ἀνὰ τὴν Εὐρώπην πολλαχῇ ᾠκησαν, ἄλλῃ τε δὴ καὶ ἐν τινι τῆς Πελοποννήσου χώρας τε τῆς Λακωνικῆς ἐς τὸ Ταΐγετον ὄρος, καὶ ἐς τὸ Ταίναρον ᾠκημένον.* Chalcocondyl. Hist. Byzant. lib. I, pag. 18. edit. Venet. (p. 17, ed. Paris). Vgl. denſelben Autor pag. 56 edit. Venet. und pag. 71 ed. Paris.

[2] Chalcocondylas Nikolaus, auch ſchlechtweg Laonicus genannt, beſchrieb in einer Art ſynchroniſtiſcher Univerſalgeſchichte Urſprung und Wachsthum der Türkenmacht unter den ſieben erſten Sultanen, das iſt von 1298—1462, lebte aber, nach Voſſius, bis 1490.

von Athen. Das Problem, ob die Taygetiſchen Gebirgsbewohner wirklich in Blut ächte Ueberbleibſel der Spartiaten unſerer Schulweiſen ſeyen, iſt hiemit vollſtändig gelöst. Ohne Zweifel — denn Chalcocondylas ſagt nirgend das Gegentheil — waren die Slaven des Taygetus und des übrigen Peloponneſes im Ausgang des 15. Jahrhunderts, wenigſtens was die männliche Bevölkerung betrifft, zwar alphabetloſe, aber „doppelſprachige" Barbaren, wie es die Albanier von Hydra, Attika und Böotien noch heute ſind. Jedenfalls aber wird es jetzt klar, warum das ſpartaniſche Gebirge in der griechiſch verfaßten Frankenchronik des 13. und 14. Jahrhunderts durchweg mit dem Ausdruck „τὰ Σκλαβικὰ" bezeichnet wird. Auch berichtet Cedrenus ausdrücklich, daß die Bulgaren ſchon 100 Jahre nach ihrem Donauübergang, folglich lange vor ihrer Bekehrung und Verſchmelzung mit der anatoliſchen Kirche, allgemein das Griechiſche verſtanden. Der tägliche Verkehr, die Kriege, die Heirathen und die Verpflanzung ganzer Städte und Ruralgemeinden aus Romanien nach Bulgarenland und von der aſiatiſchen Küſte in das ſlaviſche Romanien und umgekehrt mußten dem Griechiſchen als gemeinſamem Verſtändigungs- und Bindemittel der verſchiedenen eingewanderten Stämme unter einander und mit den alten Bewohnern nach und nach das Uebergewicht verſchaffen. Hätten die Eingewanderten die weltliche Herrſchaft oder wenigſtens ihren heidniſchen

Cultus bewahrt, so wäre der Dialekt, aller Barbarei und Unschriftmäßigkeit zum Trotz, sicherlich doch nicht erloschen. Aber wie eine slavische Dynastie mit Basilius I. den kaiserlichen Thron bestieg, ließen sich seine Stammgenossen auch im entlegensten Winkel des Peloponneses taufen und wurden ein Volk mit den „Römern" von Byzanz. Weil aber die Slaven-Schupanien Griechenlands keine compakte Macht gebildet, keinen Hof und keinen Monarchen hatten, wie die Serben und Bulgaren, gestattete ihnen die anatolische Kirche nicht slavischen Gottesdienst und slavische Kirchenbücher wie den beiden erstgenannten Völkern.

Eine griechischredende Klerisei zog in die neu eroberten und neu bekehrten Provinzen ein; man baute Klöster und Kirchen, legte Städte und feste Plätze an, in denen sich vorzugsweise Griechen niederließen. Ist es ein Wunder, wenn der vernachlässigte und verachtete Slavendialekt unter solchen Umständen zuerst auf der Ebene und zuletzt auch noch im Gebirge gleichsam von selbst erlosch und ausstarb? Uebrigens hat man Gründe zu zweifeln, ob das Slavische im Taygetus auch wirklich ganz erloschen sey und nicht etwa, wie das Albanische anderwärts, im Innern der Familien heute noch geredet werde. Villoison und andere Abendländer sind in die Maina gedrungen, um nach dorischen Sprachformen zu forschen. Wird nicht etwa auch bald einmal den slavischen Ueberbleibseln Jemand diesen Dienst erweisen? Man müßte

aber dieses Geschäft nicht durch Hülfe eines Dolmetsches betreiben, noch sein Heil vorzugsweise bei den Land und Mark abstrolchenden Männern erwarten. Weiber und halberwachsene Kinder sind eine viel reichhaltigere Quelle der Belehrung, wie ich es zur Genüge in Turnovo erfuhr. Das spricht freilich nicht wie Professor Gennadios oder ein Zeitungsredakteur von Athen!

Außer der Nomenklatur der Orte und Naturgebilde wären die Sprachformen des gemeinen Mannes, besonders aber Laut und Orthographie der Familiennamen in allen Volksklassen sorglicher Prüfung zu unterwerfen. Zu Athen hat man in der neuesten Zeit eine Geschichte des Klosters Mega-Spiläon gedruckt und die Subscribentenliste beigesetzt.[1] Da liest man sonderbare Namen: Gerasimus Zalongites, Archidiakon von Mesolongi; Herr Zalongites von Vonitza;[2] Gebrüder Konitza aus dem Eliaskloster im Parnassusdistrikt Topolia. Die HH. Zuzulas, Grumpu, Mprikos (sprich Grubu, Brikos), Turno und Petrovik von Trikkala. HH. Mpelintzak, Mpugumaras, Mpuzunaras und Tzatzos aus Neu-Gythion im Eurotas-

[1] Verfasser ist der ehrwürdige Oekonomos, ein sehr gelehrter, aber auch sehr boshafter und leidenschaftlicher alter Prälat und russischer Pensionär in Athen.

[2] Lengi ist im Slavischen die Wiese, die Aue, folglich Zalongites=Hinterwieser, Ennewieser, wie Zabalkanski so viel als „Enneberger" heißt.

thal.[1] Die HH. Sclabunogambros und Sclabunos Sclabunakos aus Pyrgos in der Maina, Sclabeas, Mprumeas, Patzabeleas, Sbolopeas, Mpogeas und Kabletzeas aus Ntoloi im Spartanischen.[2] Alle diese Herren gehören guten Familien an, die nur griechisch reden, aber insgesammt barbarische und zwar „slavische" Namen tragen. Oder sind Sclabeas, Sclabunos, Sclabunakos und Sclabunogambros etwa nicht slavisch? Eben so sind auch in dem wegen seiner griechischen Sprachelegans gepriesenen Janina die meisten Bürgernamen noch heute slavisch. Man nennt sich Bogâs, Glavâs, Rekâs u. s. w.[3]

Wenn aber schon diese dichtgedrängten Slavismen der neugriechischen Etymologie auf starke Mischung mit sarmatischen Elementen hindeuten, so wäre es ein noch weit schlimmeres Zeichen, wenn sich selbst in der Syntax, d. i. in der innern Struktur und gleichsam im Nerven- und Wirbelsystem der Rede slavisches Gesetz nachweisen ließe. Das Griechische, wie man es jetzt im byzantinischen Reiche spricht, hat bekanntlich keinen Infinitiv. Der Grieche kann nicht sagen: „Ich will trinken"; er sagt, „ich will daß ich trinke", θέλω νὰ πιῶ. Die Unmöglichkeit zu arbeiten, zu kommen ꝛc., drückte man in Alt-Hellas vor der

[1] Mp bezeichnet in barbarischen Wörtern B, Nt=D.
[2] Mpog, d. i. Bog bedeutet im Slavischen „Gott."
[3] Bog Gott, Glava Kopf, Reka Fluß.

Verbrüderung mit dem Scythenblute durch die Phrase: „οὐ δύναμαι ἐργάζεσθαι, οὐ δύναμαι ἐλθεῖν“ aus. Jetzt aber heißt es „δὲν πορῶ νὰ δουλεύσω“, „ich kann nicht daß ich arbeite,“ „δὲν πορούμεν νὰ ἐρχώμεσθα,“ „wir können nicht daß wir kommen.“ Nur in der Maina soll man noch „οὐ δύναμαι ἐλθεῖν“ selbst im Munde ungebildeter Leute hören. Eine Sprache ohne Infinitiv ist aber nicht viel besser als ein menschlicher Körper ohne Hand. Und dieser einzige Umstand beweist noch viel deutlicher als selbst die Sprüche des Porphyrogenitus, daß eine große, allgemeine, Mark und Leben verwandelnde Revolution über das hellenische Volk gekommen sey. Noch hat dieses Sprachphänomen keine genügende Erklärung gefunden. Hobhouse möchte zwar die Schuld beinahe auf die türkische Eroberung werfen. Aber die Türken haben den Infinitiv und gebrauchen ihn selbst mit einer Art Luxus in Schrift wie in gemeiner Rede. Auch die byzantinische Schriftsprache hat das Kleinod bis zum Untergang des Reiches selbst im niedrigsten Style bewahrt.[1]

[1] Konstantin Porphyrogenitus sagt selbst, daß er „κατημαξευμένῳ λόγῳ“ und „διὰ κοινῆς καὶ καθωμιλημένης ἀπαγγελίας“ schreibe, und doch gebraucht er nirgend die neue Form mit Conjunktiv und Bindewort. De Admin. Imp. cap. 1. Dagegen kann man bei einiger Aufmerksamkeit auf den Vulgardialekt die Bemerkung machen, daß die Neugriechen ihren Eigennamen gerne die Vorschlagsylbe is (iz) oder auch nur s (z) schlechtweg voransetzen und auf die

Heute aber betrachtet das griechische Volk sein *νὰ δουλεύσω* gleichsam als Nationalgut und widersetzt sich — wie selbst gelehrte Athener versichern — standhaft der Wiedereinführung des natürlichen alten Modus. Der Instinkt redet aus dem Volke; *νὰ δουλεύσω* ist sein väterliches Erbe, aus dem es sich nicht vertreiben lassen will. Es ist der „slavische" Infinitiv, wie ihn die Einwanderer aus der nördlichen Zone nach Illyrikum verpflanzt und in Hellas eingebürgert haben. Denn *„ne mogu da radim"*, „ich kann nicht, daß ich arbeite", sagen sie ebenfalls im slavisch redenden Macedonien und, wie ich höre, in allen Provinzen des illyrischen oder Süddonau-Slaventhums. Das moderne *νὰ δουλεύσω* wäre also gleichsam eine Nachbildung, eine Uebertragung des südslavischen, oder wenn man will des bulgarischen Infinitivs in das neugriechische Volks- und Kirchenleben — wäre gleichsam der Preis, um welchen das Volk nach seiner Bekehrung den scythischen Accent gewechselt und auf den Altären des neuen Byzantinerglaubens geopfert hat. [1]

Frage: „Wie heißt der Ort?" nicht *τὸ χόφινο*, sondern *στοχόφινο* zur Antwort geben. Nun ist aber diese Vorsetzsylbe s, z oder is eine Eigenthümlichkeit der russischen Sprache, in welcher die bekannte Slavenstadt *Korosten* gewöhnlich *Iskorost* geschrieben wird. Schafarik, II, 124. Eben so ist „Stambol" ein Produkt des russischen Genius.

[1] Jedoch will man die nämliche Form schon im neuen Testament ein Mal gefunden haben.

Meint der scharfblickende Hobhouse, daß sich diese (slavisch-griechische) Sprachsyntax erst nach Uebernahme der Herrschaft durch die Türken auf beiden Küsten des Archipelagus festgesetzt und, von Europa ausgehend, sich zur allgemeinen Norm in Schrift und Rede aufgeschwungen habe, so urtheilt er gewiß nicht unrichtig. Diese Slavinisirung des Volksdialektes hindert aber das Daseyn uralter Sprachreste so wenig, als Türken und andere barbarische Eindringlinge Polygone aus der Epoche Agamemnons ihren Neubauten unterzulegen Bedenken trugen.

Aus diesen Prämissen die Folgen zu ziehen und ihre Wirkung auf die Gegenwart zu berechnen, überlassen wir billig dem Leser selbst. Wo in letzter Instanz nur die That entscheiden muß, sind ja Worte, wenn sie ein gewisses Maß überschreiten, überall nutzlose und verlorne Mühe. So viel steht fest, die unermeßliche Kluft zwischen den alten hellenischen und den neuen byzantinischen Griechen ist eben so wenig länger vor Europa zu verbergen, als es sie auszufüllen möglich ist. Oder könnt ihr unter jenem Himmel Alles neu schaffen, eine neue politische Sonne, ein neues Gravitationsgesetz, neue Altäre, neues Blut, neue Ideen, neue Sympathien? Ueberlegt wohl, ob ihr zu einem solchen Schöpfungsakt auch die Kraft und das Genie besitzet und ob es überhaupt ein Mensch besitzen könne. Ich läugne zwar keineswegs die Omnipotenz der deutschen Demiurgen, frage aber

bescheiden: wo ist die That? Ihr wollt unbequeme Mitgefühle erdrücken, aber eure Medizin bewirkt just das Gegentheil; und wie die Gefährten des Ulysses dem zürnenden Gott durch Unverstand, so arbeitet ihr in thörichtem Calcül dem rächenden Fatum der neuen Zeit in die Hand. Ihr bauet Hütten, in denen ihr nicht wohnen sollt; ihr pflüget und säet, wo Andere ernten werden,

Sic vos non vobis fertis aratra boves.

Wenn ihr es auch beim griechischen Landbauer erwirket, daß er den Karst nicht mehr (slavisch) τζαπή, sondern δίκελλα nenne, so habt ihr noch keine Nationalität geschaffen, kein griechisches Volk auf die politische Schaubühne gestellt. In Europa hat man es gleich anfangs darin übersehen, daß man sich das Mährchen vom Daseyn eines wirklich griechischen Volkes im Sinne des Alterthums aufbinden ließ. Denn „Volk" im eigentlichen Sinne, hat schon Hobhouse gemeint, könne man die Griechen gar nicht nennen, weil sie weniger ein charakteristisch ausgeprägtes, von eigenthümlichem Geiste beseeltes und eine Idee repräsentirendes Weltindividuum, als eine von der herrschenden Staatskirche der Osmanli abweichend-religiöse Sekte darstellen, nicht einmal eine nationale Benennung führen (sie nennen sich ja „Römer") und, außer dem Gefühle innerer Fäulniß und eigenkräftig unheilbarer Ohnmacht, von keinem gemeinsamen

Bewußtſeyn durchdrungen ſind.[1] Die Griechen ſind den Künſten abgeneigt, und attiſche Lebenseleganz iſt ihnen von Natur zuwider. Wer vergleicht wohl ohne Schmerz die Hellenen von heute mit jenen Alt-Attikern, wie ſie Perikles in ſeiner Leichenrede ſchildert, oder wie ſie ſelbſt noch in den „Bildern" und „Epiſteln" bei Philoſtratus im dritten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung erſcheinen? Merken denn die redlichen Germanen noch nicht, daß ſelbſt dieſe Graeculi, während ſie die Hand zum Empfang unſerer Gaben ausſtrecken, liſtig den Mund zu halbunterdrücktem Lächeln verziehen? Wir machen daher allen verſtändigen Männern deutſcher Nation, die ſich um ſolche Dinge kümmern, den ernſtlichen Vorſchlag:

1) Den Glauben an die Möglichkeit das alte Hellas zu reſtauriren, von jetzt an nur Kindern und wohlmeinenden, aber ſich ſelbſt täuſchenden Schulenthuſiaſten als Privatſpielzeug zu überlaſſen.

[1] The Greeks taken collectively cannot in fact be so properly called an individual people, as a religious sect dissenting from the established Church of the Ottoman Empire. Hobhouse, Travels in Turkey. Lett. 34. — Durch ein Dekret der Nationalverſammlung haben zwar die „Oſtrömer" den Namen der alten Hellenen wieder angenommen, gleich den inſurgirenden Neapolitanern, die ſich um dieſelbe Zeit und mit demſelben Rechte in offiziellen Erlaſſen und Dokumenten „Samniter" nannten. — „*Τὸ κράτος τῶν Ῥωμαίων ἐσάπισεν*," ſagte der „Philoſoph" von Turnovo und ſchnitt mit dieſem einzigen Worte allen Reſtaurationsprojekten die Wurzel ab.

2) Auch den Plan das alte Kaiserthum Byzanz aus den verfaulten Trümmern wieder aufzurichten als ein, menschliche Kraft übersteigendes und die politische Intelligenz des Abendlandes vor der Nachwelt höchlich compromittirendes Concept auf die Seite zu legen.

3) Bei jedem Calcül über die unteren Donauländer vom Ariom auszugehen, daß die zwischen Yassy und Cap Matapan sitzenden Christenstämme nur ein durch anatolische Kirchenpolizei zusammengehaltenes Aggregat todter Elemente seyen, die nur ein von Außen hereinwehender Odem beleben kann.

4) Griechenland als Schaubühne anzusehen, auf welcher das germanische Prinzip und der Panslavismus vor ganz Europa ihre gegenseitige Stärke erproben.

5) Sich zu überzeugen, daß die gute germanische Sache im Wettkampfe nur dann siegen könne, wenn man mittelst Einpflanzung revolutionärer Dogmatik und Hegelscher Philosophie das byzantinische Presbyterium auseinandersprengt, die Säfte im panslavischen Nationalkörper ins Stocken bringt und folglich den Zeiger an der Weltuhr zurückbewegt.

6) Sämmtliche Diplomatie des Occidents auch bei redlichstem Willen für unzureichend, ja für unfähig zu halten eine Aufgabe von solchem Belang und von solchem Gewicht vollständig und durchgreifend zu lösen, folglich

7) Unser Heil in der orientalischen Frage nur auf dem Wege der Gewalt, d. i. einer nationalen, die Regierungen selbst wider Willen fortreißenden Bewegung und Kraftäußerung zu erwarten.

8) Umfrage zu halten ob die vierzig Millionen Deutschen noch einer zornmüthigen Aufwallung fähig seyen, oder ob sie sich noch ferner begnügen in unerschütterlicher Geduld den Spott der Ausländer zu ertragen und bei Verweigerung jeglichen Looses am großen Erdengut als gemeiner Dünger und schutzloser, bettelhafter Knecht in fremde Zonen auszuwandern?

XV.

Wie der Fragmentist wegen seiner Ansichten über das griechische Mittelalter in Athen anfangs als öffentlicher Feind behandelt wird, am Ende es aber doch zu leidlichem Verständniß mit einem Theil der hellenischen Literaten bringt und auch seinen Gegnern in Deutschland keine Antwort schuldig bleibt.

Daß bald nach Errichtung des griechischen Königreichs über Natur und Ursprung seiner Bewohner neue, vom traditionellen Schlendrian der Schule wesentlich abweichende Meinungen zum Vorschein kamen, allmählig — nicht ohne herben Kampf — anfangs in Deutschland, später auch in weiterm Kreise Wurzel schlugen und endlich zur historischen Ueberzeugung erstarkt sind, wird als bekannt vorausgesetzt. Ebenso mögen sich Manche noch erinnern, daß an Gründung dieser geläuterten Ideen, dieser bessern Doktrin auch der Fragmentist einigen Antheil hat, ja gewissermaßen zur Vertretung derselben vor dem gelehrten Publikum verpflichtet ist. Der Streit ward anfangs, wir wissen es alle, ohne Theilnahme des griechischen Volkes nur zwischen Europäern in Europa selbst geführt, und wie es in

Meinungsconflikten immer geschieht, verharrte zuletzt von den kämpfenden Parthien — starr und ohne alle Nachgiebigkeit — jede auf ihrem Satz, die eine mit Ruhe und unbesiegbaren Gründen, die andere zu Zeiten mit etwas Harthörigkeit und stöckischem Sinn.

Neuerungen sind meistens verhaßt, lästig aber sind sie jedesmal, und wer nicht Zeit und tägliche Erfahrung als Bundesgenossen zur Seite hat, greife ja nie, im Kleinen wie im Großen, die Sympathien der Mitwelt an. War es Verdienst oder war es Unrecht der Zeit voranzueilen und die Frage um einige Olympiaden zu früh auf die Bühne zu bringen? In Athen glauben sie das letztere, und viele Eiferer sind auch in Deutschland derselben Meinung gewesen. Sicher gehört diese Frage in jene Klasse, die — gleich der kolchischen Weinranke um Kerasunt — einmal dem Boden anvertraut, Kraft und Blüthe aus sich selbst entwickelt. Jeder Tag demolirt eine Zinne der Gegner und bricht eine Schutzwehr der Enthusiasten nieder. Und wenn einmal die trost- und hoffnungslose Leerheit gewisser Dinge nicht länger zu verbergen ist, wird man sich wundern, wie scholastische Blendwerke in Europa so lange bestehen konnten.[1] Wäre der Streit jetzt nicht gleichsam in eine neue und letzte Phase getreten, dürfte man ohne Aergerniß und ohne Langweile des lesenden Publikums die Sache nicht

[1] Dies ward im Mai 1842 geschrieben.

mehr zur Sprache bringen. Aber die Griechen haben nun auch ein Urtheil abgegeben, worüber in der Beilage zur Allg. Zeitung vom 13. April kurzer Bericht erstattet wird. Diese achäische Plänkelei verschafft dem Fragmentisten das Recht, ja legt die Nothwendigkeit auf, das Publikum auch seinerseits mit einer kurzen Erwiederung heimzusuchen, deren Aufnahme man billigerweise nicht versagen kann. Legte man mir nicht in einer Stelle grobe Irrthümer in der Zeitrechnung und in einer andern völlige Unkunde oder gar absichtliche Entstellung griechischer Texte zur Last, hätte ich lieber stillgeschwiegen. Rückt aber ein Scribent Thatsachen des 17. Jahrhunderts ohne allen Grund in das 10. zurück (nicht in das 8., wie Ihr Correspondent meinem Gegner in Athen nachgeschrieben hat), und kann man ihm beweisen, daß er in der Sprache des Volkes, über dessen Schicksale während einer angeblich noch unerforschten Periode er uns belehren will, den Sinn der gewöhnlichsten Vokabeln nicht verstanden hat, so kann er nicht klagen, wenn auch die besten Argumente im Gemüth des Lesers Vertrauen und Gewicht verlieren.

Vom Beginn des Krieges bis auf die letzte Zeit greifen die Gegner der Bequemlichkeit wegen und wie instinktmäßig alle zu derselben Waffe: ich sey ein Ignorant und verstehe nichts vom Griechischen. Auch Ihr Berichterstatter fühlt den Drang mich über die neugriechische Bedeutung von χρόνος zu belehren,

eine Mühe, die er sich wohl hätte ersparen können, oder ich lege im Verkehr mit dem gemeinen Volke in Thessalien erlernte Ausdrücke vor, die ihm sicherlich nicht geläufig sind, da sie sogar den griechischen, aus der Fremde eingewanderten Schreiern in Athen ungelegen waren. Und doch ist Thessalien eigentliches Urland des Hellenenstammes. „A pédant, sagt Figaro, pédant et demi. Vous parlez latin, je parle grec, j'extermine.“

Daß meine Thesen über byzantinisches Griechenthum mittelst der politischen Blätter in Athen bis zur Kunde der untern Volksklassen durchgedrungen seyen und allgemeinen Unwillen erregten, hörte ich zuerst von einem epirotischen Gutsbesitzer im Winterquartier zu Turnovo in Thessalien. „Lastträger, hieß es, hätten auf der Straße angehalten und mit Entrüstung einander zugerufen: „„du bist kein Hellene, du bist ein Slave!““ Und ohne Gefahr gesteinigt zu werden, hätte ich verwichenes Jahr nicht öffentlich in der griechischen Hauptstadt erscheinen dürfen. Es habe sich zwar die erste Aufwallung etwas gelegt, aber ich könne dessen ungeachtet auf übeln Empfang vorbereitet seyn, weil sich die griechische Nationaleitelkeit im Herzen verwundet fühle.“ Ich glaubte an keinerlei Gefahr und ging ruhig nach Athen, überzeugt, man werde dort, wie in Europa, die Person von der Sache trennen, und persönliche Unbedeutenheit müsse den Verfasser hinlänglich schirmen

gegen den Grimm der Zeitungsschreiber, der Sackträger und der Studenten der alten Theseusstadt. Ganz Unrecht hatte man jedoch in Turnovo nicht. Kaum war ich in Athen, brach das Unwetter heftig, zu gleicher Zeit und von allen Seiten gegen den armen Fremdling los. . „Der wegen seines glühenden Griechenhasses bekannte F.... ist in unsere Stadt gekommen," begann ein Journalartikel, worin der arme Fragmentist in bester Form als Nationalfeind, als Verleumder und Verunglimpfer des geheiligten Namens der Hellenen in weiterer Analyse dem öffentlichen Zorn preisgegeben und zugleich Größe und Menschlichkeit des griechischen Volkes gepriesen ward, da es solchen Leuten ungestraften Eintritt ins hellenische Heiligthum gestattet. Andere Blätter und Blättchen griffen zum Spott; andere kamen mit Pathos angezogen und wieder andere begannen regelmäßigen Krieg, rüsteten Belagerungsmaschinen und Sturmzeug gegen das verwünschte Buch. Am wüthendsten waren anfangs die Musensöhne, junge Brauseköpfe aus Epirus, Cephalonien, Zante und Korfu. Man berieth sich, was zu thun, und fand endlich Pasquille, Epigramme und Knittelverse an den Straßenecken angeschlagen, für das wirksamste Mittel das Strafgericht der Nation zu verkünden und sich am Feind zu rächen. Zu diesem äußersten Schritt ist es aber nicht gekommen. Der gesunde Theil der Literaten, und dieser ist in Athen zahlreich und überwiegend,

stellte den Rasenden vor, durch Verletzung des Gast- und Fremdenrechts würden sie sich nur selbst entehren. Insulte seyen keine Argumente, und mit gleichen Waffen den Gegner bekämpfen, wäre besserer Takt, wäre redlich und patriotisch zugleich gehandelt.

In Athen besteht ein Studentenkasino, Brenn- und Mittelpunkt aller literarischen Thätigkeit. Die Professoren der Hochschule mit allen Freunden und Gönnern der Wissenschaft nehmen an diesem Institut lebhaften Antheil. Fremde lassen sich häufig einführen wegen des sorglich bestellten Lesesaales und wegen der Vorträge, die an bestimmten Wochentagen Abends bald französisch, bald griechisch von Studenten und jungen Gelehrten, nach freier Wahl, gehalten werden. In langer, altgriechisch geschriebener Rede schilderte da ein Besessener die in Deutschland umlaufenden „höchst abenteuerlichen und höchst lächerlichen" Vorstellungen über eine materielle Zersetzung der griechischen Nation, von der man in Hellas selbst noch nie etwas vernommen habe. „Der Urheber dieser verrückten Fabeln gehe jetzt wie ein Schlaftrunkener in den Straßen von Athen herum. Derselbe habe jedoch durchaus nichts gelernt, sey völlig ἀμαθής und verstehe insbesondere von keinem griechischen Wort die wahre Bedeutung. In einer Dachkammer zu München wohnend, habe er vor Jahren, wahrscheinlich aus Hunger, in eine alte Landkarte von Morea hineingesehen, daselbst einen slavisch klingenden

Ortsnamen aufgestochen und in germanischer Dummheit augenblicklich ein Buch begonnen, in welchem die heutigen Bewohner des griechischen Continents als ein Gemisch barbarischer Colonisten aus Sarmatien, Albanien, Moskovien u. s. w. figuriren und vom alten reinen Blut der Hellenen durchaus nichts mehr übrig bleibe, was unerträgliche Lästerung und offenbare Verrücktheit sey, da sich bekanntlich von den Zeiten des attischen Urkönigs Ogyges bis zum gegenwärtigen Kriegsminister Blachopulo herab in Hellas, von Vater auf Sohn fortschreitend, nichts geändert habe." Zum Schlusse ließ der Redner nicht undeutlich merken, der Urheber solch abenteuerlicher germanischer Nebelbilder leide sicherlich an temporärer Versandung des Gehirns, wogegen er — insofern die Fakultät nichts entgegen habe — aus Mitleid eine tüchtige Dosis Niesewurz als nervenerschütterndes Heilmittel in Antrag bringe."

Die Argumentation, wie Sie sehen, war äußerst bündig und folglich der Applaus der Zuhörer wohlverdient. Fragte man aber hie und da einen der schreienden Myrmidonen etwas näher über das corpus delicti, so zeigte es sich immer, daß der eine etwa eine isolirte Phrase, der andere eine Vorrede, der dritte einiges von der akademischen Abhandlung, der vierte ein paar Capitel aus dem Haupttraktat, der fünfte von allem gar nichts gelesen und nur auf der Gasse gehört habe, man wolle sie wieder zu „Sklaven"

machen, was natürlich allgemeine Erbitterung hervorrufen mußte, da in Griechenland wie bei uns Slave und Sklave beim unwissenden Volk verwandte Begriffe sind. Hesperiden oder Nasamonen, Gangariden, Phthirophagen und Hippomolgen ließen sich die Hellenen vielleicht eher gefallen; nur Slave will, der fatalen Assonanz wegen, in Griechenland Niemand seyn.

Die Zeitperiode, die man bei uns medium aevum nennt, ist in Hellas noch völlig unbekannt und man muß es den Griechen verzeihen, wenn sie mit Schrecken und Unwillen auf die Schilderung des jammervollen Looses blicken, das ihr Land getroffen haben soll. Conterfei und Urheber wird die Zeit wohl nach und nach erträglich machen, was zwar in den ersten vier Wochen des athenischen Aufenthalts freilich noch nicht zu bemerken war. N'est-ce pas, κύριε F... r, sagte im Vorbeigehen ein Mann mit krankem Gefühl und Schadenfreude, nous sommes des Slaves! Selbst der stattliche Bruder eines berühmten Bulgarenchefs, folglich an Leib und Seele wahrer Slave, fragte halb freundlich, halb unwillig: Zu was wirst du uns noch machen? — Σθλάβος! Σθλάβος! rief man häufig aus den Gruppen Zusammenstehender, wenn ich Abends über die Gasse ging. Ein Renegat und Arianer hätte unter dem gläubigen Griechenvolke keinen so allgemeinen Abscheu erregt wie der verhaßte Slavenfragmentist. Bei den täglichen Disputen im Hotel fragte

einer der Energumenen ganz unbefangen, ob ich denn wirklich behaupte etwas von der griechischen Sprache zu verstehen, und er wollte zugleich seine Zweifel durch einen Satz aus der „Geschichte von Morea" rechtfertigen und begründen. Alles Reden und Erklären war meinerseits vergeblich. Und obgleich, wie man neulich las, ein fleißiger Mann in vier Jahren sogar chinesisch lernt, wollte ich bei natürlicher Verzagtheit und angebornem Mißtrauen auf eigene Kraft wirklich glauben, ich hätte mit aller Sorgfalt in mehr als dreißig Jahren auch wirklich kein einziges Wort im Griechischen erlernt, als noch zu rechter Zeit eine Stelle aus Thukydides — versteht sich im Original — dem sinkenden Muthe zu Hülfe kam. „Ach, dieser Thukydides," sagte der Myrmidone, „der ist bei uns als ein schlecht griechisch schreibender Autor schon lange bekannt." Diese Wendung des gelehrten Atheners gab mir die volle Zuversicht wieder, obwohl übrigens nicht zu läugnen ist, daß die Griechen durch eine bewunderungswürdige Leichtigkeit fremde Sprachen zu reden uns Germanen weit überlegen sind. Diese glückliche Eigenschaft, die nach dem Zeugniß der Anna Comnena den alten Hellenen gänzlich fehlte, haben die Neuhellenen nur mit den slavischen Stämmen gemein.

Ohne Zweifel geschah es in Folge dieses erklärten Kriegsstandes der öffentlichen Meinung, daß zwei privatim höchst achtbare Männer, Hr. Katakazi und

sein Schatten, Hr. v. B. D. St. S., gegen den Fragmentisten in Athen förmlich Quarantäne errichteten und dem Feinde des griechischen Volkes, ich glaube in der besten Absicht, sogar die gemeine Höflichkeit versagten. Dagegen hat derselbe im Hause des Hrn. Grafen de Br. und bei Hrn. Pr. v. O. widerstrebender Ansichten ungeachtet freundliche und durchaus wohlwollende Aufnahme gefunden, weil diese beiden Staatsmänner unter vielen glänzenden Eigenschaften auch die Kunst besitzen, der Zartheit ihrer Stellung unbeschadet, polirt und human zu seyn — ein Ruhm, nach welchem Hr. Katakazi aus freiwilliger Enthaltsamkeit nicht zu streben scheint. Hr. Katakazi hat dessen ungeachtet seine Verdienste und denkt sogar, wie man sich in Athen sagt, an Stiftung einer neuen Schule der moralisch-politischen Wissenschaften. Denn während sich Hr. Graf de Br. nützlichen Studien überläßt und selbst im Strudel einer glanzvollen Existenz den Preis wissenschaftlicher Bestrebungen fühlt, Hr. Pr. v. O. aber, der brillante Militär, der feine Staatsmann, der tüchtige Gelehrte, sein Haus in einen Musensitz verwandelt und mit seiner liebenswürdigen und geistreichen Gemahlin den Mittelpunkt alles höhern geistigen Lebens der griechischen Hauptstadt bildet, zehrt Hr. Katakazi ausschließlich vom dürren, papiernen, magern und langweiligen Schnickschnack subalterner Diplomaten — sicherer Beweis neuer Staatsphilosophie und geistiger

Enkratie.[1] Hr. K. besitzt aber auch noch andere Tugenden, die man ebenfalls gern anerkennt: wir meinen Gleichmuth und Seelenruhe, wie sie nur eine Byzantinernatur mit Hülfe russischer Mannszucht erringen kann....

Bequem wäre es freilich, wenn, um ein lästiges Buch zu widerlegen, es schon genügte gegen den Verfasser in einem Winkel von Athen den Mongolencorporal zu spielen und nebenher in Journalen von Fabelwerk und Ignoranz zu sprechen. Wollte man durch Entkräftung Eines Punktes nicht die ganze Doctrin verdächtig machen, könnte alles weitere Gezänk über Mehr oder Weniger, über Früher oder Später füglich auf einen andern Platz verwiesen werden. Um die abgedrungene Rechtfertigung in die engsten Schranken einzukeilen, stellen wir die Frage gleich auf die Spitze. Das gelehrte Europa will einmal wissen, was für Leute gegenwärtig auf attischem Boden wohnen und wer eigentlich die christlichen Brüder seyen, für deren Befreiung wir im Beginn des Aufstandes glühten, für die wir Schätze, Blut und Sympathien hingegeben. Man thut in Europa diese Frage nicht etwa aus politischem Mißtrauen, als hätte man irgend etwas zu bereuen und zu verbessern. Ach nein! unsere Gefühle für Hellas sind noch immer nicht erkaltet und man

[1] Ἐγκράτεια, Enthaltsamkeit.

ist im Occident — Dank türkischer Unverbesserlichkeit — für griechisches Heil vermuthlich zu noch weit ergiebigeren Opfern bereit, selbst auf die Gefahr hin mit Undank belohnt zu werden, was natürlich durchaus nicht im Wesen des hellenischen Volkes liegt.

Nun, wer sind die heutigen Attiker? Die heutigen Bewohner von Attika sind von einem Ende der Provinz zum andern eingewanderte, auf den Ruinen des Alterthums angesiedelte christliche Albanier, Albanesen, Schkypitaren — eine Art doppelsprachiger frommer Barbaren der anatolischen Kirche, ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk mit eichenem Dickschädel und rüstigem schlankem Körper, ein durchaus gesundes und unverdorbenes Blut, arbeitsam, gewerbig, nüchtern, aber ohne Literatur, ohne Buch und selbst ohne Alphabet. Es sind Leute die lachen und zornig werden, wenn wandernde, „von griechischer Abendluft vollgezechte" Magister der temperirten Zone sie mit „Helden und Hellenen" traktiren und über die Thaten ihrer großen Ahnen belehren wollen. Es sind Leute, die sich selbst Römer und Christen nennen, am Freiheitskampf lauen oder gar keinen Antheil genommen haben, zum Theil es gar mit den Türken hielten und die Palikaren niederschossen. Oder will man läugnen, daß sich Menidi, die größte und wohlhabendste Ruralgemeinde Attikas, gegen den Aufstand erklärte? daß Chassia zur Hälfte diesem Beispiele folgte und daß namentlich die albanesischen

Bauern des erstern Ortes eine größere Anzahl Insurgenten erschlugen als selbst die attischen Türken? Weiß in Athen nicht Jedermann, daß man es diesen Menidioten von Seite der untern Behörden heute noch gedenkt? daß man sie drückt, neckt und tückt? daß folglich in Menidi der geheime Wunsch nach einer Restauration der Türkenherrschaft jedes Jahr offenkundiger wird und nur die Milde und die unpartheiische Gerechtigkeit des Königs ernstere Scenen verhindert hat? Unter den Bürgern der Städte Megara, Kephissia, Athen und Oropo dagegen ist bei gemeinsamer Religion das byzantinisch-griechische Element durch Heirath und Wechselverkehr mit Albaniern so weit zersetzt und überwältigt, daß mit geringer Ausnahme Jedermann Albanisch, aber nicht Jedermann Griechisch versteht.

Die Gesammtbevölkerung der Hauptstadt überstieg nach den zuverlässigsten Nachrichten beim Ausbruch der Revolution nicht die Zahl von 6000 Seelen, worunter 2000 reine Albanier, beiläufig eben so viele Türken und der Rest byzantinische Griechen waren. Allein keine dieser atheniſchen Griechenfamilien vermochte, wie Hobhouse schon vor vierzig Jahren bemerkte, ihren Stammbaum über die Periode der türkischen Eroberung hinaufzurücken. Und doch redet der ehrwürdige Veteran Perrhäbos um 1821 von ächten Nachkommen der Marathonomachen des Herodot! Ach, der gute Perrhäbos! Griechenland ist in der That

zu einer zweiten Kindheit zurückgekehrt, und wer wollte es übel nehmen, wenn es sich wehrt, wenn es sich gegen Mahnungen sträubt und die schwachen Kräfte überschätzt? Herrschende Sprache in Attika ist nicht das Neugriechische, sondern das barbarisch Albanische, das sich ungeachtet einer ganz neuen nach dem Frieden aus Anatolien und Thracien eingewanderten Bevölkerung noch nicht einmal aus den Mauern der Residenz verdrängen ließ. Man hat nun freie Wahl von zwei Propositionen die eine anzunehmen: entweder waren die polirten und kunstsinnigen Bewohner der 170 attischen Gemeinden in der glanzvollsten Periode des griechischen Alterthums zur Zeit der großen Helden, Redner, Dichter und Weltweisen ebenfalls alphabetlose albanische Barbaren, oder das Land hat eine völlige Verwandlung erlitten — eine Verwandlung, die der Fragmentist nicht etwa zuerst aufgedeckt, sondern die er nur zuerst in ein System gebracht oder vielmehr in ihrer Ausdehnung, in Ursache und Wirkung erforscht und als historische Thatsache wissenschaftlich begründet hat. Dagegen ist nun einmal nichts mehr einzuwenden, und ich bitte hundertmal um Vergebung, wenn ich das Zeitungsgerede über falsche Chronologie, falsche Lesart und Unkunde meinerseits für eitel Fabelwerk erkläre. Nicht von einer dreijährigen, sondern von einer „beinahe vierhundertjährigen Verödung Attikas", nicht etwa nur Athens ist in der neugriechischen Chronik des

Anargyrischen Klosters die Rede; nicht *τρεῖς χρόνους*, sondern *τετρακοσίους σχεδὸν χρόνους* hatte das von mir im Jahre 1833 eingesehene Exemplar klar und deutlich im Text, dessen nochmalige Durchsicht mir letzthin geradezu verweigert wurde. Freilich sind in den vom gelehrten Hrn. Pitaki gesammelten Bruchstücken wirklich auch die „drei Jahre" Ihres Correspondenten zu lesen, aber in einer ganz andern Compilation, die den palimpsestesten Namen Anthymos an der Spitze trägt und die Schicksale der Hauptstadt Attika's zur Zeit der letzten Eroberung durch den Venetianer Morosini erzählt. Damals (1687) ward nur die Stadt, nicht das von türkisch gesinnten Albaniern bewohnte flache Land, von der Bürgerschaft verlassen und lag bis 1691 öde. In drei Jahren fällt aber eine menschenleere Stadt in Griechenland nicht ein und wächst auch kein Oelwald auf den Trümmern, folglich muß in der angefochtenen Stelle jedenfalls von längerer und auch früherer Verwüstung die Rede seyn. Die Chronik, wie sie jetzt geordnet ist, setzt aber auch jene Katastrophe vor Zertrümmerung des byzantinischen Reiches durch die Abendländer (1205), vor Besetzung Attikas durch die große Compagnie der Catalonier (1309), vor Einsturz des Cerestempels in Eleusis (1470), vor dem Aufsliegen des Pandrosiums auf der Akropolis (Julius 1500), endlich vor dem großen Waldbrand auf dem Hymettus (1590 n. Chr.).

Indessen nehmen wir keinen Anstand das Moderne, Unkritische, Schwankende und Unsichere dieser ärmlichen Aufschreibungen atheniſcher Mönche nach besserer Prüfung und schärferer Sichtung des Inhalts einzusehen und anzuerkennen. Schon das Wort φοῦστα (Fustanellen) und die Supplik der attischen Ueberbleibsel an den byzantinischen Patriarchen als Oberhaupt der Nation deuten auf eine Epoche nach der Eroberung Stambuls durch die Osmanli und auf die Zeiten albanesischer Wanderungen nach Griechenland, die bekanntlich erst gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Anfang nahmen und Attika zuletzt erreichten. Statt Grammatik und Lesetreue des Fragmentisten anzufechten, hätten die Gegner besser gethan ihn aus Form und Inhalt der Citate selbst zu widerlegen. Für ein solches Unternehmen reichte aber Takt und Gelehrsamkeit der freundlichen Männer noch nicht hin.

Ein drittes, von den beiden vorigen ganz unabhängiges Bruchstück der pitakischen Sammlung bildet das ebenfalls angestrittene, altgriechische Sendschreiben der Ueberbleibsel atheniſcher Bürgerschaft an den Patriarchen zu Konstantinopel. *Wie* aber dieser Patriarch geheißen habe und in *welchem* Jahre die Bittschrift verfaßt worden sey, ist im Dokument nicht zu lesen, und es ist bloße Annahme und willkührliche Voraussetzung der Gegner, daß es an Johannicius II. (1641) gerichtet oder gar auf die morosinische Spätzeit zu

beziehen sey. Folglich zerrinnt auch dieses Argument der Widersacher in sich selbst, ohne deßwegen unsere Hypothese, als gehöre das Dokument in das zehnte Jahrhundert, zu rechtfertigen und zu begründen. Beide waren in ihren Annahmen zu voreilig und zu unbedacht, der eine durch sein Zufrühe, der andere durch sein Zuspät. Aus beider Unrecht zieht die Wahrheit allein Gewinn.

Daß aber nach Le-Quien's Oriens christianus, aus dem auch Kumas sein Patriarchenregister gezogen, im zehnten Jahrhundert kein Johannicius saß, hat der Fragmentist in seiner Abhandlung (S. 37) selbst eingestanden und neulich erst durch Vergleichung der im Fanar zu Byzanz aufbewahrten Liste gefunden, daß auch der vierjährige leere Raum durch keinen Oberhirten dieses Namens auszufüllen sey. Was ändert aber auch das am Stand der Dinge? Ist Alt-Attika deßwegen weniger vollständig ausgestorben und barbarisch geworden? Nur über den Zeitpunkt kann noch gestritten werden, und vor Allem wäre durch nähere Prüfung und Ergänzung der spärlich fließenden Quellen die Periode des albanischen Einbruchs in Ostgriechenland festzustellen. Vielleicht war gerade für Ermittelung dieses Punktes mein letzter Aufenthalt in Attika nicht ohne Gewinn. So viel man vorläufig urtheilen kann, ist die dunkle Erinnerung an die Trübsale der Slavenperiode in den anargyrischen Fragmenten mit den Gräueln der albanischen

Ueberzüge des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts gleichsam in einander geflossen und zu einem unentwirrbaren Chaos zusammengewachsen, aus welchem der Fragmentist seine Argumente mit größerer Vorsicht hätte schöpfen sollen als wirklich geschehen ist. Läugnen wollen daß Athen während der Slaven-Periode von großen Unfällen betroffen wurde, ist eine offenbare Thorheit, da diese große und prachtvolle Stadt am Ende des 12ten Jahrhunderts (1185 bis 1204) laut Zeugnisses des Erzbischofs Michael Choniates zu einer kleinen, armen und der Verödung nahen Ortschaft herabgesunken war, die nicht einmal das übliche Thronbesteigungsgeschenk an den Kaiser Alexius zu entrichten das Vermögen besaß.[1] Jedoch ist aus beiden gegen den Fragmentisten citirten neugriechischen Autoren auch chronologisch nicht das geringste zu lernen, da sie das Faktum selbst noch nicht kennen. In Griechenland sind die historischen Begriffe noch so wenig geordnet und so wenig kritisch gesichtet, daß selbst die ersten literarischen Capacitäten noch immer den slavisch redenden, durch ganz Illyrien in Volksliedern heute noch gepriesenen Georg Castriota (Scanderbeg) nicht weniger als die bulgarischen Insurgenten (1842) um Nissa zum Stammgut der Hellenen zählen. Nimmt man aber Groß-

[1] *Ἀχρήματος γὰρ ἡ πόλις καὶ πενιχρὰ καὶ τοῦ κύκλου διαγραφῆ καὶ τῶν πόλεων* (l. *πολιτῶν*), *καὶ παράπαν ἀφαντωθῆναι κινδυνέυουσα* . . . Tafel, de Thessalonica etc. p. 459.

Turnovo und Präslawa am Hämus ins helleniſche Gremium auf, was berechtiget Kiew und Smolensko auszuſchließen? Ein griechiſcher Mönch von tüchtiger Gelehrſamkeit hat ein Buch über die „ſehr nahe Verwandtſchaft des helleniſchen Dialektes mit dem ruſſiſchen" geſchrieben und eine fette Jahresrente als Lohn davongetragen. Ich habe bewieſen, daß der nordiſche Anverwandte ſeiner Zeit perſönlich nach Hellas kam, und ſich proviſoriſch auf den Erbgründen des noch lebenden Vetters niederließ. Dagegen verordnen die Studenten Nieſewurz und bekreuzen ſich die Diplomaten. Glauben Sie ja nicht, ich hätte wegen hitzigen Aneinanderfahrens eine üble Meinung von den griechiſchen Muſenſöhnen. Sie ſind nüchtern, arbeitſam, in der Regel von guter Aufführung und wißbegierig in unglaublichem Grade. Mein Lob kann nicht verdächtig ſeyn. Ich habe treffliche und würdige junge Leute in Menge kennen gelernt und in faſt täglichen Gefechten in Athen das gegenſeitige Verſtändniß weit näher gebracht, als wenn ich noch einmal drei Broſchüren mit hundert Beilagen und Citaten geſchrieben hätte. Denn warmblütige Südländer ſträuben ſich gegen harte Wahrheiten weniger lange als die verſteinerten Intelligenzen der kalten Zone. Nur wollen ſie in Athen, daß ſich der fremde Literat nicht in ihr politiſches Kartenſpiel miſche und nicht auf Beſtellung gegen eigene Ueberzeugung ſchreibe. Lange wollte kein Menſch glauben, daß ich nicht für die

Ruſſen arbeite und nicht im czariſchen Solde ſtehe. Dieſen ſchlimmen Verdacht haben aber, ſelbſt nach dem Geſtändniß eines Griechen, die Mongolenfröſte in Athen völlig weggewaſchen. Komme mir jetzt noch einer und ſage, ich ſey Hrn. K. nicht höchlich verpflichtet und Hr. K. ſey kein humaner Mann!

XVI.

Wie der Fragmentist zwei deutsche Reisewerke über Griechenland [1] mit einander vergleicht und nebenher den friesischen Gruß des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwiedert.

1.

Herr Greverus ist vollkommen überzeugt, daß eigentlich die deutschen Philologen die Türken aus Griechenland vertrieben und das große Seetreffen bei Navarino gewonnen haben. Erscheint nun ein solcher Gramatikus im Piräus, in Athen, in Korinth, so ist es kein gewöhnlicher Fremdling, der unbekannt und unbemerkt für eigenes Vergnügen und eigene Belehrung den Schauplatz großer Ereignisse des Alterthums besucht: es ist der Befreier des Landes, der Gründer hellenischen Lebens, der eigentlich „in suam terram" gekommen ist, bald, um durch weisen Rath das Fehlende zu ergänzen, bald um nachzusuchen, wie weit die Kolonie in materieller und geistiger Wohlfahrt vorgeschritten sey, allezeit aber um wohl-

[1] 1) Reiselust in Ideen und Bildern aus Griechenland, von F. P. Greverus. Bremen 1839. — 2) Beiträge zur Kenntniß des griechischen Landes und Volkes, von Gottfried Herold. Ansbach 1839.

verdiente Huldigung und gebührenden Reſpekt einzuernten von Leuten, die ihnen Alles ſchuldig ſind.

An ſolchen Männern iſt nun, wenigſtens denken ſie es ſo, alles was ihre Perſönlichkeit betrifft, von einigem Belang, kein Schritt im Lande ohne Bedeutung, kein Wort ohne tiefen Sinn, kein Akt ohne Folgen, ſelbſt Eſſen und Trinken eine Handlung von großer Wichtigkeit, deren Kunde auf die ſpäteſte Nachwelt zu kommen verdient.

Bei Hrn. Greverus tritt noch der beſondere Umſtand hinzu, daß er ſeiner Zeit die Ehre hatte, die Königin von Griechenland in deutſchem ABC zu unterrichten, und folglich Namen und Rang eines Didaskalos beſitzt, deſſen Gewicht in griechiſchen Landen Jedermann kennt. Denn was einſt der Atabeg an den Höfen des Orients und der *Τάτα Αὔλης* zu Byzanz geweſen, das iſt heute offenbar der Didaskalos auf der Burg zu Athen, indem ja alle Weisheit und alles Regiment urſprünglich mit dem ABC beginnen muß.

Auf dieſen Grund hin wird es Niemand befremden, wenn Hr. Greverus ſeinen Leſern unter der Hand zu verſtehen gibt, daß er zwar ſchon fünfzig Jahre alt, aber groß von Statur, handfeſt und rüſtig ſey, gut zu Pferde ſitze, engliſch und franzöſiſch verſtehe, Malvaſier und pikante Speiſen liebe, treuherzigen deutſchen Sinn (a true german heart) beſitze, bei dem Frauenzimmer in Kredit ſtehe und einen

lieben Schwiegersohn habe, dem er seine „Reiselust in Ideen und Bildern" dedicire mit „Wahrheit, Wärme und Klarheit."

Ob sich gleich das Buch des Hrn. Greverus über lauter bekannte und oft genug beschriebene Gegenden verbreitet, so enthält es doch eine schöne Sammlung zum Theil origineller und manchmal sogar ziemlich feiner Bemerkungen, wie aus hier anstehenden Beispielen leicht zu ersehen ist. Als viel reisender Mann und Menschenkenner findet Hr. Greverus z. B. daß die Italiener insgesammt „spitzbübische und gottlose" Leute seyen, weil sie um theures Geld schlechten Wein und geringe Kost, oft aber auch gar keine Kost verkaufen. Auch bei den Oesterreichern sey es nicht geheuer, und Hr. Greverus glaubt das Publikum gegen dieses Volk ebenfalls warnen zu müssen, da ihre Betten „so voll von Wanzen sind, daß es Niemand in denselben aushalten kann." Dazu sey auch die Verpflegung schlecht, „das Fleisch öfter abgestanden und der Wein nicht zu genießen. Dagegen zeige sich auf den französischen Regierungsschiffen der Charakter der ganzen Nation, „der auf Ehrgefühl und Rechtlichkeit (*honnêteté*) basirt sey, concentrirt." Die Franzosen seyen Menschen, eine edle und gebildete Nation, wo man Vertrauen ehrt und Zuneigung erwiedert, und für Frühstück, Mittagessen und Kaffee sammt Wein nur vier Franken nimmt. Ueberdies sehe man auf ihren Dampfschiffen regel-

mäßig sechs kleinere Kanonen, sogenannte Drehbassen, „die auf dem Rande des Decks auf einem drehbaren eisernen Gestelle schwebend, wie Klapperstörche naiv auf einem Beine stehend, mit ihrem einen finstern Auge neugierig auf das Meer zu lugen scheinen."

Auf der Fahrt von Malta nach Syra waren zwei unverheirathete Damen aus England in der Gesellschaft. Doch während Hr. Gr. noch auf Mittel sann sich ihnen zu nähern, hatte zu seinem größten Leidwesen ein junger Franzose schon seine „Approchen" gemacht, und ließ dem alten Professor nur die wehmüthige Reflexion: „Wo der Franzos handelt, da sinnen und überlegen die Deutschen!" Die Sache nahm aber zur größten Ehre Germaniens eine unerwartete Wendung. Der Franzose verstand kein Englisch und die Damen kein Französisch, Hr. Gr. aber verstand beides und bemächtigte sich nach Kurzem „ausschließlich der Prise." Die Unterhaltung hatte noch keine 24 Stunden gedauert, und Hr. Greverus hatte schon die Entdeckung gemacht, daß die beiden ledigen Damen heirathen möchten, was ohne eine seltene Dosis von Scharfsinn freilich sonst Niemand errathen hätte.

In Athen (gewiß eine außerordentliche Merkwürdigkeit) sey es im Sommer staubig und im Winter schmutzig. Und wenn der schöne Palikar vor dem Kaffeehause della bella Grecia an einer jungen

Landsmännin, deren dunkle Locken mit dem rothen, goldbesetzten Fes geziert sind, vorübergeht und seinen Schnauzbart zupft, indem das Auge dem Zuge folgt, so wolle das jedesmal sagen: Ich möchte dich fressen, wie einst die Türken (S. 27). Außerhalb der Stadt in einem Garten halte der athenäische Hoffourier Christos Kegelspiel und baierisches Bier, freilich zu einem zehnfach höhern Preis als in München; aber doch sey es tröstlich und erhebend „für eine baierische Seele, daß sein vaterländisches Getränk hier an der Gränze des Orients zu haben ist."

Aber des guten Biers ungeachtet haben die Bavaresi in Griechenland doch lange Weile und machen saure Gesichter, hauptsächlich weil das Junggesellenleben in Athen freudenloser sey als an jedem Orte des deutschen Vaterlandes; insbesondere aber weil sie auf jeden Umgang mit gebildeten Frauen Verzicht leisten müssen, eine Entbehrung, die nach Hrn. Greverus für junge Männer äußerst empfindlich ist! Selbst nach einem vierwöchentlichen Gasthausleben sey an ein Näherkommen mit diesen unzufriedenen, kaltverschlossenen Herren Bavarest nicht zu denken gewesen. Populär in Griechenland sey eigentlich nur der gefällige, edle Dr. Röser; der gediegene Dr. Widmer dagegen lebe mehr den Wissenschaften als der Praxis.

Mit Essen und Trinken sehe es in Athen sehr übel aus; auf feine und wohlschmeckende Speisen sey

durchaus kein Anſpruch zu machen und deßwegen einem europäiſchen Feinſchmecker freundlichſt zu rathen, ſich in Athen nur gleich vor Tiſche zu erhängen, dann ſpare er ſich die Verzweiflung bei demſelben (S. 37).

Der vierwöchentliche Aufenthalt eines ſo weiſen Mannes im Gaſthauſe zu Athen konnte für griechiſche Alterthumskunde natürlich nicht ohne bedeutenden Nutzen bleiben. Sind die Bemerkungen über das alte Athen auch nicht alle durchaus neu, ſo ſind ſie doch in Form und Wendung oft überraſchend ſchön und gedankenreich. Neues, wenn auch in geringem Maße, iſt ja in der Literatur allezeit willkommen, und in vielen Gegenden Deutſchlands, beſonders im Oldenburgiſchen, wird man mit Dank aus Hrn. Greverus Buch erfahren, daß die Burg von Athen Akropolis, der halbzerſtörte Säulentempel daſelbſt Parthenon, und von den beiden Bächlein links und rechts der Stadt das eine Iliſſus, das andere Cephiſſus, der große Berg oſtwärts aber der Hymettus heiße; daß der Hafen Piräus unten am Meere, die Stadt Athen aber weiter oben und landeinwärts liege und zwiſchen beiden eine Straße laufe, auf der man zu Fuß gehen oder auch im Wagen fahren könne; daß in der Nähe das Feld Marathon und die Inſel Salamis ſey, erſteres durch ein Land-, letztere durch ein Seetreffen berühmt, lauter Dinge und Neuigkeiten, die in Europa noch

Niemand gewußt und kein früherer Wanderer durch Griechenland besprochen hat.

Als mehrwochentlicher Bewohner Attika's glaubt Hr. Greverus, er müsse sein Buch auch mit seinem attischen Witze schmücken, was ihm natürlich leichter als vielen Andern gelingen muß. Kaum hatte Meister Greverus gehört, daß einst ein mohammedanischer Heiliger in dem Lehmhäuschen auf dem Architrab der Tempelsäulen des Zeus Olympius bei Wasser und Brod sein Leben geschlossen habe, als er mit ächt sokratischer Ironie den Zusatz macht: „Wohl hat er verdient, daß Allah ihn, um seine irdische Ausdauer zu belohnen, zur Würde eines himmlischen Wetterhahns auf dem Giebel des Palastes im siebenten Himmel erhöhe!“ (S. 66).

Nach diesen merkwürdigen Aufschlüssen über Alt-Athen trat Hr. Greverus die Reise nach Morea an, um auch über dieses vermuthlich ebenfalls noch unbekannte Land durch gelehrte Anmerkungen einiges Licht zu verbreiten.

Morea, sagt Hr. Greverus, sey eine Halbinsel und habe einst Peloponnesos geheißen, was man ihm schwerlich wegdisputiren kann. In Epidaurus habe er Eier und Fische gegessen und Pferde gemiethet; auf den Pferden sey er nachher geritten, wobei er die Küsten und das Meer links hatte. In Argos sey wieder die Burg auf dem Felsen und die Stadt auf der Ebene, und auf der Straße nach Sparta

habe ihm ein griechiſcher Land-Gend'arme den Reſt einer Mettwurſt „gefreſſen". Dieſe Mettwurſt aber ſey eine koſtbare Reliquie Braunſchweigs geweſen, die er ſelbſt, um länger daran zu haben, beim Genuſſe ſeines Brodes nur anzuſehen pflegte und ſich dann wunderbar erquickt fühlte. Auf demſelben Wege ſey ihm auch die Wäſche naß geworden und habe er — o des ſchrecklichen Abenteuers! — das regengenetzte Kleid während der Nacht auf dem Leibe trocknen laſſen müſſen, dabei habe er gefroren und ſey auch von den Flöhen gebiſſen worden. Allerdings ein weſentlicher Beitrag zur Kunde Moreas!

Noch ſchlimmer erging es Hrn. Greverus bei einer Mahlzeit auf den Ruinen Sparta's, wo ihn, als den „König des Feſtes", „eine alte Muſikantin, die nur einen Zahn hatte, ſcharf ins Auge faßte und ihm ſingend bei der Mahlzeit ſtets den einen gräßlichen Zahn zeigte, als wollte ſie ihm dieſen Zahn zum Eſſen leihen" (S. 182). Dafür habe er ſich in herrlichem Malvaſier weidlich angezecht und ſey dann im klaſſiſchen Taumel durch den Olivenwald nach Miſtra getrabt. Im meſſeniſchen Kloſter Vulkano aber habe er bei endloſem Tiſchgebet der Mönche ſchon „ſeinen Magen Gott empfohlen", als es endlich doch zum Eſſen ging, wo er dann „mit männlicher norddeutſcher Ausdauer zur Ausleerung der Weinkrüge mitgewirkt." Nach Tiſche ging Hr. Greverus auf die Kloſterterraſſe — um „griechiſche Abendluft zu

trinken." Hr. Greverus, scheint es, hat immer Durst, begnügt sich aber in Mangel des Weines auch mit Luft, wie die lusitanischen Stuten bei Aristoteles.

Aber Alles dieses sind nur Kleinigkeiten im Vergleich mit der fünfzehnjährigen bildschönen Helenaja, die im Dorfe Georgati „mit schönem dunkeln Auge unter der edeln Stirn, bewegt, lebendig, feurig unter dunkeln langen Wimpern hervorblickte und ohne Scheu den seltenen Fremdling (d. i. den alten Professor Greverus)" fixirte. Helenaja hatte ein einfaches rothes Band im reichen Lockenhaar, und als Hülle nur ein weißes Unterkleid, das nur bis auf die Mitte des Beines reichte; dann eine von der Sonne gebräunte, gekräftigte Wade, und einen Fuß mit Zehen und Nägeln." Ach nicht genug, daß Helenaja's Fuß Zehen und Nägeln hatte, „sie stand beim Geschäft der Spindel auch noch ganz gerade, hielt aber die dunkeln Wimpern nach dem Boden gesenkt, und ein Friedensengel umschwebte die Gesichtszüge." „„Alles Feuer war bei Helenaja im Auge concentrirt; aber dieses Feuer habe nichts Stechendes, auch nichts Brennendes gehabt; die Gluth habe sich von der Unschuld, nicht etwa von der Leidenschaft genährt. So etwas sey ihm in seinem Leben nicht vorgekommen. Dagegen habe er auch diese Helenaja den ganzen Abend „studirt" und auch noch einen Theil des Morgens, habe ihr eine Tasse Kaffe und eine Korallenschnur aus Neapel gegeben, und sich beim Abreisen

nur mit Mühe vom Anblicke ihres Liebreizes losgerissen. Ihr Bild habe ihn bis außerhalb des Dorfes verfolgt, wo es endlich durch die fürchterlichen Wege aus seiner Seele verdrängt wurde.““

Auf dem Wege nach Andritsena wurde der Hr. Professor wieder „von Flöhen und von Gedanken an Klephten geplagt“, und machte sich merkwürdiger Weise gefaßt, an jedem Hohl- und Kreuzwege Räuber auf sich losspringen zu sehen. Dafür habe er aber zu Andritsena tapfer getrunken und gleich darauf zu Olympia gefunden, daß „die Zeit als das gräßlichste Raubthier selbst Steine verschlinge und daß die Gegenwart selbst problematisch sey.“

Weiter vorwärts sey ihm über einen Sturz vom Pferde der Name eines freundlichen Städtchens entfallen und der Führer wegen eines kranken Pferdes zurückgeblieben. Den neuen, einen Buben von achtzehn Jahren, „schüttelte er zusammen und gab ihm ein Paar Ohrfeigen,“ ließ sich aber durch die schönen Hände und Füße einer mitreisenden Dame, deren Liebhaber ein Soldat war, bald wieder in Ordnung bringen. Diese Dame hieß Maria, und „zog, wenn sie auf der Matratze lag, ihre schönen Glieder, wie eine Schlange, eng in sich zusammen“, worauf ihr Hr. Greverus eine gute Nacht wünschte. Aber der achtzehnjährige Bube stach den alten Professor bei der Dame aus, und am andern Morgen war Maria „kalt und höhnisch“, der Führer trank Wein und

schalt den alten Herrn einen Hahnrei und zog das Messer. Aber der handfeste Oldenburger schlug ihn nieder, und dann noch einen zweiten Hellenen, der dem ersten zu Hülfe eilte und den Professor schon bei der Brust gepackt hatte; einem dritten und vierten drohte er mit dem Stocke den Schädel einzuschlagen, wenn sie ihn anrührten. Der Didaskalos war „außer sich vor Zorn", und machte — nach eigenem Geständniß — „so grimmige Gesichter", daß die vier Hellenen von allen weiteren Feindseligkeiten abstanden, obgleich das Gefecht in einem Walde vorfiel und Einer gegen Vier in Linie stand. In Patras verweigert man dem deutschen Professor alle Gerechtigkeit, gibt ihm aber dafür in Delphi „vortrefflichen Wein, wohl geeignet, nach Umständen, archäologische Untersuchungen über das alte Delphi zu beleben und zu schärfen."

Von diesem delphischen Orakelwein wurde auf dem korinthischen Golf eine ganze Nacht mit den Griechen so tapfer durchgetrunken, daß der Professor seine heitere Stimmung bis zur prophetischen Begeisterung trieb und mit dem Becher in der Hand dem lieben theuern Hellas, ohne Zweifel zur großen Belustigung der nüchternen Matrosen, die glänzendste Zukunft weissagte. Bei der Landung in Lutraki aber gab es schon wieder Streit, und der lustigen Nacht und des schmeichelhaften Horoscops ungeachtet standen doch alle Zechbrüder „mit dem Schuft von

Kapitän gegen den rechtlichen Fremden", um ihn abermal zu betrügen. Hr. Greverus lief in der Sonnengluth, ohne Effekten, zu Fuß nach Korinth und wurde daselbst — statt Gerechtigkeit zu finden — „beinahe von den Flöhen verzehrt (S. 229)." Uebrigens fand der Hr. Professor zu Korinth die Stadt wieder am Fuße der Akropolis, die Akropolis aber oben auf dem Berg, und im Karawanserai einen deutschen Bedienten, der für einen alten französischen Kapitän in griechischen Diensten gerade vor dem Zimmer des deutschen Professors warme Suppen kochte. Das war ein wichtiges Ereigniß und nimmt eine der wesentlichsten Stellen (S. 238) im Reiseberichte des Verfassers ein. Aus diesem Grund geben wir sie auch im Original und mit allen Vorzügen schöner Gedanken und correcten Styles.

„Schon seit drei Tagen hatte ich keine warme Speise, in Oel gebratene Fische ausgenommen, (Hr. Greverus besitzt das Geheimniß Fische in Oel zu schmoren, ohne daß sie warm werden) gekostet und meinte schon das Vorurtheil für dergleichen ganz und gar verloren zu haben. Unglücklicher Weise weckt der Duft der Kraftbrühe alte Erinnerungen und Gefühle. Mich wenigstens an dem Dufte zu erquicken, gehe ich, wie gebannt, vor meinem Zimmer hin und wieder, als der gute Landsmann sympathetisch meine stille Neigung merkt und mich im Namen seines Herrn auf den Abend zu Gaste

ladet. Ich beauftragte ihn, mich anzumelden, und wurde natürlich mit französischer Herzlichkeit empfangen."

Beim Essen gerieth aber Hr. Greverus bald mit dem gastfreundlichen Kapitän wüthend übereinander, einmal wegen der Stärke der Bonapartisten-Partei in Frankreich, die Hr. Greverus sehr fein und sinnreich mit den „letzten Zuckungen des Schwanzes einer geköpften Schlange" vergleichen wollte; und dann auch wegen der Rheingränze, die der Kapitän für sein Vaterland in Anspruch nahm, der Professor aber mit großer Tapferkeit gegen den gallischen Eisenfresser zu schirmen suchte. In der Bedrängniß schleuderte Hr. Greverus den thermopyläischen Spruch: „Die Franzosen möchten kommen und sie nehmen, — die Deutschen würden sie zu vertheidigen wissen!" — Dieses schreckliche Wort brachte den alten Kapitän zum Schweigen, und die Rheingränze ist bis auf den heutigen Tag bei Deutschland geblieben.

So trank, schlug und stritt sich Hr. Greverus in bitterem Kampfe gegen Eseltreiber, Wanzen und Kapitäne glücklich durch ganz Morea wieder nach Athen zurück.

Sind das etwa, wir fragen den Leser, nicht schöne Resultate eines wissenschaftlichen Ausfluges in das gepriesene Hellenenland? Eigenthümlichen Forschungsgeist, penetranten Blick, poetischen Schwung, besonders aber guten Geschmack in der Darstellung wird hoffentlich Jedermann als wesentliche Vorzüge

dieſes Buches erkennen. Schade, wenn uns ein ſo gelehrter und fein gebildeter Mann ſeine Meinung über den Prozeß vorenthielte, den das griechiſche Volk ſchon ſeit Jahren um ſeinen Adelsbrief vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung führt! Wäre Hr. Greverus nicht vorzugsweiſe der Mann, dieſes ekelhafte und feindſelige Gezänk zum Vortheil der guten Sache, wie kurz vorher den Rheingränzſtreit in Korinth, mit einem Schlag zu enden?

Glücklicher Weiſe erkennt Hr. Greverus ſeinen Beruf und widmet einen bedeutenden Theil ſeiner Schrift (S. 254—344) dem Beweiſe, daß vom trojaniſchen Krieg bis heute, und von Agamemnon bis König Otto in Griechenland nichts, aber auch gar nichts, das reine Blut und den privilegirten Sinn der alten Hellenen verdorben und verwandelt habe. Es hat ſich, ſagt Hr. Greverus (S. 254), in Deutſchland durch „Fallmerayer und Conſorten" die Meinung verbreitet, daß die heutigen Griechen ein Gemiſch von allerlei Völkern wären; daß ſie mehr oder weniger dem ſlaviſchen Volksſtamm angehörten, und nichts mit den alten Griechen gemein hätten. Dieſe Meinung ſey durchaus irrig. Und als Belege und Gegenproben werden einige und dreißig Argumente beigebracht, von denen wir, um den Leſer durch die Fülle des Guten und Trefflichen nicht zu ermüden, nur die vorzüglichſten und kräftigſten zu beſſerm Verſtändniß ihres zermalmenden Gewichtes

textwörtlich herſetzen wollen. Voran ſteht die Hauptthesis die da beſagt, daß die Neugriechen in körperlicher und geiſtiger Hinſicht die unverkennbarſte Aehnlichkeit mit den alten Hellenen haben und folglich unbezweifelt ihre Söhne ſeyen.

Dieſe Aehnlichkeit der Neugriechen mit den Althellenen ſtützt und beweiſt Hr. Greverus durch folgende Argumente:

1) Die Neugriechen, beſonders die Weiber ſehen aus und haben eine Geſichtsfarbe wie die Holländer, wie die Engländer und wie die Leute im nördlichen Deutſchland (das heißt doch im Grunde wie die Oldenburger und wie der Hr. Greverus ſelbſt, was der Theſis in den Augen des Leſers voraus eine wundervolle, beſtechende Unterlage gibt).

2) In Griechenland haben die Frauen einen „ſchlaffen, nachläſſigen, wackelnden Gang"; bei den Jungfrauen aber reitet Amor häufig auf dem kleinen Sattelfuß, der elaſtiſch iſt wie das Sprungbein in der Ferſe gewiſſer flinker Thiere (259 und 260).

3) In der Frühe wünſchen die Neugriechen guten Morgen, Abends guten Abend und vor dem Schlafengehen gute Nacht, und wenn ſie einem begegnen, fragen ſie „Wie gehts?" (277) — lauter Fragen und Wünſche, die außerhalb Griechenlandes vermuthlich nirgend zu hören ſind.

4) „Die griechiſchen Buben ſehen gerne in den Spiegel, kokettiren mit ſich ſelbſt und machen Schulden

(288)", was natürlich bei jungen Leuten anderer Nationen durchaus nicht üblich ist.

5) „Die Griechen haben ein gelenkes und biegsames Sprachorgan, gerade wie die Polen (274)." Dieses Argument des Hrn. Greverus ist um so schlagender, da Anna Comnena, die gelehrte Kaisertochter, dieses „gelenke, biegsame Organ" für ausländische Sprachen den alten Hellenen geradezu abspricht. Aber was soll auch Anna Comnena — diese Ida Hahn-Hahn des byzantinischen Reichs — verstehen? In Oldenburg weiß man es besser!

6) Alle Griechen sind Lügner, Betrüger und Diebe (300—302).

7) Die Städtebewohner insgesammt abgefeimte Schelme (309).

8) In Masse genommen, sind die Neugriechen unbesiegbar faul, arbeitscheu, feige und verzagt (281).

9) Von wahrer Vaterlandsliebe entdeckt man in Griechenland keine Spur (281—282).

10) Der Fremde gebe in Hellas auf seine Taschen Acht und lasse ja kein Geld blicken, man riskirt in solchen Fällen das Leben, weil der Grieche lieber hungern, stehlen und morden als arbeiten will (304, 307).

11) Zuneigung, herzliche Theilnahme und Wohlthaten vergelten die Griechen mit Haß und Verachtung, wissen nichts von Dank und halten das Geben für eine verächtliche Schwäche (289—290).

12) Land und Leute sind voll Ungeziefer (314), und die griechischen Kinder verkehren meistens im Hemdchen vor der Thüre (316), was ein untrügliches Zeichen hellenischer Abkunft ist.

13) Die Neugriechen haben gewisse üble Gewohnheiten, die man bei uns nicht einmal nennen mag.

14) Sie haben gewöhnlich nur kalte Küche. Brod, Sardellen, Oliven, Zwiebeln mit etwas Knoblauch und Käse genüge ihnen als Nahrung wie zu Homers Zeiten, wo Brod ebenfalls das Hauptessen war (279).

15) Jedoch gibt es unter den Neugriechen auch Schwelger und Unmäßige, z. B. in Tripolizza, wo man Leute findet, welche täglich vier und zwanzig Flaschen Wein trinken, ohne daß es ihnen schade, was natürlich nur ein Hellene leisten könne (280).

16) Die Neugriechen sind doch noch besser als die Italiener (275, 304), und wenigstens nicht schlechter als die alten Hellenen, „„die freilich auch nicht viel taugten (276).““

17) Die griechischen Mädchen haben im rothen Fes ein „allerliebstes, unternehmendes Husarenaussehen" (319). Also sind es ächte Griechinnen.

18) Ueberhaupt leuchten beim griechischen Frauenvolke „„braune, schöne, kluge Augen, nicht so beweglich und dunkelglühend wie die italienischen, hell aus dunkeln Wimpern hervor; nur ist das Auge sanfter, erwärmend aber nicht stechend, und sein Strahl

eher einem Wetterleuchten zu vergleichen, verheert seltener, wenn er auch einschlägt"" (258). Klar und schön gesagt!

19) Geht aber eine Griechin zur europäischen Mode über, „so zieht sie der Satan an, wie sie die Kleider, sie wird gefallsüchtig und coquette wie ein Vögelein" (259).

20) Alle Griechen möchten wenigstens Minister seyn (285), und am meisten unter allen Dingen in der Welt hasset das griechische Volk die Bavaresen, die es „Hebräer" schilt (291).

21) „Der Türke hielt und hält noch jetzt die Griechen für die schlechtesten aller Menschen, und Ibrahim-Pascha soll geäußert haben: er glaube nicht daß sich ein Prinz in Europa finden würde, um ein so schlechtes Volk zu beherrschen" (310).

Ergo sind die Neugriechen Hellenen, was zu beweisen war!

Das Gewicht dieser Argumente wird Jedermann empfinden, und wir gestehen es gerne, die meisten sind ohne Replique. Herr Greverus fühlt es selbst und fragt (256) die Leser voll Bescheidenheit, „ob Fallmerayer nicht ein Erzlügner sey?" Könnte man aber auch weniger sagen, wenn Jemand so bündige Beweise wie die vorstehenden schnöde beseitigen, oder in den peloponnesischen Ortsnamen Bukovina, Warsava, Krakova, Kalisch, Glogova und Podgorizza nicht offenbar das hellenische

Element erkennen, oder aus der albanesischen Redeweise, die in mehr als halb Griechenland als Mutterſprache herrſcht, auf die Einwanderung albaneſiſcher Volksſtämme ſchließen wollte? Man muß dem beldenmüthigen Hrn. Greverus noch Dank wiſſen, daß er in ſeiner Kritik ſo polirt und ſchonend iſt.

Damit ſich aber Hr. Greverus auf die Meiſterſchaft ſeiner Syllogismen doch nicht gar zu viel einbilde und ſich etwa im Genuſſe ſeines literariſchen Ruhmes überhebe, wollen wir ihm nur ſagen, daß in Frankreich ſchon vor hundert Jahren ein Hiſtorikus lebte, der in ſeinen Schlüſſen ungefähr denſelben Grad von Schärfe und Bündigkeit entwickelt, den wir ſo eben an Hrn. Greverus bewundert haben. In der Vorrede zur Geſchichte der nordamerikaniſchen Wilden ſagt P. Lafiteau: „nur ein Atheiſt könne behaupten, daß Gott die Uramerikaner in Amerika ſelbſt erſchaffen habe, da ſie offenbar Abkömmlinge der alten Griechen ſeyen, wie ſich aus folgenden vier Gründen unwiderleglich beweiſen laſſe. 1) Die Griechen hatten Fabeln, einige amerikaniſche Stämme auch. 2) Die alten Griechen ſind auf die Jagd gegangen, die amerikaniſchen Wilden gehen auch auf die Jagd. 3) Die Griechen hatten Orakel, die Amerikaner haben Zauberer. 4) Bei den griechiſchen Feſten wurde getanzt, in Amerika tanzt man auch, folglich haben beide Völker gleichen Urſprung.“ Man muß geſtehen, daß dieſe Gründe überzeugend ſind.

Hr. Greverus aber, gleichsam als wären seine dreißig Argumente nicht kräftig genug, thut sich in einem langen Paragraph besonders darauf viel zu gut, daß sich in ganz Griechenland eine vom Hellenischen nur wenig abweichende Sprache erhalten habe. Der gute Mann hat aber nicht gemerkt, daß die größere Hälfte des Festlandes und der vorliegenden Inseln, besonders der streitbare Theil der Nation, das Schkypi redet, welches mit dem Griechischen ungefähr so viel Aehnlichkeit hat wie der Dialekt von Oldenburg und Hadeln mit dem Chinesischen. Georgati z. B. ist ganz von Schkypi bewohnt und die schöne Helenaja mit der „gekräftigten Wade," die der alte Greverus so eifrig „studirte", war ein Schkypi-Mädchen, wie es schon ihr Name andeutet. Das Neugriechische ist im byzantinischen Reich nur das Verständigungsmittel der eingewanderten Stämme unter einander und mit den Ausländern, da kein Fremder das Gerede der Bulgaro-Slaven, der Schkypi, der Zigeuner und Katalanen lernen wollte.

Ebenso gehören die suliotischen und die übrigen rumeliotischen Kapitäne, deren schlanker Wuchs und martialische Miene Hrn. Greverus als ein Hauptbeweis seiner Thesis gilt, insgesammt wie die Seehelden von Hydra, zur Schkypi-Race. Und wie oft soll man es denn wiederholen, daß namentlich auf dem klassischen Boden Attika's kein einziges Dorf das Griechische als Muttersprache redet? Wir lassen

den profunden Kenntnissen des Hrn. Greverus alle Gerechtigkeit widerfahren, so oft von Wein, Flöhen oder Strategie die Rede ist, da ein deutscher Grammatikus, wenn er Xenophons Anabasis lesen kann, eo ipso auch die zehntausend Mann zu befehligen versteht. Ohne alle Kenntniß der slavischen, albanischen und türkischen Syntax lasse sich ja Niemand beigehen, über die Redeweise des gemeinen Stadt- und Bauernvolks in Griechenland etwas Stichhaltiges aufzustellen. Hr. Greverus ist aber durchaus nicht der Mann, der hier mitzureden berechtigt wäre. Er will zwar in verschiedenen Stellen seines Buches dem Leser zu verstehen geben, daß er des Neugriechischen kundig sey. Allein aus der Art, wie er die Phrasen schreibt und erklärt, sieht man klar, daß er nicht mehr davon versteht als ein wandernder Handwerksbursch, der hie und da einen Trinkspruch oder Marktconversationsausdruck erhascht und stümperhaft niederschreibt.

So z. B. leitet Hr. Greverus das im Neugriechischen gebräuchliche Wort τζιμπούκι (sprich Tschibuki), das Pfeifenrohr, vom lateinischen Sambucus (320) ab, da es doch das ganz unveränderte چبوق *tschibuk* der Türken ist. Zugleich scheint Hr. Greverus unglücklicher Weise nicht einmal das neugriechische ΑΒΓ gelernt zu haben, weil es ihm sonst nicht entgangen wäre, daß die Neugriechen in ausländischen Wörtern das b durch μπ zu bezeichnen pflegen

„Schönen Dank", sagt Hr. Greverus S. 321, heiße auf Neugriechisch εὐ χαριστό, gleichsam als wären es zwei Wörter und heiße εὐ schön und χαριστό der Dank. Wer weiß denn aber nicht, daß im Neugriechischen εὐ gar kein selbstständiger Ausdruck ist, und daß man εὐχαριστῶ schreibt, was „ich danke" bedeutet und als Verbum und Perispomenon zur zweiten Conjugation gehört? Statt εἰς τὸ καλό, zum Guten, schreibt Hr. Greverus (277) ἴστο καλό, weil er weder die Orthographie kennt, noch von der slavischen Vorschlagsylbe ἐις (ις) eine Ahnung hat. Καλὴ Ψύχη heißt nicht „seliges Ende", wie uns Hr. Greverus glauben machen will, sondern „gute Seele", und ist ein Trinkspruch den man betagten Frauen in ganz Griechenland zuzurufen pflegt. Nur in Athen, wo Hr. Greverus in „vierwöchentlichem Gasthausleben" seine neugriechischen Studien machte, verbindet eine unerklärliche Lokal-Bizarrerie mit dem καλὴ ψύχη einen kränkenden, schiefen Nebenbegriff, und wollen die alten Frauen nicht, daß man sie „gute Seele" nenne. Dieser Umstand mag einen so wenig unterrichteten Mann wie Hr. Greverus allerdings in Irrthum führen. Auch ist es wohl verzeihlich, wenn ein friesischer Magister weder vom Türkischen noch vom Neugriechischen etwas versteht. Aber was soll man sagen wenn es dem gelahrten Herrn auch im Altgriechischen nicht überall glückt und er nicht einmal die Accente richtig setzen kann,

wie man aus einer Phrase S. 69 sieht? „Die Quellenaufseher", sagt er, „heißen auf Altgriechisch *ἐπίσταται κρήνων*, was, zwei Grammatikalfehler abgerechnet, auch ganz richtig ist. Jedermann weiß ja daß *ἐπιστάται κρηνῶν* geschrieben werden muß. Für einen Lehrer der griechischen Sprache sind solche Schnitzer freilich nicht besonders empfehlend. Sagen will man hiemit eigentlich nur so viel, daß Hr. Greverus besser thäte, in seinen Reisebeschreibungen die leidige Grammatik ganz bei Seite zu lassen, um den Leser ausschließlich mit seinen so zart und so witzig erzählten Abenteuern zu erquicken. Allein nicht zufrieden als Stylist, als humoristischer Reisender und als gelehrter Grammatikus zu glänzen und Griechenland vor aller Verunglimpfung siegreich zu schirmen, strebt Hr. Greverus in seinem streitbaren Sinn nach höhern Triumphen und erläßt S. 354, man weiß eigentlich nicht recht warum, ein scharfes Manifest gegen den „Fanatismus der römischen Kurie".

„Rom und seine Jesuiten", heißt es in diesem merkwürdigen Aktenstück, „wollen die Sonnenrinder der Zeit bei den Schwänzen wieder in ihre Kakushöhle ziehen! Wohin ihr Versuch führen wird, das werden wir sehen — gewiß nicht zur Unterwerfung der Welt unter den römischen Pantoffel, sondern nur dazu, daß die Protestanten zur Einheit erwachen, mehr als es seit langer Zeit der Fall war, das

Glück der Freiheit von aller Pfaffenherrschaft fühlen, und ihren katholischen Mitbrüdern, wo sie können, die Hand reichen, sich von dem Sklavenjoche zu befreien — was sie bisher unbarmherziger Weise nicht gethan haben! — Nur heraus zum offenen Kampfe, Hierarchie! — Licht oder Finsterniß die Losung — Vermittelung gibt es nicht und Dämmerung ist gerade die Zeit, wo die meisten Eulen fliegen! — Nun ja, wir Abendländer wollen schon mit dem Fanatism fertig werden!" —

O der fürchterliche Greverus, wie ein Centaur, wie ein Gigant rückt er heran,

Οἷος Κενταύρων στρατὸς ἔρχεται ἠδὲ γιγάντων!

Doch man verzage nicht, der Riese ist zu bändigen. Er deutet das Mittel zu seiner Besänftigung selbst klar und unzweifelhaft an. „Vierundzwanzig- und Sechsunddreißigpfünder in Pistolenschußweite auf die Brust gesetzt," ruft er bei Gelegenheit der Schlacht bei Navarino S. 373 aus. „Mir dröhnten beim bloßen Gedanken die Ohren." Hr. Greverus, so viel leuchtet ein, ist kein gewöhnlicher Gegner; es braucht grobes Geschütz, um ihn zum Schweigen zu bringen. Da wir aber mit dergleichen nicht versehen sind, lassen wir den Streit vor der Hand auf sich beruhen und eilen zum Schlusse.

Mit der Westküste Morea's, die er auf der Heimfahrt erblickte, war Hr. Greverus besser zufrieden als mit der Ostküste. In Korfu aber fand er weniger

Wohlstand als er erwartete. Jedoch sollten die Korfioten wünschen, dem griechischen Königreiche anzugehören. Hr. Greverus ist aber nicht geneigt, diese Insulaner jetzt schon in den hellenischen Staatsverband zuzulassen. Ihr Wunsch, sagt er, kann mit der Zeit einmal in Erfüllung gehen, wenn wir erst Konstantinopel haben, was natürlich nächstens geschehen wird.

2.

Hr. Herold hat vollkommen Recht, sein erngesundes Büchlein über Griechenland, ob es gleich dem Hauptinhalte nach schon früher in einer vortrefflichen Zeitschrift erschien, als besondern Abdruck und umgearbeitet dem Publikum vorzulegen. Tadeln, denn wir wollen gleich mit der Schattenseite herausrücken, kann man an dieser Schrift nur ihre Kürze. Wer so lange und in so günstigen Verhältnissen unter den Griechen lebte und der Landessprache so vollkommen kundig ist, und überdies im Schreiben so richtig Takt und Maß zu halten versteht, wie der Herr Verfasser, besitzt alle Titel über dieses interessante und so verschieden beurtheilte Land mit größerer Weitläufigkeit zu reden als es hier geschieht.

Man hat in Deutschland und wohl auch in

andern Ländern, an der poetischen Prosa, in der es bisher üblich war über neugriechische Zustände abzuhandeln, endlich von Herzen satt. Und eben weil in dieser Sache nur nüchtern, gut und naturtreu Geschriebenes noch Beachtung finden kann, glauben wir vorliegende Arbeit, so klein sie ist, dem lesenden Publikum empfehlen zu müssen. Hr. Herold machte zu verschiedenen Zeiten von Nauplia Ausflüge in die verschiedenen Theile Morea's, die mit einer vollständigen Rundreise durch die Halbinsel, und am Ende noch zur See nach einem großen Theil der Cykladen schlossen, so daß sein Bericht unter allen Touristen der sechs letzten Jahre, seiner Kürze ungeachtet, dennoch als der umfassendste gelten kann.

Es thut einem Leid, daß Griechenland so klein und das Ziel des Wanderers so schnell gefunden ist. Warum füllt nicht wenigstens (so denkt der Leser bei sich selbst) den leeren Raum zwischen Milos und Nauplia ein Kranz fruchtbarer, romantischer Eilande, damit uns Hr. Herold auch von diesen ein so heiteres und lebenswarmes Bild entwerfe, wie von Tinos, Naxos und Santorin? Oder vielmehr, wie kann denn Jemand, der sich mehr als zwei Jahre im Lande aufgehalten und dort so viel gesehen hat, seine Nachrichten auf 167 Seiten zusammendrängen, während Hr. Greverus, der kaum zwei Monate in Hellas war und diese Zeit noch großentheils im Wirthshaus verlebte, dennoch 387 enggedruckte Seiten zum Besten

gibt? Der Inhalt beider Schriften erklärt die Ungleichheit ihres Umfanges zur Genüge. Wenn es erlaubt ist der Sache den wahren Namen zu geben, so möchten wir Hrn. Greverus' Buch statt „Reiselust in Ideen und Bildern" lieber die „Wein- und Wanzenchronik von Morea" nennen. Denn streicht man alle die endlosen und ekelhaften Tiraden über die eben genannten Gegenstände, um die sich das Publikum gewiß eben so wenig kümmert als um die burlesken Balgereien und Wirthshausscenen des Herrn Magisters, aus dem Buche weg, was anders bleibt denn übrig zur Belehrung des neugierigen Lesers über das Land und seine Bewohner, als abgedroschenes Schulgezänk und geographische Notizen über das alte, längst vergessene Hellas, die man uns seit bald zwanzig Jahren in unzähligen Broschüren bis zum Ekel vorgetändelt hat? Hätte Hr. Greverus seine deutschen Landsleute in der Kunde Neugriechenlands nur um einen Schritt weiter gebracht, nur einen neuen Gedanken in Umlauf gesetzt, nur einen Irrthum berichtigt, so mußte man dieses einzigen guten Gedankens wegen alle Plattheiten seiner langweiligen Rhapsodie vergeben. Allein mit dem besten Willen haben wir im ganzen Buche nichts dergleichen zu entdecken vermocht. Hr. Greverus hat in Griechenland nichts gesehen und nichts gelernt. Wir machen ihm zwar keinen Vorwurf über seine Unwissenheit, denn Jedermann hat das Recht auf eigene Gefahr

ein Ignorant zu seyn. Hat aber ein solcher Mann die Unvorsichtigkeit, über eine Materie, in der es ihm erweislich selbst an den Elementarkenntnissen gebricht, als Diktator das Wort zu nehmen und besser Unterrichtete vor sein Tribunal zu ziehen, so darf man eine solche Thorheit nicht ungestraft vorübergehen lassen. Warum mischt sich der Mann in den Streit, ohne die beiderseitigen Akten einzusehen und mit Sorgfalt vorher zu prüfen, was und wie viel die Parteien bisher ins Spiel gebracht?

Bei Hrn. Herold dagegen hat der Schul-Enthusiasmus, dessen Spuren übrigens in seiner Schrift nicht zu verkennen sind, den gesunden Sinn nicht erstickt. Er hat gefunden, daß dem moraitischen Bauernvolk die albanische Sprache geläufiger als das Griechische ist; daß dies Albanesische meistens auf dem platten Lande, vorzugsweise jedoch unter den Weibern herrscht, die sehr wenig Verkehr mit den Romäern oder Gräken, d. h. Neugriechen, haben.

Unter allen deutschen Gelehrten, die seit dem Ausbruche der Revolution ihre Wanderzüge durch Morea drucken ließen, ist unseres Wissens Hr. Herold der erste, der in so klaren und unumwundenen Worten das Nebeneinanderwohnen zweier radical verschiedenen Volksstämme im Peloponnes beurkundet und eingesteht. Und zwar „gehöre das Landvolk beinahe insgesammt zur albanesischen Race und werde von den Gräken (der Städte) gering geschätzt."

Bei einer frühern Gelegenheit hat man schon einmal bemerkt, daß namentlich die Weiber auf der Insel Hydra erst seit dem Aufstande allgemein das Neugriechische zu lernen begonnen, indem das Albanesische bei ihnen, wie allenthalben in Griechenland, die wahre Haus- und Familiensprache bildet.

Die Albanesen sind auf griechischem Boden heut zu Tage was sie von jeher und überall waren, ein Schiffer-, Soldaten- und Bauernvolk, welches mit Kunst, Literatur und Wissenschaft seit uralter Zeit so wenig zu schaffen hatte, daß sie noch zur Stunde nicht einmal ein Alphabet besitzen. Ihr Idiom hat Ueberfluß an stummen e e und an Nasaltönen, folglich ist das französische ABC vorzugsweise geeignet, die Begriffe dieses ungelehrten Volkes darzustellen. Auch die deutschen Buchstaben mit geringem Zusatze könnten diesem Zwecke dienen; am wenigsten aber die griechischen oder gar die türkischen, deren sie sich häufig bedienen. Was z. B. der Grieche auf Hellenisch σελήνη und gemein φεγγάρι nennt, lautet im Albanesischen ungefähr wie „Hönöse" (die beiden ersten Sylben kurz und die letzte halbverschlungen, das Ganze aber durch die Nase gesprochen). Brod nennen sie Bouque, Fleisch Misch und die Traube Rusch (rrouche, doppel r am Anfang). Diéoue ist die Sonne, Gneri der Mann, und Dyàle der Knabe, Plural Dyàlem, und mit dem Artikel, der im Albanesischen nachgesetzt und angehängt wird,

Dyâlemte, die Knaben, τὰ παιδιά. Wenn der Grieche sagt: ἔλα μέσα, „komm herein!“ lautet dieselbe Phrase im Schkypi: ejám brdá. Vergleiche man den neugriechischen Satz: σ' τὸν Μορεὰν εὑρίσκονται πολλὰ χωρία, ὁπού μιλοῦν Ἀρβαντικά (d. i. in Morea findet man viele Dörfer, wo man Albanesisch redet) mit der albanesischen Uebersetzung: Nde more yâne schume katonde tschö flaçen Arbrischt, und man hat ein lebendiges Muster, wie man auf Hydra, in Attika und dem größeren Theile von Griechenland redet.

Ueber das geistige Vermögen dieses Albanesen-Volkes kann man sich kein Urtheil erlauben, da es in diesem Felde noch nie einen Versuch gemacht. Arbeitsam in der Heimath und tapfer im Kriege zu seyn, war bisher sein ganzer Ruhm. Es gab der Welt den Skanderbeg, den Markus Botzaris, die Männer von Suli und Hydra, vollgültige Bürgen soldatischer Tüchtigkeit und ächten Heldenmuths.

In Griechenland sind die meisten Albanesen Christen geblieben, während sie im Stammlande großentheils den Islam angenommen und sich über alle Provinzen des türkischen Reiches unter der Benennung Schkypitaren oder Arnauten als Miethsoldaten verbreitet haben. Mit dem Glauben ihrer Väter haben die christlichen Albanesen Griechenlands auch den alten Volksnamen bewahrt und nennen sich — nach dem

Genius ihrer Sprache — Arbrischt, woraus die Griechen Ἀρβανῖτις machen.[1] Für Grieche dagegen haben die Albanesen durchweg die Benennung Schkläriſcht, d. i. Sklave (Σκλάβος der Byzantiner), was bei uns vielen Leuten sonderbar scheinen mag. Vielleicht erkennt Hr. Greverus hierin auch eine Verschwörung des armen albanitischen Bauernvolks gegen das Hellenenthum!

Unter solchen Umständen wird es Niemand überraschen, wenn Hr. Herold sagt, die alten Eigennamen seyen im Gedächtniß der Moraiten vollständig erloschen, der Bach Heliſſon auf den Trümmern von Megalopolis heiße jetzt Warwuzena, und im Herzen der Halbinsel selbst seyen Leute zu treffen, die kein Wort griechisch verstehen.

Auch glaubt Hr. Herold, man könne ein eifriger Verehrer des classischen Alterthums seyn und doch die Bemerkung machen, daß die Spuren der untergegangenen helleniſchen Welt zwar an vielen Orten sichtbar, aber keineswegs von solcher Bedeutung seyen, als man durch Gell's Reiſebericht von Morea zu glauben veranlaßt werde. Und die Neugierde, die Alles zu sehen treibe, müsse sich am Ende mit einigen alten Trümmern begnügen. Neben einer seltenen Correctheit in griechischen Eigennamen ist es vorzüglich dieſer nüchterne, unpartheiiſche Sinn, der

[1] Viele Patronymica enden im Albaneſiſchen auf —ischt. Z. B. Türkiſcht, Frengiſcht, d. i. Türken, Franken.

dem Leser Vertrauen einflößt und Herold's Büchlein in die Reihe der vorzüglichsten Produkte dieser Gattung stellt. Die wenigsten Leser verlangen zu wissen, wie viel etwa ein deutscher Philolog in Morea Wein getrunken, oder wie oft ihn die Flöhe beunruhigt haben. Hr. Herold, scheint es, ist derselben Ansicht und versteht die Aufmerksamkeit des Lesers würdiger und geschmackvoller zu beschäftigen, als sein Herr Amtsbruder Greverus in Oldenburg, über dessen armselige Diatribe sich Herold's Beiträge so weit erheben,

Quantum lenta solent inter viburna cupressi.

Was Hr. Herold von dem schroffen Gegensatz und unaustilgbaren Widerwillen zwischen den Griechen der morgenländischen Kirche und ihren Brüdern, den römisch-katholischen Griechen von Alt-Syra und andern Cykladen erzählt, ist nur zu wahr. Allein vielleicht nicht ganz richtig ist seine Meinung, daß diese katholischen Griechen lauter Abkömmlinge abendländischer Kolonisten seyen. Einige Primatialgeschlechter abgerechnet, deren Familiennamen fränkischen Ursprung verrathen, sind sie doch zum Theil noch die alten, einheimischen Kinder dieser Eilande, die seit dem Concilium von Florenz (1436) die Union mit der abendländischen Kirche mit unverbrüchlicher Treue bewahren, und aus diesem Grunde von den Anhängern der Nationalkirche als Ueberläufer, falsche Brüder und Verräther gebrandmarkt und gleich unheilbar verpesteten Gliedern vom Körper der byzan-

tinischen Nation auf ewig getrennt und weggeschnitten sind. Nicht wer griechisch redet, sondern wer griechisch glaubt, gehört zum griechischen Volke, und die Nationalität im byzantinischen Reiche hat sich zu den Hörnern des Altars und zum ewig unwandelbaren Dogma der Kirche geflüchtet.

Zum Schlusse wollen wir noch eine Stelle in Betreff der dicht an Delos liegenden Insel Rheneia wörtlich anführen, weil sie in dem Verfasser eine seltene Mäßigung und Billigkeit in Beurtheilung kirchlicher Dinge offenbart.

„Die Insel Rheneia", heißt es S. 121, „ist ebenfalls öde, und ihr bisheriger einziger Bewohner, ein alter Einsiedler, durch gehässige Strenge unkluger Beamten, die in ihrem übertriebenen Eifer für Vermehrung des Kirchenschatzes jede leere Kapelle, jeden Zufluchtsort des Elends einziehen und feilbieten, ohne zu berechnen, wie sehr sie durch ihre Rücksichtslosigkeit dem Ansehen der Regierung schaden, aus seiner sichern Wohnung vertrieben worden. Dieser Gewaltstreich hat die Gemüther um so mehr empört, je schneller die Folgen davon fühlbar wurden. Wenn früher ein Schifflein durch Sturm genöthigt war, dort zu landen, so hatten die Seefahrer den Trost, bei einem lebenden Wesen Aufnahme und Brod zu finden. Als sich nun neulich ein gleicher Fall ereignete, und die bedrängten Schiffer an dem bekannten Orte Hülfe suchten, sahen sie sich zu ihrem Schrecken

getäuscht, und der Gefahr, zu verhungern, ausgesetzt. Denn man muß wissen, daß bei dem geringen Mundvorrathe, den diese Leute mit sich zu führen pflegen, leicht der größte Mangel eintritt, wenn sie durch irgend einen Zufall an der schnellen Erreichung ihres Zieles verhindert werden."

Vergleicht man diese humane schonende Rede mit dem tragi-komischen Bombast des Hrn. Greverus in seiner Kriegserklärung gegen die römische Kurie, so ist der Leser nicht lange zweifelhaft, auf welcher Seite der bessere Geschmack und der klügere Sinn zu suchen sey.

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
305 De Neve Drive - Parking Lot 17 • Box 951388
LOS ANGELES, CALIFORNIA 90095-1388
Return this material to the library from which it was borrowed.

MAY 01 2006

Form

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 898 046 8